J. Duvernets

Geschichte der Sorbonne,

in welcher

der Einfluß der Theologie auf den Staat

gezeigt wird.

Aus dem Französischen übersezt, von***

Mit einer Vorrede

des Herrn Professor Seybold.

Zweiter Band.

Strasburg,

In der Akademischen Buchhandlung.

1792.

J. Duvernets

Geschichte der Sorbonne,

in welcher

der Einfluß der Theologie auf den Staat

gezeigt wird.

Aus dem Französischen übersezt, von***

Mit einer Vorrede

des Herrn Professor Seybold.

Zweiter Band.

Strasburg,

In der Akademischen Buchhandlung.

1792.

Herrn

Eulogius Schneider,

Professor und bischöflichen Generalvikar

zu Strasburg

gewidmet.

Den von ganzem Herzen lieben,

Welcher uns zum Glücke schuf —

Wahre Menschenliebe üben —

Diß ist dein — ist mein Beruf!

Vorrede zum zweiten Bande.

Aus dem lezten Capitel dieses zweiten Bandes erhellet, daß der Verfasser auf die Aufhebung der Sorbonne antrug. Sein Buch erinnert die Nationalversammlung kräftig genug an dieses geistliche Tribunal, und daß die von ihm gewünschte Wirkung bis izt nicht erfolgte, sind entweder andere dringendere Beschäftigungen schuld, oder vielmehr gehört dieser Punkt in das Fach der Nationalerziehung, über die bis izt noch nichts entschieden wurde.

Auf der andern Seite mußte aber auch das Publikum vorbereitet werden, daß es nicht die Religion selbst in Gefahr glaubte, wenn dasjenige Institut aufgehoben würde, von dem man bisher gewohnt war, zu glauben: es seye der hauptsächlichste Wächter über die Reinigkeit des Glaubens. Er zeigte daher, wie oft es sich geirrt, wie oft seine Aussprüche nach dem Befehle der herrschenden Partei modificirt, wie es

sich nur mit elendem Schulgezänke beschäftigt, wie es die aufgeklärtesten Männer verfolgt hatte ꝛc.; mithin nicht kompetenter Richter seyn kann.

Dies ist der Geist des Werks, und wer sich in die Lage sezt, in welcher die Sachen in Frankreich, besonders in Rüksicht auf die Gährung in Religionssachen, wirklich sich befinden, der wird nicht läugnen, daß ein Buch, in welchem erwiesen wurde:

wie vielen und welch' schädlichen Einfluß ultramontanische Grundsätze auf die Ruhe eines Staats und die Aufklärung haben,

ein Wort war, geredet zu seiner Zeit! — Nun mag die Ausführung immer Fehler des Details, Sünden des Gedächtnisses, der Uebereilung ꝛc. haben, so gar manches hie und da ins Grelle gemahlt, und überspannt seyn. Der wahre Richter beurtheilt das Ganze, und vergißt weder das Land noch den Zeitpunkt, wo das Buch erschien.

Und für wen nun die deutsche Uebersezung? — Theils für diejenigen Gegenden Frankreichs, wo die Teutsche noch Mutterspracheist, theils für diejenigen Länder Teutschlands, die ähnliche geistliche Tribunalen, obgleich nicht unter dem Namen einer Sorbonne, in ihrem Schooße errichtet sehen. Ists nöthig, sie zu nennen?

In der Vorrede zum ersten Theile sagte ich: für Protestanten enthalte das Werk weniger neue Wahrheiten, als für unsere katholische Glaubensbrüder. — Es kann aber auch die Darstellung einer Wahrheit aus einem gewissen Gesicht-spunkte aufs neue für einen Staat nothwendig werden, wo sie es vorher unter andern Umständen nicht war. Ist nicht in einem genug bekannten protestantischen Lande seit Erscheinung jenes Bands eine Art von Sorbonne errichtet worden? — Man frage diejenigen, die darüber seufzen oder die Achseln zücken, ob es nicht gut ist, wenn Regenten und Minister erinnert werden, daß Freiheit zu glauben und

zu denken, was man vor GOtt verantworten zu können glaubt, durch geistliche Gerichtshöfe nicht eingeschränkt werden darf? Denn die Geschichte des Einflusses der Schultheologie auf den Staat stellt zu gleicher Zeit sehr oft auch die Geschichte des Einflusses der Regierung auf die Schultheologie dar.

Und so glaube ich meinem Namen keine Schande zu machen, wenn ich ihn auch dieser Vorrede des zweiten Theils unterschreibe, dessen Uebersetzung von mir durchaus revidirt, und von einzelnen Fehlern, zum Theile des Originals selbst, gereinigt wurde.

Buchsweiler, d. 11. Febr. 1792.

Seybold.

Die Geschichte der Sorbonne.

Zweiter Band.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Die Sorbonne sezt Heinrich III. ab. Ausschweifung der Pariser. Gefangennehmung des Parlements. Peinliches Verfahren gegen Heinrich III. Ausgelassenheit der Prediger. Vermahnung an die Pariser.

Die Anhänger der Ligue, erstaunt und ohne Anführer, wanden sich aufs neue an die Sorbonne. Dieser Gewissens-Rath sollte ihre Unternehmungen leiten. Sie befragten ihn in einer Bittschrift, welche Parthei sie ergreifen sollten, und die Sorbonne antwortet ihnen dadurch, daß sie die Franzosen von dem Eide der Treue lossprícht, und sie bevollmächtigt, die Waffen gegen Heinrich von Valois zu ergreifen. Sie erklärt alle Mittel der Vertheidigung für erlaubt — selbst den Meuchelmord nicht ausgenommen. Das Dekret der Sorbonne wird die Richtschnur der Beichtväter, der Prediger, und sogar des Volks, welches, wenn es nicht unterrichtet, oder, was noch weit ärger ist, wenn es

übel unterrichtet wird, sich immer sowohl durch die, welche ihm predigen, als auch durch diejenigen, welche Beicht sitzen, blindlings leiten läßt.

Die Folgen dieses Schlusses der Sorbonne waren abscheulich; das Volk hält in seiner Verirrung alles für erlaubt. Man bedeckt die Bildsäulen Heinrichs III. mit Koth, man verstümmelt sie; seine Wappen und Schilde werden mit Füßen getreten, und seine Siegel zerbrochen. Die Kapuziner und Jacobiner hatten ein Gemälde Heinrichs III. in ihren Klöstern; die erstern verbrannten ihm das Gesichte, und die Dominikaner hieben ihm den Kopf ab. Die Augustiner übergeben seine Abbildung dem Pöbel: dieser schleppt sie auf die schimpflichste Weise durch die Gassen. Die marmornen Grabmäler, welche er zu Saint-Maigrin, zu Quelus, zu Maugiron hatte errichten lassen, wurden niedergestürzt, und ihre Trümmer zerstreut. Die Universität führt ihre Schüler in Prozession nach der St. Genovefen-Kirche: jedes Kind kehrt bei dem Eintritte in den Tempel seine Kerze um, löscht sie mit dem Fuße aus, und schreit: Gott verlösche das Geschlecht der Valois! Wächserne Figuren, welche Heinrich III. vorstellten, werden während der Messe auf die Altäre gestellt: der Priester mischt unter die geheimnißreichen Worte der Einsegnung, die fürchterlichsten Verwünschungen, und gibt diesen Bildern jeden Tag einen Stich, am vierzigsten aber stößt er sie mitten in das Herze, in Hoffnung, den Valois durch diese gotteslästerliche

Mummereien wegzuzaubern, d. h. ihn zu tödten. Die nemliche Wuth, welche die Pariser beseelt, breitet sich auch in allen Provinzen aus. Toulouse ist nach Paris die Stadt, welche sich besonders durch Raserei auszeichnete. Das Bildniß Heinrichs III. wurde daselbst an einen Galgen gehenkt, hernach durch die Gassen geschleppt, und das verirrte Volk schrie dabei: um fünf Sols unsern Wütherich, um fünf Sols!

Es war kein Kloster, keine Gesellschaft, keine Bruderschaft, welche dem Duc und Kardinal von Guise nicht Leichenzüge und Todtenmessen hielt. Das Gemälde ihres Todes wurde zur Verehrung des Volkes ausgestellt. Die Prediger redeten von diesen zween Aufrührern nicht anders als von Blutzeugen der Wahrheit. Sehr oft ertönten ihre Kanzeln von diesen Worten: O heilige und gepriesene Märtyrer! gesegnet ist der Leib, der euch getragen, und die Brüste, die euch gesäugt haben. Zu Toulouse errichtete man ihnen zwo Bildsäulen, welche unter die Thore einer Kirche aufgestellt wurden; man machte, daß sie weinten, und das bethörte Volk lag vor denselben auf den Knieen, umarmte und betete sie an.

Die Mutter und Schwester der Guisen forderte mit großem Geschrei Rache von den Parisern. In lange Trauerröcke gehüllt, giengen sie von Haus zu Haus, von Kloster zu Kloster, und fleheten um Rache. Das Parlement verweigert dieselbe: aber der Duc von Aumale, den Schluß der Sor-

bonne in der Hand, will es zwingen, dem Heinrich von Valois den Krieg zu erklären. Die Sorbonne, das Werkzeug der Sechszehner, thut den Ausspruch, daß man die zwölf Parlementsräthe greifen könne. Zween aus den Sechszehnern, von dreißig Trabanten begleitet, unter welchen sich mehrere verlarvte Priester und Mönche befanden, begeben sich im Küraſſe, die Pistole in der Hand, unter Anführung des Bussi-le-Clerc, in den großen Rath. Bussi liest die Namen derjenigen ab, welche, wie er sagte, vor den Stadt-Rath gefordert werden: kaum hat er den Präsidenten Harlai genennet, so stehen alle Räthe auf; er befiehlt ihnen, ihre Size zu verlassen, und ihm zu folgen, und führt sie — mitten durch den Pöbel, welcher, durch seine Theologen verirret, mit großem Lärmen, unter Lästerungen verfolgt — in die Bastille.

Der Jesuite Commolet wurde ihnen in die Bastille gegeben, um zu predigen: und die Liguisten befreiten die schwachen oder fanatischen Räthe, welche ihnen nüzen konnten, wieder aus ihrer Gefangenschaft. Die Häuser derjenigen, welche gefangen blieben, wurden geplündert, und selbst mehrere Doctoren der Sorbonne hatten, wenn man anders den Geschichtschreibern jener Zeiten glauben darf, Antheil an dieser Beute. Ein neues Parlement wurde erwählt, und Brisson war schwach genug, daß er die Stelle eines ersten Präsidenten bei demselben annahm. Eines der ersten Verbrechen dieses Parlements war, daß es sich auf die Seite

des Volks und der Guisischen Parthei wand. Die Bittschrift, welche sie eingaben, sagt der Tessalonien, forderte, „daß Heinrich von Valois wegen „des Mords, den er an den sehr berühmten Per„sonen des Ducs und Kardinals vollführet hat, „sollte verdammt werden, knieend, an Haupte und „Füßen blos, einen Strick um den Hals, eine „brennende Kerze in der Hand, und in Begleitung des Henkers, Kirchenbuße zu thun; er soll „der Versammlung der Stände erklären, daß er „unrechtmäßigerweise und ohne Ursache diesen „Mord begangen habe; er soll Gott, die Gerechtigkeit, und die Stände um Verzeihung bitten; „er soll der Krone unwürdig erklärt, er soll verbannt, und für immer in das Kloster der Hieronymer zu Vincennes eingeschlossen werden, um „dort, auf Brod und Wasser eingeschränkt, sein „übriges Leben zuzubringen; und zur Vergeltung „dieser schlechten Handlung sollte man von ihm sagen: rex fuit, nunc asinus — er war König, „und ist izt nichts mehr, als ein Esel.

Die Pairs wurden zusammen berufen in das 30 Jän.
Parlement: jedes Glied dieser Gesellschaft schwur, sich wegen dem vergoßenen Blute der Guise zu rächen. Dieser Schwur wurde **der Eid der Union** oder Vereinigung genennt. Man schrieb die Formul des Eides nieder, und dreihundert und sechs und zwanzig Schwärmer unterzeichneten sie.

Den Tag nach dieser Verschwörung verordnete das Parlement, auf das Ansuchen der Katherine

von Cleve, den Prozeß gegen den Mörder des Ducs von Guise einzukleiden. Die Instruction dieses Prozesses wurde gedruckt, und um das thörichte Volk vollends zu verblenden, so wurde sie mit der Approbation zweier Doctoren der Sorbonne ausgeschmückt.

Der Vortrag der zween ernannten Kommissarien, eines Michou und Courtin, war gegen Heinrich III. Der General-Procurator Molé, sagt man, gab nach ihrem Vortrage die Konclusion; doch ist der Inhalt des Schlusses unbekannt, ja man weiß nicht einmal, ob einer gegeben wurde? Die Blätter des Parlements-Registers wurden zerrissen. Wahr ist es, daß dieser Prozeß übereilt wurde. Le Grain sagt: der Tumult des neuen Parlements war eben so wüthend, als — die Prediger.

Während das Parlement seinen König verurtheilte, so stellten die Liguisten eine Nachforschung über sein Privatleben an. Man sezte eine Schrift von allen widersinnigen Handlungen desselben, welche man nur ausspüren konnte, gegen ihn auf. Diese Schrift wurde von mehreren Doctoren der Sorbonne unterzeichnet, unter andern von dem Doctor Genebrard, einem elenden Priester oder Mönchen, von welchem wir in der Folge reden werden. In diesen Tagen der Gesezlosigkeit in Frankreich hatten Heinrich III. und die Liguisten ihre Abgeordneten zu Rom. Beide warfen sich zu den Füßen Sixtus V.; die einen begehrten im Namen Heinrichs III. die Absolution wegen der Ermordung

des Kardinals Guise; die andern wiesen ihm den Schluß der Sorbonne, und verlangten, er sollte den Valeser in den Bann thun.

In Erwartung dieses Bannstrals stellten die Liguisten die schändlichsten Gemälde gegen Heinrich III. vor die Augen des Volkes. Die einen zeigten ihn in der Stellung eines in Geilheit versunkenen Menschen, die andern in der Kleidung eines Zauberers, der Teufel beschwört: endlich sahe man Gemälde, auf welchen er mit Pluderhosen und in einem mit Teufeln übersäeten langen Rocke vorgestellt war. Man versezte die Buchstaben seines Namens Henri de voloir auf zwanzigerlei Weise: man fand darin *crudelis Hyenna*, andere *vilain Herodes* nichtswürdiger Herodes, und noch andere *dehors le vilain*, fort mit dem Elenden! Alle Schriften, alle Reden waren mit diesen Anagrammen ausgeschmückt. Die Bosheit der Prediger übertraf die Einfälle des Volkes weit; um die Wette schäumten sie Verleumdungen gegen diesen unglücklichen König aus. Ein Schwätzer derselben, welcher die Thaten des Valois schildern wollte, behauptete in einer Predigt, daß er seinem Kopfe nach ein Türke, seinen Händen nach eine Harpye, und seiner Seele nach ein Teufel seye.

Der Doctor Lincestre, mit dem Beinamen der Besessene, zeichnete sich durch seine Ausschweifung so sehr aus, daß man nichts dergleichen in der Geschichte irgend eines Volks finden wird. An dem Aschermitwoche verkündigte er seinen Zuhörern, daß

er das Evangelium dieses Tags bei Seite sezen wolle, um von den schröcklichen Thaten des Wütherichs von Valois zu reden. Er handelte lange von dem Dienste, welchen dieser Tyranne den Faunen und Satyren erweise: die Figuren dieser heidnischen Gottheiten, welche auf Leuchtern ausgegraben waren, dienten ihm zum Grunde dieser abscheulichen Lästerungen. Er nahm einen von diesen Leuchtern, und wies seinen dummen Zuhörern die Satyren, welche darauf ausgegraben waren: Sehet, sagte der Doctor Lineestre, sehet hier seine Götter! dies sind sie, die er anruft und verehrt. Dieser Leuchter war einer von den Zierathen der Kapelle von Vincennes, die Liguisten hatten ihn geplündert, und die Prediger zeigten ihn die ganze Fastenzeit hindurch dem Volke um die Wette vor.

Dies ist der nämliche Doctor der Sorbonne, welcher nach dem Tode der Guisen das erste Zeichen des Aufruhrs gab. Er predigte auf den Bartholomäus-Tag; und nachdem er den Valois als einen Tyrannen, Mörder, Barbaren und Zauberer, von dem man sich befreien müsse, abgeschildert hatte, so forderte er einen Eid von seinen Zuhörern, diesen Valois zu bekriegen, und den lezten Pfenning aus ihrem Sacke und den lezten Tropfen ihres Bluts dazu anzuwenden. Diese freche Lästerung endigte er, indem er schrie: „ schwöret es alle „ mit mir, und erhebet eure Hand zum Zeichen „ eures Eids, auch Sie, Herr Präsident, heben

„ Sie Ihre Hand auf, recht hoch heben Sie sie auf,
„ damit es jedermann sehe „ !

Dieser Präsident war der weise Harlai; er erhub seine Hand bei dem Geschrei dieses fanatischen Predigers — Verzeihen wir ihm diese Schwachheit, welche sein Herz mißbilligte! — Aber groß hätte er gehandelt, wenn er, statt die Hand aufzuheben, seine Stimme erhoben, wenn er die Heiligkeit der Gesetze, gegen diese höllischen Grundsätze der Sorbonne muthig vertheidigt hätte, die dieser elende Doctor, der schon so oft den Richterstuhl der Wahrheit durch die abscheulichsten Lügen entehrt hatte, auskramte.

Indem die Priester das Volk nach ihrem Wil- 13 Merz.
len aufhezten, und seine Einbildungskraft beherrschten, indem sie es zur Rache und zur Unordnung anspornten, kam Mayenne nach Paris. Die sechzehn Lasterhafte, welche daselbst Gesetze gaben, übertrugen ihm sogleich den Titel eines General-Lieutenants der Krone Frankreich. Das Parlement bestätigte ihm denselben; doch hätte er lieber den Titel eines Königs gehabt. Die hitzige Ducheffe von Montpensier drang in ihn, denselben anzunehmen: aber er hatte nicht den Muth, und erwartete alles von den Begebenheiten, welche er weder zu ordnen noch vorzubereiten wußte. Unterdessen gab er doch zu, daß man sein Bildniß mit einer Kaiser-Krone auf dem Haupte, öffentlich aufstellte.

Die zween Könige von Frankreich und Navarra, rückten gegen Tours vor. Dies war der Ort, wo sie die Vereinigung knüpfen sollten, aus welcher das Glück des französischen Volks entstund. Sulli war als Mittler bei derselben gebraucht worden. Mayenne, der Duc und Ritter von Aumale eilten herzu, um diese Vereinigung beider Könige zu hintertreiben: aber diese hatten sich der Stadt Tours schon bemeistert. Mayenne und Aumale nahmen die Vorstädte ein. Die Menschheit bebt, wann sie an die daselbst verübten Grausamkeiten denkt. Weiber und Jungfrauen wurden genothzüchtiget, die Kirchen geplündert und entehrt, die Katholicken beraubt und niedergemetzelt; der Duc von Aumale überwältigte in einer Scheune ein Kind von zwölf Jahren, indem er ihm ein Messer an die Kehle hielt.

Nach dieser schröcklichen Verrichtung zogen diese Straßenräuber wieder zurück nach Paris. Sie verwüsteten die Gegenden um diese Stadt, und brachten alle um, von denen man nur muthmaßen konnte, daß sie es mit dem Könige halten; überall, wo sie durchzogen, hinterließen sie Fußstapfen des Mords, der Kirchenräuberei und der schändlichsten Ausschweifung.

Die Rede, aus welcher wir hier einen kurzen Auszug geben wollen, wird unsern Lesern einen Begriff dieser jämmerlichen Zeiten beibringen, und ihnen eine der Hauptquellen dieses Unglücks eröffnen.

„ Mit euch rede ich, ihr Katholicken von Paris,
„ ihr katholischen Rebellen, die ihr unter dem Pa-
„ niere von Lothringen und Spanien einher zieht...
„ zu euch spreche ich.

„ Arme Elende! welche Raserei treibt euch?...
„ Nur mit Entsetzen sehe ich die Frechheiten, wel-
„ che eure Prediger gegen euren König ausspeien;
„ die Kanzel dient heut zu Tage zur Lästerbühne,
„ um sich an seinen Feinden zu rächen. Aberglau-
„ be borgt den Namen der Frömmigkeit, und un-
„ ter der Schminke der Religion predigen sie an
„ einem heiligen Orte, was man in einem Wein-
„ und Hurenhause nicht ungestraft sagen sollte.

„ Minutius Felix sagte zum Mark Aurel, täg-
„ lich beten wir für Eure Majestat. Was würde
„ dieser gute und christliche Philosophe sagen, wann
„ er unsere Prediger sähe, wie sie bei Strafe des
„ Banns verbieten, nicht für unsern König, nicht
„ für die Prinzen vom Geblüte zu beten — wann
„ er sehen müßte, wie sie die Zuhörer zum Meu-
„ chelmorde aufmuntern? Dies ist das wahre Mit-
„ tel, um Salcede und Girarde zu bilden, vor
„ welchen sich die Könige mehr zu verwahren haben
„ werden, als vor feindlichen Heeren.

„ In welcher Schule, ehrwürdiger Lincestre!
„ habt ihr gelernt, daß man das Volk zum Blut-
„ vergiessen und zur Meuterei gegen seinen Fürsten
„ aufmuntern soll? Wäret ihr unter den Heiden —
„ ihr hättet den Galgen längst geziert.....

„Die Posaunen des Satans haben das Volk „aufgewiegelt, um es in den Abgrund der Rebel„lion zu stürzen: Meister in unfläthigen Künsten „sind es, welche Hungers sterben sollten. Sie „predigen nicht das Wort Gottes, denn sie ver„stehen es nicht; sie schreien, wie gestupfte Esel, „denn sie können nicht wie vernünftige und ge„lehrte Menschen reden; sie unterhalten den Auf„ruhr: denn eure Vereinigung wäre ihr Verder„ben. Unterdessen gewinnen sie, der Eine eine „Pfarrstelle, wie Doctor Pigenat, der Andere eine „Abtei, eine Priorei, ein Bißthum, je nachdem „sie den Afterkönigen mehr oder weniger gedient „haben. Sie theilen den Raub der Häuser, wel„che den treuen Dienern des Königs zugehören.

„Dies ist immer das Unglück dieses Reiches „gewesen: nie waren große Spaltungen in dem„selbigen, wo man sich nicht der Prediger bedient „hat. Zur Zeit Heinrichs von England wurden „sie mit schöner blanker Münze bezahlt, um den „Engländern einen Eingang in Frankreich zu ver„schaffen, und ein Feuer darinnen anzuzünden, „welches nur durch den Tod von mehr, als hun„dert tausend Franzosen, gelöscht werden konnte.

„Pius V., dessen Andenken man noch verehrt, „schickte zwei und zwanzig Prediger auf die Galee„ren, deren ganzes Verbrechen darinnen bestund, „daß sie sich in Staatsangelegenheiten gemischt hat-

„ten. Auf dieſe Art hätte man mit den jetzigen „verfahren ſollen, wegen ihren ärgerlichen Predig„ten gegen den König....

„Aber, wendet ihr ein, der König iſt im „Banne, weil er dieſe zwei großen Prinzen der „Ligue hat umbringen laſſen..... Man hätte „ihnen, ſezt ihr hinzu, den Prozeß machen ſollen; „freilich wäre dieß zu wünſchen geweſen; aber wer „ſollte ſie anklagen? Wer hätte den Prozeß ange„fangen? Wer ihn eingeleitet? Wer das Urtheil „vollzogen? Ihr hättet ja einen Aufſtand erregt, „um ihn dem Tode zu entreiſſen, denn ihr waret „durch eure Prediger verführt. Hättet ihr wohl „denjenigen auf den Richtplaz führen laſſen, wel„chen ihr am Tage der Straßen-Verſperrung krö„nen wolltet? Es braucht hier nicht lange Re„dens, würdet ihr geſagt haben, führt den „Herrn nach Reims.

„Vater der Wahrheit! die Zeit hätte uns „ſollen zu erkennen geben, was die Häupter der „Ligue vorhaben. Der Großherr der Türken ſetze „dem Herzog von Mayenne eine Krone auf das „Haupt, und morgen ſchon wird er den Turban „ergreifen, er wird ihn alle Anhänger der Ligue „tragen laſſen, und, ſtatt an das Evangelium, „wird er ſie an den Alcoran glauben lehren.

„Nur Dummköpfe können denken, daß Stras„ſenräuber, Diebe und Mörder eine Religion ha„ben. Sie ſind wahre Atheiſten. Gegen wen wol„len ſie ausziehen? Gegen die Proteſtanten? Nein!

„ sondern gegen alle die, welche Geld haben, und „ welchen sie feind sind.

„ Die zweihundert Städte und Flecken, die sie „ eingenommen, geplündert und zerstört haben, wa„ ren sie Huguenotisch? So viele Parlementsräthe, „ Geistliche, Edelleute, Künstler, welche sie nie„ dergemezelt haben, oder die noch in Gefängnissen „ schmachten, sind es Huguenoten?...

„ Sind es Lehren der katholischen Kirche, „ wenn eure Soldaten die Priester zwangen, Völ„ ker, Schaafe und Schweine zu taufen? Sind „ es Thaten des Katholicismus, was euer Regi„ ment von Comeronde in Anjou vollführet hat, „ da es die Thore einer Kirche verbrannte, da es „ einen Mann, der vor einem Crucifixe auf den „ Knieen lag, und sich beklagte, daß man seine „ Frau geschändet hätte, an dem nämlichen Orte „ niedersäbelte? als man die Huren, welche der „ Armee nachliefen, in die Gewande der Heiligen „ kleidete? als man seine Nothdurft in Weihkessel „ verrichtete? Sind es Thaten des Katholicismus, „ als ein Soldat, dessen Hände noch von Menschen„ Blute gefärbt waren, sich in das priesterliche Ge„ wand einhüllte, und zwanzig von seine Kamera„ den, die vor ihm auf den Knieen lagen, das „ Nachtmahl reichte?

„ Die Thaten euers Ritters von Aumale, sind „ sie Werke des Katholicismus? als er ein Non„ nenkloster in der Straße Saint-Antoine verun„ reinigte? als er in der Vorstadt von Tours die

„ Weiber und Töchter der abwesenden Bürger den „ Soldaten Preis gab? als er, nachdem er dreißig „ derselben, die sich in einen Keller verborgen hat„ ten, entdekte, alle in die Kirche führen, und sie „ vor den Augen ihrer Männer, Väter und Müt„ ter nothzüchtigen ließ? als er unter einem Dache „ einem Kinde von zwölf Jahren seine Blume raub„ te, indem er ihm den Dolch auf die Brust setzte.

„ Erkennet doch, o ihr Franzosen! daß ihr „ durch die Betrügereien eurer Häupter hintergan„ gen seyd: bedenkt, daß ihr durch eure verräthe„ rische Priester verkauft seyd, die euch Blut, Rache „ und Aufruhr gepredigt haben: die, statt das Wort „ Gottes zu verkündigen, euch in der Lehre des „ Teufels unterrichtet haben. u. s. w....“

Danken wir diesem gelehrten Manne, welcher diese ernsthafte Warnung an die Franzosen that! Er that seinen Zeitgenossen einen weit größern Dienst, als manche unserer Leser wohl nicht denken können. Wahr ist es, durch diese Rede riß er nur wenige Bürger aus dem Irrthume; wahr ist es, daß die Sorbonne durch ihre Schlüsse weit mehrere derselben verführte. Aber das Schicksal will, daß die Wahrheit wenig Proseliten mache; ihr Gang ist langsam, aber der Irrthum ist reissend in seinem Laufe.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Neuer Schluß der Sorbonne gegen Heinrich III. Sixtus V. thut ihn in den Bann. Rede an die Sorbonne.

Heinrich III. ist also, wie wir gesehen haben, durch die Sorbonne des Königreichs entsetzt. Jeder Unterthan hält sich auf das Ehrenwort seiner Priester für frei; und mehrere unter denen, die sich frei glauben, buhlen um die Ehre, ihm den Dolch in das Herze zu stoßen. Man schildert ihnen diese Schandthat, als Heldentugend. Die Doctoren weisen ihnen den Himmel, als eine Belohnung des Mords ihres Königs an, die kleine Anzahl der noch treuen Parlementsräthe seufzt in Ketten, und die Anhänger der Guisen, welche aus ihren Gefängnissen entronnen sind, verbreiten Rebellion in allen vier Ecken des Königreichs.

Heinrich III., ohne Geld, ohne Muth, ohne Truppen, erschröckt durch das Gewitter, welches von allen Seiten gegen ihn loszieht, hat das einzige Mittel ergriffen, welches ihm noch übrig bleibt, um seine Krone zu erhalten, um die französische Nation — von dem Joche des Hauses Lothringen und der völligen Entkräftung, worinnen sie vielleicht izt noch schmachtete, wenn die Guisen sich auf den Thron geschwungen hätten — zu befreien.

Schon

Schon ziehen beide Heinriche gegen Paris. Die Liguisten, erstaunt, wenden sich aufs neue an die Sorbonne. Sie hoffen, wenn sie den Fanatismus noch um eine Stufe höher treiben können, das Gewitter, welches sie bedroht, zu beschwören, oder doch wenigstens zu entfernen. Die Sorbonne, welche die Franzosen schon von dem Eide der Treue gegen Heinrich III. losgesprochen hat, will auch noch durch einen neuen Schluß diejenigen, welche ihm treu blieben, verhindern, für ihn zu beten. Die Prediger schließen allen Mördern dieses Königs den Himmel auf, und die Sorbonne eröfnet die Hölle jedem guten Bürger, welcher aus dem Innersten seines Herzens einen Wunsch für ihn zum Himmel steigen läßt. Sie schärft den Predigern ein, dem Volke kund zu machen, daß es, ohne in den Bann zu kommen und ewig verdammt zu werden, für Heinrich von Valois nicht beten könne. In diesem zweiten Anathema sind auch die bourbonischen Prinzen mit eingeschlossen.

Unterdessen ist alles bereitet, um Paris, die Liguisten und ihre Pfaffen zu Rathe zu ziehen. Der Adel eilt, der Schlüße der Sorbonne ungeachtet, aus allen Provinzen Frankreichs, unter die Fahnen Heinrichs III.

Dieser König, an der Spitze von vierzigtausend Soldaten, durch kriegserfahrne Häupter angeführt, und durch Heinrich von Navarra unterstützt, fürchtet nicht mehr, seine Krone zu verlieren: aber eine andere Furcht kämpft in seiner

schwachen Seele — die Furcht vor dem Banne. Die Kanonen der Ligue, sagt er, schröcken mich weniger, als die Blitze von Rom. Sogar in vollem Rathe gesteht er diese Schwachheit, welche in unsern Tagen selbst eine schwache Seele schänden würde.

Endlich erscheint dieser von Pellevé so lange erflehte Bann in Frankreich. „Ueberwinden „müssen wir, sagt der Held aus Navarra, und „Sie werden losgesprochen. Werden Sie ge„schlagen, so bleiben Sie im Banne, ja er „wird noch schwerer und immer schwerer."

Dieser Bann betäubte nicht alle Franzosen. Die Liguisten bedienten sich desselben, um die Dolche des Fanatismus zu schärfen; aber es gab rechtschaffene Männer, gelehrte Bürger, welche aufgeklärt genug waren, um ihn zu verachten. Unter diesen hellen Köpfen versuchte einer, seine Zeitgenossen zu der Weisheit und zum Gehorsam zurücke zu bringen.

Die Rede, welche er an die Sorbonne hielt, ist wenig bekannt, und verdient, überall gelesen zu werden. Wir schreiben hier dieses seltene und kostbare Stück ab: der Leser wird es uns verzeihen. Sie bestätigt dasjenige, was wir von den Theologen jener unglücklichen Zeiten gesagt haben. Herr Anquetil meldet nichts davon in seinem Geiste der Ligue, und dennoch erkennt man aus dieser Rede den Geist der Ligue ganz!

Rede eines guten Bürgers an die Sorbonne.

„ An euch, meine Herren von der Sorbonne, „ an euch wende ich mich mit meiner Rede; an „ euch, die ihr die einzige Ursache alles unseres „ Unglücks seyd; an euch, die ihr auf Kanzeln „ und in Versammlungen euern König verleumdet, „ die ihr das Volk frei von dem Eide der Treue „ erklärt, die ihr den Aufwieglern Gelegenheit „ gegeben, den wahren und heiligen Wohnsitz der „ Gerechtigkeit zu verletzen; die ihr einigen Stras- „ senräubern die Waffen in die Fäuste geliefert habt, „ um ihn zu entehren. Es ist nothwendig zu wis- „ sen, wie ihr euch dabei verhieltet.

„ Geiz, Ehrbegierde und Bauch haben euch „ nach Benefizien lüstern gemacht. Um sie zu er- „ langen, mußtet ihr die Kanzeln besteigen, und „ euch in die Mine der Wahrheit kleiden. Um „ diese Mine zu erhalten, mußtet ihr nicht der „ Großen, selbst nicht des Königs noch seines „ Staatsraths schonen, und durch dieses Mittel „ seid ihr aus Dienern der Kirche selbst Staats- „ räthe geworden.

„ Das einfältige Volk dieser Stadt, das sanf- „ teste und gehorsamste der Erde, wann es Führer „ findet, die ihm seine Pflichten einschärfen, hat „ geglaubt, daß ihr ihm Wahrheit saget. Durch „ eure tägliche Verleumdungen habt ihr es eingela- „ den, sie nach Gefallen unter sich zu wiederholen. „ Aus dieser Erlaubniß, seinen Fürsten zu lästern

„ und Böses von ihm anzuhören, ist Verachtung
„ entstanden. Von dieser gieng man über zum
„ Murren und zu geheimen Anschlägen: und hier-
„ aus entstund dieser jämmerliche Aufstand, in wel-
„ chem wir izt leben.

„ Doch, ich lasse diese Klagen, um mich mit
„ euch, als mit Theologen, zu unterhalten: ich
„ frage euch also, ihr Herren von der Sorbonne:
„ welches Beispiels und Rathgebers habt ihr euch
„ bei Abfassung euers Schlußes bedient? Des heil.
„ Geistes, zu dessen Ehre ihr die Messe gefeiert
„ habt? Nein! er würde euch auf Jesum Christum
„ gewiesen haben, der sein ganzes Leben hindurch
„ bis an seinen Tod seinen Fürsten ehrte, ob er
„ schon unter seinen Befehlen mehr Legionen, als
„ Tiber einzelne Männer, hatte.

„ Ich komme auf die Apostel: nennet mir einen
„ einzigen, der eurer theologischen Facultät zum
„ Beispiele dienen könnte, um die ausserordentliche
„ Wuth, der sie sich überließ, zu rechtfertigen!
„ In den heftigsten Verfolgungen, welche sie wegen
„ der Religion erlitten, predigten sie wohl jema-
„ len dem Volke: es sollte sich von dem Eide der
„ Treue, mit welchem es seinen Kaisern verpflich-
„ tet war, entbunden glauben?

„ Sehen wir auf die erste Kirche: und ihr,
„ ihr Theologen, die ihr Schlüsse gegen euern
„ König abfaßt, laßt euch bei eurer Unwissenheit
„ belehren. Die erste Kirche hat sich ganz dem
„ Gehorsam ihrer Kaiser gewiedmet. Sie mußte

„ von ihnen tausend Bedrückungen dulden, und nie
„ spann sie einen Aufstand gegen sie an.

„ Ich will noch weiter gehen. Laßt uns den
„ Zustand und die Aufführung eurer Facultät in den
„ vorigen Zeiten untersuchen. Durchblättert eure
„ Jahrbücher, und ihr werdet finden, daß unge-
„ fehr im Jahre 1408 eure Facultät, den an dem
„ Herzoge von Orleans vollführten Mord öffentlich
„ vertheidigt hat, daß sie behauptete, jener Fürst
„ seie mit Recht und Billigkeit getödtet worden,
„ daß sie alle Mittel anwand, und alle Ursachen,
„ die sie nur finden konnte, hervor suchte, um
„ dieß zu beweisen. War damalen eure Facultät
„ so erfinderisch, um einen ungerechten Mord zu
„ billigen, warum findet sie es denn izt so unge-
„ reimt, daß der König die Häupter der Rebellion
„ zur Strafe gezogen hat?

„ Lernet, ihr Herren, daß es weit besser ist,
„ auf der Seite euers Königs zu stehen, als mit-
„ ten unter dem Pöbel den Narren zu machen....
„ Seht nicht auf das, was sich zugetragen hat,
„ sondern auf die Ursache dieser Begebenheiten.
„ Bewundert die Gedult euers Königes, der meh-
„ rere Jahre hindurch den Aufrührern zusahe. Sie
„ knüpften Bündnisse ausser dem Königreiche, sie
„ nahmen Gehalte und Geld von Auswärtigen, sie
„ verriethen die Geheimnisse der Krone. Feder-
„ mann, durch eure Reden getäuscht, verließ den
„ König, um ihnen zu folgen. Sie verlangten,
„ daß der König ihnen von seiner Verwaltung Rech-

„ nung geben sollte. Sie hatten gegen ihn verleum-
„ derische und aufhetzende Schriften ausgebreitet,
„ und den König verhaßt gemacht; sie machten ihm
„ den Thron Frankreichs streitig. Ja sie würden
„ ihn endlich sogar getödtet haben, wenn er ihnen
„ nicht zuvorgekommen wäre.

„ Aus euern Thränengüssen, die euch der Tod
„ der Guisen auspreßt, aus den Festen, die ihr
„ feiert, aus den Beschimpfungen, die ihr euerm
„ Könige erweiset, und aus allen euern Ausschwei-
„ fungen, sehe ich wohl, ihr Herren, daß wenn
„ die Guisen ihn gemordet hätten, ihr eure Feier-
„ kleider angezogen, und ein Te Deum angestimmt
„ hättet.

„ Wer seyd ihr denn, ihr Herren — wenn ich
„ eure Facultät betrachte — um euern Fürsten in
„ den Bann zu thun? um ihn der königlichen Hoheit
„ verlustig zu erklären? zeigt einmal die Vorrechte,
„ welche euch bevollmächtigen, euch, als unum-
„ schränkte Richter, in die Staatsangelegenheiten
„ zu mischen! zeigt diese Vorrechte vor, ihr, die
„ ihr größtentheils nichts, als Pedanten oder Igno-
„ ranten in Sachen von dieser Wichtigkeit, seyd.

„ Wir wollen doch die Form eures Schlusses ein
„ wenig weiter untersuchen — ihr erkläret die Un-
„ terthanen Heinrichs III. vom Gehorsam gegen
„ ihn frei, ihr lehrt sie, daß sie sich mit gutem
„ Gewissen gegen ihn waffnen können. Jesus Chri-
„ stus wollte über die Sünde des Ehebruchs kein
„ Urtheil fällen, da es doch nur eine Privatperson

„ betraf — und eure Sorbonne untersteht sich,
„ in einer der wichtigsten Sachen des Königreichs,
„ über die Fähigkeit oder das Unvermögen eures
„ Fürsten — über die Pflichten des Volkes gegen
„ seinen König zu entscheiden! ....

„ Was bleibt uns für ein Mittel gegen die vie-
„ len Uebel übrig, deren Urheber ihr seyd? Es
„ ist leicht, dieses Hilfsmittel zu finden. Versam-
„ melt euch von neuem in eurer sorbonnischen
„ Schule. Da euer Schluß die Ursache an dem
„ Aufstand des Volkes ist, so verfasset einen andern,
„ der es wieder zur Ordnung ruft. Ruft vor
„ diesem ausgelassenen Volke: Es lebe der König
„ Heinrich III. — und ihr werdet sehen, wie sich
„ die Wolke der Aufrührer sogleich zertheilt. Ihr
„ werdet die Verlöbniß des Volkes mit dem Köni-
„ ge, welche ihr getrennet habt, wieder herstellen.
„ Bisher seyd ihr die Verführer des Volks gewe-
„ sen; von izt an müßt ihr wieder seine Lehrer
„ werden! a)“

Diese Ermahnung war gut, sie war die Warnung eines Weisen; aber sie blieb ungenützt, denn

---

a) Diese Rede ist eines der kostbarsten Denkmäler aus den Zeiten der Ligue. Wir haben sie ungemein abgekürzt, aber ihre ganze Stärke ihr gelassen. Wir erlaubten uns sogar, statt der damals gebräuchlichen Wendungen, ihr neuere zu unterschieben, und die Ausdrücke, welche ausserordentlich veraltet waren, haben wir wieder ein wenig verjüngt.

sie war an Unsinnige gerichtet. Nur sehr wenige Personen brachte sie wieder zum Gehorsam, und die Schlüsse der französischen Theologen hetzte die Menge zum Aufstand.

Vierzigstes Kapitel.

Heinrich III. durch einen Dominikaner-Mönch ermordet.

Die zween Könige, Heinrich III. und Heinrich IV., beide im Banne, sind schon nahe an Paris. Der Taumel des Fanatismus, worein sie ihre Lehrer gestürzt hatten, hat diese Stadt aufrührisch und lasterhaft gemacht. Ihre durch Aberglauben verirrten Bürger hatten noch nicht Verstand genug, bei Ehrfurcht vor dem Könige ein freies Volk seyn zu wollen. Sie waren nur unsinnige Schwärmer, und verdienten die Ehre noch nicht, frei zu seyn. Die Stunde war nahe, wo sie bezwungen und zum Gehorsam gebracht werden sollten; aber ein junger Mönch, Namens Clement, ein unsinniger, finsterer, schwermüthiger Mensch, den man zum Morden abgerichtet hatte, drückte sie noch tiefer in den Schlamm des Unglücks, worein sie sich schon gestürzt hatten.

Schon oft hatte man gesehen, wie sich dieser junge Mann unter das Volk mischte; oft hatte

man gehört, wie er das Volk ermahnte, die Religion zu vertheidigen, wie er von nichts anders sprach, als von Tyrannen- und Ketzer-Morde. Sein bis zur Raserei ausschweifender Eifer hatte ihm den Uebernamen, Hauptmann Clement, verschaft. Dieser Beinamen schmeichelte seinem Ehrgeize, und erhizte sein übelverwahrtes Gehirn. Man gab ihm die Priesterwürde, und dieser neue Stand vermehrte seinen Haß gegen Heinrich III., den er als einen mörderischen und verfluchten König ansahe, noch mehr.

Die Mitbrüder Clements fanden Mittel, um die Gährung seines Fanatismus auf das äuserste zu treiben, auch den Himmel mit in das Spiel zu ziehen. Man brachte eine Oeffnung in seiner Zelle an; ein Mönch, mit einem glänzenden Schimmer umgeben, und ein bloses Schwerdt in der Hand, steigt, während der Finsterniß der Nacht, in diese Zelle. Das Geräusche und der Glanz erwecken den Hauptmann Clement: in der Betäubung und Verwirrung seiner Ideen wird er nicht gewahr, daß ein Mönch vor ihm steht. Diese glänzende Erscheinung dünkt ihm ein Engel zu seyn. Jacob, sagte er zu ihm, ich bin ein Bote des Allmächtigen, gesandt, dir zu berichten, daß durch dich der Wütherich Frankreichs getödet werden soll. Die Märtyrer-Krone ist dir bereitet; bereite auch du dich. Das Gespenste verschwand, und Clement, erschrocken über seine Erscheinung, eilt zu Bourgoing, seinem Prior: dieser unterhält ihn von der

Ehre, welche ihm Gott dadurch erweise, daß er ihn zum Vollführer seiner Rathschlüsse erwählt habe, und schickt ihn zum Pater Brusseau, der für einen Heiligen angesehen wurde. Brusseau bestärkt ihn in seinem Fanatismus, indem er ihm von einer Judith vorschwazte, welche den Holophernes berauschte, und bei ihm schlief, um ihm den Kopf abzuhauen; von einer Jael, welche mit Sissera das Gastrecht errichtete, und ihm hernach einen Nagel durch den Kopf schlug; von einem Aod oder Ehud, welcher den König Eglon tödete, und von den vielen andern heiligen Mördern, welche die jüdische Geschichte verschönern, in welcher man, wenn man anders so glücklich ist, einen etwas lebhaften Glauben zu haben, deutlich den Finger Gottes gewahr wird.

Bruder Clement sezte keinen Zweifel mehr in seine Berufung: er bereitete sich mit Fasten, Enthaltsamkeit und Gebete, zu dem Morde des Königs. In einer Nacht, da er in der Kirche betete, schrieen ihm die Mönche, welche sich hinter den Hohaltar versteckt hatten, mit majestätischer Stimme durch ein Sprachrohr zu: Jacob Clement, tödte den König! Dieser lezte Betrug vollendete seine Verirrung. Nun war er fest überzeugt, daß er bestimmt seye, das Interesse des Himmels zu befördern: er beichtete deswegen und kommunizirte. Man stellte ihn dem Duc von Mayenne, dem Duc von Aumale und der Herzogin von Montpensier vor. Der Engel hatte ihm die Märtyrer-Krone verspro-

chen; Mayenne versprach ihm ein Bißthum. Man behauptet, daß die Schwester desselben diesem jungen Mönchen andere Freuden zugesagt habe, welche seinem heftigen und durch Fasten, Enthaltsamkeit und Aberglauben erhizten Temperamente angemessener waren: ja man sagt, daß sie ihn sogar damit berauscht habe — aber kann man auch historische Thatsachen auf Volkssagen gründen?

Bruder Mergy bekam den Auftrag, das Messer zu kaufen, dessen sich Clement bedienen sollte, um Heinrich III. zu ermorden. Dieses Messer, welches zwei Sols kostete, wurde mit gewissen Ceremonien geweiht. Man rieb es, sagt Kalvin a) mit Specke, mit Zwiebelsaft und anderen Spezereien, die ihm eine unfehlbare Kraft mittheilen sollten.

Der Hauptmann Clement geht also, durch Bourgoing, seinen Prior, mit dem heiligen Messer bewaffnet, durch den Zuspruch seines Beichtvaters, des Brusseau, eines Doctors in der Theologie, gestärkt, und mit einem Briefe, — den man Harlai, dem Präsidenten, der in der Bastille gefangen saß, abgelockt hatte — versehen, nach Saint-Cloud, wo sich Heinrich III. damals aufhielt; er war feste überzeugt, daß er, wann er ihn durchbohrte, die Licht-Krone der Märtyrer, oder ein Bißthum, oder aber die Gunstbezeugungen einer schönen Frau zu erwarten habe. Ein vernünftiger Kopf kann frei-

a) B. 15. S. 119.

lich diese drei Dinge nicht zusammen reimen; aber in dem verwirrten Hirne eines dummen und berauschten Mönchen paßt sich alles so gut es kann, oder vielmehr nichts paßt sich, er geht seinem Zwecke entgegen, wie ein Unsinniger.

Der Mönch kömmt zu Saint-Cloud an; man forscht ihn aus, man befragt ihn, man scheint Mißtrauen in ihn zu setzen: aber seine Antworten sind passend, und die ungezwungene Art derselben verräth seine Heuchelmine nicht. Diese Antworten sind meistens nichts anders, als Lügen; aber zwanzig heilige Beispiele aus dem alten Testamente berechtigen ihn, in dem zu lügen, was er von Gotteswegen zu thun glaubt. Man giebt ihm das Nachtessen, und die Unruhe wird immer größer: ehe er sich niederlegt, begehrt man zu sehen, was er in den Taschen hat. Hier, sagt er mit völliger Gleichgültigkeit, hier ist mein Messer und mein Brevier. Während der Nacht durchsucht man ihn, er war fest eingeschlafen. Sein Brevier lag neben ihm, aufgeschlagen bei der Geschichte der Judith. Dieser Umstand hätte Mißtrauen erwecken können; aber der tiefe Schlummer, in welchem dieser Schwärmer lag, beruhigt alle, die den Auftrag hatten, ihn zu beobachten.

Am folgenden Tage wird der Mönch vor den König vorgelassen; er wirft sich ihm zu Füßen, um ihm den Brief des Präsidenten Harlai zu überreichen, und indem er wieder aufsteht, stößt er Heinrich III. das Messer in den Unterleib. Die, welche

ihn umgeben: stoßen den unglücklichen Schurken im Schrecken und der größten Wuth mit ihren Degen nieder.

Die Nachricht von dem Tode des Königs und des Mönchen, seines Mörders, verbreitet sich sogleich in Paris. Man stekt grüne Feldzeichen aus, als Beweise seines Vergnügens; man zündet Freudenfeuer an; auf den Straßen hört man nichts, als Lieder, um diese Begebenheit zu feiern. Die Dominikaner danken dem Himmel in einem Te Deum, wobei sich ein unzählbares Volks einfindet. Die Herzogin von Montpensier läuft in die Franziskaner-Kirche, steigt auf die Stufen des Hohaltars, verkündigt den Tod Heinrichs von Valois, und vermahnt das Volk, Heinrich IV. nicht als seinen König zu erkennen.

Von dem Mönchen, dem Hauptmann Clement, redet man nicht anders, als von einem Helden, der sich dem Tode aufopferte, um die Religion zu retten, und Frankreich von einem Verfluchten zu befreien. Seine Abbildung wird zur öffentlichen Verehrung ausgesezt, und sein Name in das Martyrologium der Heiligen aus dem Dominikaner-Orden eingeschrieben. Die Tempel ertönten von seinen Lobsprüchen. Die Prediger wiesen ihn dem Volke in Gemälden, worauf er, mit der Palme der Blutzeugen in der Hand, und einem goldenen Schimmer um das Haupt, vorgestellt war. Seine Mutter wird nach Paris berufen, und man trägt sogar in der Raserei des Volkes darauf an, dem

Heiligen Clement eine Bildsäule auf einem marmornen Pfeiler in der Kirche zu Unserer lieben Frauen aufzurichten.

Der Tag, an welchem Rom den Tod Heinrichs III. vernahm, war ein Tag des Triumphs und der Heiterkeit. Man gibt vor, Sixtus V. habe den Heldenmuth Clements mit der Herzhaftigkeit der Judith verglichen, die den Holophernes umbrachte. Man sezt hinzu, daß dieser Papst, in der Uebermaße seiner Freude, behauptet habe, die Menschwerdung und Auferstehung hätte kein größer Glücke auf der Erde hervorgebracht, als das Messer des Clement. Diese dem Sixtus zugeschriebene Aeusserung ist nicht glaublich; aber auch unglaubliche Dinge sind oft sehr wahr.

Auf wessen Rechnung kann man wohl die Ermordung Heinrichs III. schreiben? wir wagen nicht zuviel, wenn wir sie der Bulle des Papsts, die ihn excommunicirt hat, den Predigern, die ihn verleumdeten, und der Sorbonne, welche die Franzosen von dem Eide der Treue losgesprochen hatte, zur Last legen. Denn der Ehrgeiz und die Rache der Guisen waren nur Neben-Ursachen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Schluß der Sorbonne gegen Heinrich IV. 1589 und 1590.
Königliche Würde des Kardinals von Bourbon. Beicht des Givri.

Die erste That der Regierung Heinrichs IV. war, den Tod Heinrichs III. zu rächen. Er ließ den Mörder desselben, in seinem Mönchkleide, viertheilen, seinen Leichnam verbrennen, und die Asche in die Lüfte streuen. An eben diesem Tage wurde ein anderer Dominikaner, Johann le Roi, welcher den Kommendanten des Schlosses Coutance ermordet hatte, in einen Sack genäht, und in den Strom geworfen.

Heinrich der IV. verurtheilte und strafte diese französischen Mörder, und war doch noch nicht als König von Frankreich anerkannt. Die Edelleute erfüllten sein Lager mit Murmeln und Geschrei; die einen zogen sich zurücke, und begaben sich auf ihre Schlösser; die andern verkauften ihm ihre Dienste sehr theuer. Einige sagten: Lieber sterben, als einen Hugenotischen König haben. Sire sagte Givri, Sie sind der König braver Männer, nur Memmen verlassen Sie. Nach langen und lebhaften Unterhaltungen, leistete die größte Anzahl Heinrich IV. den Eid der Treue, schwur, ihr Leben zur Erhaltung der Rechte Heinrichs IV. und der katholischen Religion aufzuopfern.

Damit hatte aber Heinrich IV. noch wenig erhalten, daß er im Lager zu Saint-Cloud, als König von Frankreich, erkannt wurde: er mußte auch noch dieß Königreich, welches ihm die Ehrbegierde Mayennes und der Fanatismus der Priester entrissen hatte, erobern. Bei den Griechen und Römern beweinte die Priesterschaft, in Tempeln verschloßen, die Unglücksfälle des Staats, und vermehrte sie nicht. In Frankreich aber, so wie in allen katholischen Ländern, sahe man die Geistlichkeit sich in die großen Staatsangelegenheiten mischen, sich über die Gränzen ihres allein geistlichen Amtes hinaussetzen, und die Ehre anmaßen, sie zu leiten.

Schluß der Sorbonne gegen Heinrich IV.

Nach dem Tode der Guisen sahen wir die Sorbonne, wie sie Heinrich III. seiner königlichen Hoheit verlustig erklärte: wir sahen sie einen fanatischen Mönchen, der diesen König ermordet hatte, unter die Heiligen und Märtyrer zählen: nun müssen wir sie auch Heinrich IV. der Krone unfähig erklären, und jedem Franzosen mit Banne und ewigem Tode drohen sehen, der ihn als König erkennen würde. Sie verbot jeden Umgang mit dem Bearner, ihm Auflagen zu bezahlen, und foderte überdieß von jedem guten Katholicken, er solle glauben, daß er, ohne Gott zu beleidigen, einen Abtrünnigen nicht als König erkennen könne, und auch dann nicht, wenn er seine Ketzereien abschwüre.

Dieser Schluß der Sorbonne vollendete den Aufruhr in Frankreich; er vertilgte gänzlich alle Gewissensbisse ängstlicher Seelen. Mit gutem Gewis-

sen grief man nun zu den Waffen. Man glaubte, Gott zu gehorchen, indem man sich nach den Lehren seiner Seelsorger richtete. Ein Franzose, der unentschlossen ist, auf wessen Seite er sich wenden soll, hat nichts mehr einzuwenden, wenn man ihm sagt: „Die Lehrer des Gesetzes haben es beschlossen; wenn es auch ein Verbrechen wäre, Heinrich IV. nicht zu gehorchen, so würde dir diese Sünde nicht zugerechnet: die Priester, welche dir Gott zu Führern verordnete, müßten diese Sünde verantworten; sie sollen unterscheiden, was gut und böse ist; sie sind die in Religionssachen verordnete Richter; gehorche also ihrer Stimme ohne Furcht!“

Die Geistlichkeit von Paris unterzeichnete den Schluß der Sorbonne; nachher wurde er in alle Provinzen, als eine Glaubensregel geschickt, welche jeder Franzose blindlings befolgen sollte. Die Liguisten, durch diesen Schluß unterstüzt, kamen miteinander überein, den Unions-Eid zu erneuern. Paris gab das Beispiel, und alle Städte empfiengen den Befehl dazu. Um diesen Eid feierlicher zu machen, nahm man die Religion zu Hülfe. In der Kirche wurde er geschworen, und nach Begehung einer feierlichen Messe, begab man sich auf das Rathhaus, wo sich die ganze Gemeinde versammelt hatte. Man legte ihr den Schluß der Sorbonne gegen Heinrich IV. vor, und jeder Inwohner unterzeichnete seinen Namen. Dieser Schluß wurde also eine wahre Kriegserklärung des Priester-Ordens gegen ihren Landesherrn.

Das Parlement, Mayenne und die Sechszehner übertrugen die Krone dem alten Kardinale von Bourbon: man gab ihm den Titel Karl X. Es wurden Münzen unter seinem Stempel geschlagen, und alle Befehle der obersten Gerichtshöfe, in seinem Namen abgefaßt. Man warb Soldaten, und die Franzosen schlugen sich für dieses Schattenbild von König, welcher in seinem Gefängnisse, worinn er damals saß, vernünftig genug war, Heinrich IV, seinem Neffen, zu huldigen.

Mayenne zieht an der Spitze eines Heeres gegen Heinrich. Sie treffen auf einander in dem Ländchen Caux. Mayennens Stellung war so vortheilhaft, daß er den Parisern durch Eilboten ankündigen ließ, sie werden den Bearner in wenig Tagen überwunden und gefangen in Paris sehen. Jeden Augenblik erwartet man ihn also, diesem Berichte zufolge, gebunden und kreuzweis geschlossen; schon ertönten die Straßen von garstigen Liedern gegen den Bearner; aber das Schicksal beschloß es anders.

Die schon zu Argues geschlagenen und zerstreuten Liguisten hatten kein besser Glück zu Ivri. Gleich den folgenden Tag nach dieser Schlacht, welchen Heinrich IV. den Tag des Herrn nannte, bot er dem Mayenne Frieden an. Er, unentschlossen, ob er ihn annehmen, oder sich nach Paris begeben sollte, verbarg sich zu Saint-Denis.

Der Kardinal Caetan wünscht, der Mittler dieses Friedens zu seyn. Dies war ein eitler Mann, klein in allem, und ehrgeizig. Sixtus V.

hatte ihn unter dem Titel eines Legaten nach Frankreich geschickt. Belarmin und einige Theologen begleiteten ihn, im Falle es etwas zu streiten geben sollte. Ein kleiner Trupp von Soldaten, der diese Theologen beschützen sollte, wurde auf dem Wege angefallen und geschlagen. Caetan rettete sich zuerst, und kam in Paris als Flüchtling an. Kaum war er daselbst, so bestätigte er alles, was die Liguisten gethan hatten. Heinrich der IV. fordert Theologen, um sich zu unterrichten; aber Caetan verbietet den Geistlichen, sich zu ihm zu begeben. Um den Frieden zu befördern, nimmt Heinrich IV. seine Vermittlung an, und erduldet ruhig den Stolz dieses Italiäners, nicht aus Schwachheit, sondern aus Liebe zu seinem Volke, dessen Glücke er beschleunigen wollte. Sein Geist, der in die Zukunft dringt, sieht die Franzosen glücklich unter seiner Regierung, und jede Verzögerung dieses Glücks verwundet seine Seele.

Caetan beträgt sich in allen Unterhaltungen mit Heinrich IV. nicht als einen Diener des Friedens, sondern als ein Abergläubischer. Er, der nicht weiß, wie er den König zur Veränderung seiner Religion vermögen soll, sucht die Rolle eines niedrigen Verführers zu spielen. Er stellte die Treue des Givri, der seinen König über alles liebte, — dem er an Herzhaftigkeit, Freimüthigkeit, Heiterkeit und Verachtung gegen Abergläubische gliech, — dieses Mannes Treue stellte er auf die Probe. Der betrügerische Caetan, der ihn nicht zur Verrätherei verführen

konnte, suchte ihn zu einem Blödsinnigen zu machen, und ermahnt ihn, Verzeihung des Vergangenen zu begehren.

Givri wirft sich zu den Füßen des Legaten, und begehrt mit gefalteten Händen eine allgemeine Lossprechung der begangenen Sünden. Der Italiäner, aufgeblasen, einen französischen Helden zu seinen Füßen zu sehen, gibt ihm die Absolution, die er begehrt. Givri, noch immer auf den Knieen, ruft: Herr Pater, geben Sie mir auch Absolution für die Zukunft, denn ich bin völlig entschlossen, die Liguisten aufs neue zu schlagen. Nach diesem Spasse, steht Givri auf, und geht. Der beschämte Legat erröthet, und knirscht für Wuth. Die Umstehenden lachen über seine Verwirrung. — Auch wir würden lachen, wenn unser Geist nicht zu tief von alle den Ausschweifungen, die wir noch zu erzählen haben, durchdrungen wäre.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Neuer Schluß der Sorbonne gegen Heinrich IV. 1590.
Blockirung der Stadt Paris. Hungersnoth. Abscheulichkeiten. Musterung der Waffenträger der streitenden Kirche. Doctor Rose.

Der Kardinal-König, mit dem Spottnamen, 9 Mai.
der rothe Esel, starb im Gefängnisse. Nach seinem Tode hatte die Krone viele Werber. Der König von Spanien forderte sie für seine Tochter, als Erbin seiner Gemahlin Elisabeth, der Schwester Heinrichs III., und der Herzog von Savoyen für sich, und gründete sein Recht auf Margaretha, seine Mutter, der Schwester Heinrichs II. Der Herzog von Lothringen behauptete, sie gehöre seinem Sohne, als Erbe der Claudia, der Schwester Heinrichs III. Der junge Kardinal von Bourbon, der eben so wenig Wiz besaß, als der Verstorbene, und sich in allem von den Theologen leiten ließ, glaubte, der rechtmäsige Erbe derselben zu seyn. Die Liguisten hatten vor, sie dem jungen Duc von Guise aufzusetzen, der im Gefängniß war. Mayenne wollte sie für sich, und wagte doch nicht, sie zu ergreifen, sondern erwartete sein Schicksal von dem Glücke der Waffen.

Heinrich IV. ist der Einzige, welcher ein Recht auf den Thron hat, der Einzige, der ihn verdient,

und der Einzige, welchen der Fanatismus förmlich davon ausschließt. Der Tod des Kardinals von Bourbon beschleunigte sein Glücke nicht. Die Liguisten bedienten sich aufs neue der Sorbonne wider ihn. Sie erneuerte ihr Dekret, und erklärte ihn, weil er ein Abtrünniger seie, für immer der Krone unwürdig; sie schärfte allen Pfarrern ein, dieses Dekret von der Kanzel zu verkünden, und den Beichtvätern, von ihren Beichtkindern eine gänzliche Beipflichtung ihres Schlusses zu fordern. Man bediente sich also des Sakraments der Versöhnung, um Aufruhr und Krieg zu verlängern. So verdickte die Theologie die Binde der Leichtglaubigkeit vor den Augen eines verführten Volks. Die Liguisten wanden sich auch an den Papst, sagt ein Geschichtschreiber, durch Unterhandlung der Sorbonnisten, ihrer Anführer; und eben diese Führer waren dumme, stolze und blutgierige Geschöpfe, die nur gewohnt waren, Pedanten in ihren Schulen zu machen. Der Papst versprach Mannschaft und Geld; aber er gab keines von beiden. Das Parlement vereinigte sich mit der Sorbonne, und verbot durch einen Schluß, bei Todesstrafe, nicht vom Frieden zu reden.

Blockirung der Stadt Paris.

Heinrich IV. belagerte Paris. Diese Stadt hatte damals keine andere Besatzung, als einige spanische Truppen und einige Bürger-Kampagnien, die mit alten verrosteten Flinten bewafnet waren. Mayenne war abwesend. Heinrich konnte sich der Stadt bemeistern, aber die Folgen eines Sturmes

machen ihm Entsetzen. Er wollte die Einwohner lieber durch Hunger zum Gehorsam bringen, als sie erwürgen. Er begnügt sich, die Stadt zu sperren, und ihr die Lebensmittel abzuschneiden, in Hoffnung, die Hungersnoth würde ihre Religions-Wuth abkühlen. Aber dieser gute König betrog sich.

Hungersnoth.

Die Hungersnoth füllt sich bald in Paris: aber die Einwohner, welchen ihre Prediger den offenen Himmel und die Märtyrer-Palme zeigen, die sie erwartet, trozten dieser Geisel, welche von Tag zu Tag tiefere Wunden schlug. Mitten in dem Elende, dessen Beute sie sind, versammeln sie sich auf dem Rathhause. Hauptleute und Bürger schwuren daselbst, eher zu sterben, als einen ketzerischen König zu erkennen. Die größte Anzahl derer, die den Frieden begehrt hatten, wird zum Tode verdammt, und mit einer stolzen Verstockung überläßt sich das Volk allen Schrecknissen der Hungersnoth.

Der spanische Gesandte, Mendosa, ließ halbe Sols mit dem Wappen Philipps II. schlagen, und ganze Händevoll derselben in den Kreuzstraßen auswerfen. Das Volk schrie: Es lebe der König von Spanien! aber bald wurde das spanische Geld unbrauchbar. Man hatte Geld, aber kein Brod. Jetzt veränderte das Volk seine Sprache: Gnädiger Herr, schrie es unter seinen Fenstern, behalten Sie Ihre Sols, und geben Sie uns Brod. Der Legat hörte nicht auf, Indulgenzien, in articulo mortis zu ertheilen, und diese unentgeltliche Indulgenzien waren der Trost der Sterbenden.

Die Geistlichen und Mönche, die vollauf hatten, predigten Gedult und Selbstverläugnung. Unterdessen befiehlt man, die Frucht-Böden zu besichtigen. Tyrius, Rector der Jesuiten, begehrt von dem Legaten, daß sein Kloster mit der Durchsuchung verschont werde. Der Schöffe der Kaufleute, der eben bei dieser Bitte zugegen war, findet dieses Begehren höchst unbillig und unchristlich, und fängt seine Nachforschungen bei dem Jesuiter-Kollegium an. Sie waren für ein ganzes Jahr mit Frucht, Zwiback und eingesalzenem Fleische versehen, und keinen geringern Vorrath hatten die Kapuziner. Alle Mönchen predigten also, aus der Fülle des Ueberflusses, dem Volke vor, es seie rühmlicher, Hungers zu sterben, als den Bearner, als König zu erkennen.

Die Eröfnung der Frucht-Böden war eine Hülfsquelle; aber nur für einen Augenblick. Als man keine Früchte mehr hatte, so nahm man seine Zuflucht zu den Thieren. Pferde, Esel, Katzen und Hunde wurden verschlungen. Eine Kammerfrau bei der Herzogin von Montpensier, starb Hungers. Die Herzogin selbst, welcher man für ihren Hund zween tausend Thaler in goldenen Ketten und Ringen bot, antwortete, sie wolle den Hund zu ihrem Gebrauche behalten, wenn ihre Lebensmittel aufgezehrt seien.

Man bereitete Speise aus zerriebenen Schiefersteinen, mit Kleie und Heublumen vermischt. Aber die Plage vermehrte sich von Tag zu Tag. Man

war gezwungen, die Todten-Aecker zu durchwühlen. Die Gebeine der Leichname und der Thiere, die man verzehrt hatte, aufzulesen, sie in Mehl zu verwandeln, und daraus eine Nahrung zu verschaffen, welche den Keim der Pest und des Todes in sich schloß. Menschen sahe man das Gras abwaiden, welches auf den Gassen wuchs, und sich noch glücklich schätzen, es zu finden. Mütter trieben, um ein Leben, welches ihnen abscheuungswürdig vorkommen sollte zu verlängern, ihre Verirrung so weit, daß sie ihre eigene Kinder verzehrten. In dem Schranke einer Dame fand man den Schenkel eines Kindes, welchen sie sich in einem Topfe hatte kochen lassen. Schon war es der zweite, an dem sie seit acht Tagen zehrte. Mehr, als achttausend Menschen starben in Zuckungen, vom Hunger erregt!

In diesem äußersten Elende versammelten sich die Pariser auf dem Rathhause; sie wagen es nicht, vom Frieden zu sprechen; aber man beschloß, den Himmel anzuflehen, der sie ihrer eigenen Wuth zu überlassen schien. Die Jungfrau, welcher man in Europa am meisten Ehre erweißt, wird zur Schutzgöttin erwählt. Dieß ist Unsere liebe Frau zu Loretto; ihr gelobt man ein silbernes Schiff, dreihundert Mark schwer, und die Hungersnoth wird — immer größer.

Unterdessen murrt das Volk; die Springfedern seines Fanatismus scheinen zu ermatten; aber man findet ein Mittel, ihnen noch einige Tage Kraft

zu verschaffen. Man beschäftigt es mit Gebeten, Predigten und Segnungen. Man zeigt ihm von Kanzeln herab das Crucifix, man hält ihm von Altären das Sacrament vor, und schreit ihm zu: „Lernet für einen Gott sterben, der für euch „gestorben ist!“

Unter den Prozessionen, womit man den Parisern die Zeit vertrieb, ist besonders eine, die beschrieben zu werden verdient. In den Nachrichten der Ligue ist sie bekannt unter dem Namen: Die große Musterung der Waffenmänner der streitenden Kirche. Mehr, als zwölfhundert Mönche und Welt-Priester, giengen mit dieser Prozession: die Mönche nahmen den Titel an, Waffen-Träger der Kirche. Jeder Waffen-Träger hatte seinen Rock aufgestürzt, und über demselben einen Brust-Harnisch, den Helm auf dem Kopfe, den Küraß auf dem Rücken, in der einen Hand einen Spies, und in der andern eine verrostete Muskete.

An der Spitze dieser Prozession war ein Karthäuser, welcher das Kreuz und eine Hellebarde trug. Der Pater Bernhard von Montgaillard, sonst, wegen seiner kurzen und untersetzten Statur, der kleine Feuillant genannt, trug an seinem Gürtel eine Axt, und von der Schulter herab hieng ein Riemen, woran sein Brevier als Patrontasche befestigt war. Er ordnete die Ceremonien dieser Musterung. Dieser Mönch war hinkend, aber sehr dienstfertig gegen die Damen: nie gieng er vor ihnen über, ohne sie zu grüßen, schlug bewundernswürdig sein

Rad, und drehete sich auf der Ferse herum, gleich einem Kreisel.

Bernhard hatte das Kloster der Feuillants zur Waffen-Niederlage für die Ligue gemacht. Man beschuldigte ihn, er habe nicht selten bei Nacht schändliche Weiber in seine Abtei geführt, er habe einen Edelmann umbringen wollen, einen Mönchen in einen glühenden Ofen werfen lassen, und einem Abtrünnigen von den Kalvinern vierhundert Thaler gegeben, um Heinrich IV. zu ermorden. Aber ungeachtet so vieler und großer Beschuldigungen, war der kleine Feuillant dennoch ein dem Himmel höchst angenehmer Mönch: Gott that große Wunder seinetwegen; er schickte ihm Entzückungen und Offenbarungen zu, wie einem Auserwählten. Er heilte ihn von einer Harnverstopfung und einem Fluße, der ihm auf die Zunge gefallen war.

Zu dieser leztern Kur bediente er sich seines Freundes, des Doctors Rose, Bischofs zu Senlis. Mit dem einzigen Worte *effæta* schenkte ihm der Bischof Rose den Gebrauch seiner Zunge wieder. Dieser Doctor war ein eben so rasender Liguiste, als der kleine Feuillant, und Gott eben so angenehm. Nach dem Tode des Kardinals von Bourbon bekleidete man ihn mit dem Titel: Apostolischer Erhalter der Sorbonne; man sahe ihn als einen Theologen an, der durch seine Einfälle, Schriften und Predigten, am meisten beitrug, um Paris zur Meuterei anzuhetzen, und Heinrich III. daraus zu vertreiben. Er ist es, der das erste Beispiel zu

aufrührischen Predigten auf der Kanzel gab. Er hielt Clement, dem Mörder dieses Königs, eine Vertheidigungsrede; er war der erste, der das Dekret der Ligue unterschrieb; nach seinem mit Blute unterzeichneten Namen, schrieb er die Worte: Utinam, qui præit signo, autecedat martyrio. „Wollte Gott, daß derjenige, der am ersten unterzeichnet, auch der erste Blutzeuge seie.“ Dieser Doctor Rose, der den Märtyrertod so sehnlich wünschte, der Wunderzeichen that, war auch ein grosser Beichthörer der Jungfrauen. Wir setzen viele Zweifel in die Wunder, die man ihm in jenen Zeiten zuschrieb; aber wir versichern als eine historische Wahrheit, daß dieser Doctor der Sorbonne und Bischof zu Senlis so verschmitzt war, die schöne Neulli, die Tochter des Präsidenten eben dieses Namens, während der Beichte zu mißbrauchen. Er zeugte mit ihr ein Kind, und der Präsident, der ein Dummkopf war, blieb nichts desto weniger sein guter Freund.

Die Ausschweifungen in jeder Art des Fanatismus, durch welcher sich dieser Rose, der Apostolische Erhalter der Sorbonne, zehn Jahre hindurch ausgezeichnet hatte, verschaften ihm die Ehre, bei dieser Prozession zum Offizier erwählt zu werden. In der linken Hand hielt er ein sehr hohes Crucifix, und mit der rechten schwang er einen flammenden Degen. Pignarol, welcher am Hofe Karls IX. das Bartholomäusfest gepredigt hatte,

und den die Guisen zum Bischofe von Apt gemacht hatten, war einer von den Diakonen.

Hamilton, ein anderer Doctor der Sorbonne und Pfarrer zu Saint-Cosme, verrichtete das Amt eines Majors; er war es, der das Zeichen zum marschieren, stille halten und schiessen gab. Von Strecke zu Strecke wurde eine Salve mit Musketen gegeben. In einer derselben wurde der Almosenier des Legaten, Caetan, erschossen. Nach dieser Begebenheit hielt man inne; aber Ihro Gnaden der Herr Legat versicherte, daß die Seele seines Almoseniers in dem Himmel seie, und die Prozession sezte ihren Weg fort.

Was uns betrift, so fahren wir in dem Berichte der beweinungswürdigen Thorheiten fort, deren sich Priester und Volk zu Paris ohne Aufhören in dem Taumel ihres Fanatismus schuldig machten.

Drei und vierzigstes Kapitel.

1590 und 1591. Heinrich IV. wird von neuem in dem Bann gethan. Die Liguisten und die Sorbonne bieten Philipp II. die Krone von Frankreich an.

Sixtus V. wurde von der Schwärmerei in Paris unterrichtet, und bereuete es schon, sie durch seine Bullen und Versprechungen in Aufwallung gebracht zu haben. Vergebens flehte ihn Pellevé, Anwalt der Sorbonne, um Soldaten, Geld und neue Bannflüche. Man schikte Eilboten über Eilboten nach Rom, und erhielt von Ihro Heiligkeit — nichts!

Die Liguisten beklagten sich darüber bei Philipp II. Dieser ließ ihnen Dublonen zukommen, und schikte einen Abgeordneten nach Rom, um den Papst zu vermögen, die versprochene Hilfe zu leisten. Sixtus V., der den Auftrag des Abgeordneten ausgekundschaftet hatte, ließ ihm sagen, er wolle ihn aufknüpfen lassen, wenn er diese Foderung thun würde, und sie unterblieb. Wäre dieser Papst nicht gestorben, er hätte noch sicher dieses Gesindel von Bürgern, Mönchen, Predigern und unsinnigen Sorbonnisten, die durch ihre Ausschweifungen die Religion entehrten, selbst in den Bann gethan. Auch freuten sich die Liguisten über seinen Tod. Aubre, ein Doctor der Sorbonne und Pfarrer zu Saint-

André-des-Arcs, verkündigte denselben dem Volke auf folgende Weise. Gott hat uns von einem schlechten Papste befreit; hätte er noch länger gelebt, so würde er erstaunt seyn, wenn er hätte sehen müssen, daß man in Paris wider ihn predige — aber man wäre gezwungen gewesen, dieß zu thun.

Während die Liguisten Spanien, Rom, den Himmel und Unsere Liebe Frau zu Loretto umsonst anrufen, umzwingelt Heinrich IV. Paris immer mehr und mehr. Er weigert sich, die unnützen Mäuler aus der Stadt zu lassen, doch erlaubt er seinen Soldaten und Marketentern, den Belagerten Fleisch, Brod und Nahrungsmittel zu verkaufen. Seine Truppen waren ermattet, schlecht besoldet und fast nackend. Der Herzog von Parma eilte mit einer Armee, die mit allem versehen war, in großen Tagreisen gegen Paris. Heinrich IV. hebt die Blockirung auf, bricht sein Lager ab und — kommt sobald sich der Feind entfernt hat, wieder zurücke, um einen Sturm zu wagen: schon sind die Sturmleitern gestellt, die Schildwache, ein Jesuite, stößt den ersten Soldaten, der auf der Mauer erscheint, mit einer Hellebarde in den Graben, macht Lerm und schreit: zu den Waffen! Neun seiner Mitbrüder eilen ihm aus der benachbarten Wachtstube zu Hilfe. Die Bürger kommen noch zu rechter Zeit. Alle Sturmläufer werden zurückgeschlagen, und Heinrich gibt das Zeichen zum Rückzug. „Alles, sagt der Herzog von Nevers,

„ alles war Soldat; die Mönchen, wie die andern,
„ bewachten die Verschanzungen der Vorstädte.“
Sie hatten gestreifte Hüte von verschiedenen Farben, und trugen Musketen, Brustharnische und andere Waffen.

Gregor XIV. welcher Sixtus dem X. gefolgt war, und ihm lange nicht gleich kam, schickte den Liguisten eine kleine Armee zu Hilfe. Sein Neffe, Montemarciano, hatte die Anführung derselben. Der General-Commissar war ein italiänischer Prälat, Namens Mattevei. Alle Novizen der Jesuiten, von Nigri ihrem Superior angeführt, kamen ihm bis Verdun entgegen, um dieses kleine Heer zu verstärken. Der Nuncius Landriano, der ein wenig mehr zu fürchten war, als die italiänischen Soldaten, war schon in Paris mit zwei Bullen angelangt, die den Kriegern gute Fortschritte bereiten sollten. Durch die eine Bulle wurde Heinrich IV. von neuem in den Bann gethan, und die andere enthielt den nachdrücklichen Befehl, die Stände zu berufen, und einen König zu ernennen. Der ungestümme Landriano unterstund sich, die Exkommunikations-Bulle zu verkündigen, und allen Geistlichen durch Warnungsschreiben zu befehlen, Heinrich IV. bei Strafe des Bannes zu verlassen.

Die Bischöfe und Parlemente waren getheilt. Es gab liguistisch- und königlich gesinnte Bischöffe; Parlemente der heiligen Union und Parlemente Heinrichs IV. Das von Chalons citirte den frechen Landriano drei Tage hindurch mit Trompetenschall

vor

vor Gerichte, erklärt ihn zu gefänglicher Haft, spricht die Todesstrafe gegen die aus, die ihn beherbergen, und sezt zehntausend Livres Belohnung demjenigen aus, der ihn vor Gerichte liefern wird: endlich erklärt es jeden Bischof, der diese ärgerlichen und aufrührischen Bullen verkündigen würde, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig. Das Parlement von Tours treibt seinen Eifer für das Vaterland noch weiter. Es läßt diese Bullen durch die Hand des Henkers öffentlich verbrennen, und erklärt Gregor XIV. für einen Beförderer des Todes Heinrichs III., weil er ihn gut heißt.

Eine verbrannte Bulle aber ist ein nur für einen Augenblick glücklicher Umstand; aber was für alle Zeiten Glücke werden sollte, bestund darinnen, daß dieses Parlement allen Bischöffen, Aebten und Glaubigen auf das strengste gebot, sich niemalen mehr nach Rom zu wenden, um Bullen, Dispensen von Gelübden und Ehen u. d. gl. zu begehren. Vernunft, Weisheit und gereinigter Patriotismus waren es, welche diese Neuerung in Frankreich einführen wollten, die für unsere Bischöffe eben so schätzbar, als für ganz Frankreich heilsam gewesen wäre.

Project, einen Patriarchen zu ernennen.

Der muthige Harlai, der sich durch eine große Summe aus der Bastille befreit hatte, glaubte, daß dieß noch nicht genug seie. Er trug geradezu darauf an, daß man einen Patriarchen in Frankreich wählte. Mehrere Bischöffe unterstützten diesen Vorschlag. Heinrich IV. verwarf ihn, nicht weil er ihn nicht für gut und vernünftig hielt, sondern

sein billiges Gemüthe befürchtet, dem Aberglauben einen neuen Vorwand einzuräumen, wodurch die Verirrung konnte verlängert werden.

Das Parlement von Paris ließ den Schluß des Parlements von Tours als abscheulich und teuflisch verbrennen. Die Bischöffe der Ligue verdammten die Ausschreiben der Bischöffe Heinrichs IV. Hätte man nur die herrschende Meinung umändern können, so würde dadurch der Hauptanstoß weggeräumt worden seyn: aber eben dieß war ausserordentlich schwer. Diese Meinung bestund darinn: man glaubte, Heinrich IV. seie verdammt, und die Franzosen können nicht durch einen Verdammten regiert werden. Diese Meinung war, weil sie immer von den Kanzeln gelehrt wurde, so sehr in dem Kopfe des Volks eingewurzelt, daß man sie als eine Wahrheit ansahe, von der die ewige Seligkeit abhienge.

Ungeachtet der Parlementsschlüsse und den Ausschreiben der Bischöffe zu Gunsten Heinrichs IV., war seine Lage noch immer dieselbige, wie vorher. Die Liguisten, durch die Sorbonne und die Jesuiten gereizt, schrieben an Philipp II., welcher schon den Beinamen des Teufels von Mittag hatte, und boten ihm die Krone von Frankreich an. Hier ist ein Fragment dieses merkwürdigen Stückes.

*) „ Unsere Stadt ist öde, unsere Universität ist „ entvölkert, da ihr nichts übergeblieben ist, als

*) Dieser Brief ist nicht nach dem heutigen Geschmacke, aber das Original desselben auch nicht. Um den

„ die theologische Facultät, welche sowohl hier,
„ als in dem ganzen übrigen Königreiche, durch ihre
„ göttliche Vermahnungen, und sowohl mündliche,
„ als schriftliche Warnungen, das Band der heili-
„ gen Union zwischen den Prinzen, Herren, und
„ katholischen Völkern immer enger knüpft.... Es
„ ist ein Wunder, wie dieses große Pariser Volk,
„ welches nur Gemächlichkeit gewohnt war, sich
„ entschlossen hat, so vieles von der Hungersnoth,
„ ja sogar den Tod zu erdulden. Der heilige Geist
„ bläßt, wohin er will. Gott bediente sich zu die-
„ sem großen Werke, der heiligen und prophetischen
„ Vermahnungen und Reden unserer guten Väter
„ aus der theologischen Facultät, der Herren unsers
„ Gewissens, und des Widerstands gegen das Uebel,
„ womit er unsere Gesellschaft dieser sechszehn Vor-
„ steher der Stadt begnadigt hat, um dahin zu
„ gelangen. Diese guten Väter sind die Aufseher
„ und Vorsitzer derselben, und ohne ihre Zuziehung
„ faßt sie keinen Schluß ab, und unternimmt nichts;
„ ja die Einigkeit zwischen ihnen und uns, und der
„ Gehorsam von uns gegen sie, ist so groß, wie
„ der Kinder gegen ihren Vater, und der Solda-
„ ten gegen ihre Hauptleute.

„ Bei diesem Betragen haben wir alles erduldet,
„ was zu erdulden möglich ist. Da aber unser Elend
„ von Tag zu Tage zunimmt, so sind wir auf dem

Ton jener Zeiten zu vermehren, wird sich das Publikum lieber eine wörtliche Uebersetzung, als einen neuen Zuschnitt desselben gefallen lassen.

„ Punkte, demselben zu unterliegen, wenn uns der
„ Gott des Himmels nicht einen freigebigen Wohl-
„ thäter erweckt, um uns von unserm Jammer zu
„ befreien.

„ Nur eine Sache bleibt uns übrig, um mit
„ Hilfe Eurer katholischen Majestät unserm Elende
„ abzuhelfen; nämlich, daß wir einen ernannten
„ König haben, um dahin zu gelangen, worauf
„ die drei Stände des Königreichs ihr Augenmerk
„ richten: wir überlassen uns der göttlichen Vorse-
„ hung und dem Willen ihrer Heiligkeit und Dero
„ katholischen Majestät.....

„ Alle fühlen dieß Verlangen in dem innersten
„ Kämmerchen ihres Herzens eingegraben; wir ver-
„ sichern Euer katholische Majestät, daß wir all
„ unser Wohl und Wünsche darein setzen, wann wir
„ Eurer katholischen Majestät den Scepter dieser
„ Krone halten, und uns beherrschen sehen; wir
„ werfen uns in Dero, als in unsers Vaters,
„ Arme; oder wollten Ihro Majestät einen Ihrer
„ Nachkommen auf diesen Thron setzen, u. s. w.?

„ Der ehrwürdige Vater Mathieu, Ueberbrin-
„ ger dieses, der uns öfters erbauet hat, wird,
„ in Ermanglung unserer Briefe, bei Eurer katho-
„ lischen Majestät unsere Stelle vertreten. Wir, die
„ sechszehn Quartir-Meister, haben dieß unterzeich-
„ net. Martin, Genebrard, Hamilton, Doctoren
„ der Theologie ꝛc. ꝛc. Paris den 21 November
„ 1591. “

Dieß war der zweite Brief, den die Liguisten an Philipp II. geschrieben hatten. Der erste war aufgefangen worden, und Heinrich IV. hatte ihn dem Mayenne zustellen lassen. Dieß erbitterte ihn ausserordentlich gegen die Liguisten und die Sorbonne.

Der Fanatism, welcher in Paris herrschte, wüthete eben so stark bei den Bürgern zu Rouen; auch sie waren durch ihre Prediger verführt und hingerissen. Ein Doctor der Theologie, Namens Dandre, einer der frechsten Redner zu Rouen, stieg auf die Kanzel, und nahm zum Texte seiner Rede die Worte: nolite jugum ducere cum infidelibus: ziehet nicht an dem Joche mit den Ungläubigen. Aus dieser Stelle folgerte er, daß es besser seie, zu sterben, als den Bearner zu erkennen. Als er durch seine Declamationen das Gewissen seiner Zuhörer beunruhigt hatte, so ließ er sie aufs neue den Unions-Eid schwören: und dieß mit alle den Ceremonien der Kirche, welche eine schwache Seele immer unterjochen, und dem Weisen Stillschweigen gebieten.

Vier und vierzigstes Kapitel.

1591 und 1592. Gondi, Bischof zu Paris, weigert sich, den Schluß der Sorbonne zu unterzeichnen. Parlementsglieder aufgehenkt. Bittschrift der Sorbonne an Mayenne.

Meine Herren, ich weiß, daß sich Verräther in dieser Gesellschaft finden: wir haben zu lange zugesehen: es ist Zeit, mit dem Schwerdte darein zu schlagen. So lautete die Rede, welche Pelletier, Doctor der Sorbonne, in einer Synagoge der Liguisten hielt. Wirklich gab es einige gute Bürger, welche Muth genug besassen, sich unter diese Rotte von Spitzbuben zu mischen, um ihre Wege auszuspähen, und eben diese gute Bürger waren es, welche Doctor Pelletier ermordet wissen wollte.

Der Nuncius, der Legate, und alle Liguisten waren insonderheit gegen Gondi, den Bischof von Paris, erbittert. Seine Weisheit machte ihn den Liguisten verdächtig. Sie thaten ihm also den Vorschlag, entweder den Schluß der Sorbonne, wodurch Heinrich IV. von der Krone ausgeschlossen wurde, zu unterzeichnen, oder Paris zu verlassen. Gondi wählte das Letztere, und überließ seine Untergebene ihrer eigenen Wuth, so wie ein Hirte seine Heerde wüthenden Thieren überläßt.

Nach seiner Entfernung behandelte man ihn als einen Verräther. Seine Güter wurden die Beute der Liguisten. Doctor Rose, der apostoliche Erhalter der Sorbonne, wollte das Bißthum von Paris haben: aber die Furcht, sich mit Rom zu entzweien, erlaubte den Liguisten nicht, ihn damit zu bekleiden. In Ansehung des Brisson, den sie zum ersten Präsidenten des Parlements ernannt hatten, schien nichts dergleichen zu befürchten zu seyn. Einer, Namens Brigard, wird überführt, daß er an etliche Anhänger Heinrichs IV. geschrieben habe. Sie wollen ihn tödten, aber Brisson hinderte sie. Die Nachsicht dieses Parlements-Herrn mißfällt ihnen; von diesem Augenblicke an, ist er ihnen verdächtig. Sie wollen ihn heimlich ermorden lassen: aber der Soldat, den sie dazu erwählt haben, weigert sich, diese Niederträchtigkeit zu begehen.

Die Liguisten unterstunden sich nicht, in öffentlicher Rathsversammlung auf den Tod des Präsidenten anzutragen. Es würde schwer gewesen seyn, dieses Begehren durchzusetzen: aber sie brachten in dieser Sitzung eine sehr verfängliche Frage vor. Die Meinungen waren getheilt. Man that den Vorschlag, die Sorbonne hierüber zu Rathe zu ziehen. Ein Liguiste nahm es über sich, den Aufsatz an sie zu verfertigen: er legt ein weisses Papier vor, und jedes Mitglied schreibt seinen Namen zu unterst auf dasselbige. Aber über dieß Namens-Verzeichniß wird nicht eine Anfrage an die Sorbonne, sondern das Todesurtheil des Präsidenten

Brisson, des Parlements-Rathes Larcher, und des Tardif, eines Rathes bei dem Chatelet, geschrieben.

Brisson wurde mitten auf der Straße angehalten. Lincestre und Pelletier, beide Doctoren der Sorbonne, waren, wenn man anders den Schriften jener Zeiten glauben soll, die Anstifter dieser Verschwörung, und befanden sich an der Spitze der Spionen die ihn gefangen nahmen. Launai, ein anderer Theologe, soll den Vorsitz bei allen geheimen Zusammenkünften gehabt haben, in welchen der Tod dieses Parlemens-Herrn verabredet wurde. Man führte ihn in das Gefängniß des Chatelet. Crome, Mitglied des großen Raths, las ihm sein Urtheil vor. Brisson, dessen Kopf mit gerichtlichen Formen angefüllt war, will sein Verbrechen, seine Richter, seine Zeugen wissen. Die Henker, in kurze schwarze Mäntel mit großen Kreuzen gekleidet, lachen seiner Einfalt, lassen ihn einen Augenblick bei seinem Beichtvater, und erdroßlen ihn an einer Leiter, die gegen einen Balken gestüzt wurde.

Während man den ersten Präsidenten des Parlements mordet, macht sich eine Rotte von Aufrührern auf den Weg, wieder von einem Doctor, dem Hamilton, wie man sagt, angeführt, um den Larcher und Tardif zu greifen: da diese den Brisson gehenkt sehen, so beichten sie, und sterben, ohne sich zu beklagen. Ihre Leichname wurden auf dem Richtplatze an drei Galgen gehenkt, um jeden Rechtschaffenen, der von dem Frieden reden wollte, in Furcht und Schrecken zu setzen.

Mayenne ergrimmt über diese Meuchelmorde; aber noch erbitterter über den Brief der Liguisten an den König von Spanien, eilt er nach Paris. Er läßt Louchard, Anroux, Emonot und Ameline anhalten, und in einem Saale des Louvres erdrosseln. Die Todesstrafe dieser vier Schandbuben wurde als ein Märtyrer-Tod der vier vornehmsten Evangelisten der Ligue angesehen. Der heilige Louchard und der heilige Anroux wurden in das Martyrologium der heiligen Union, neben den heiligen Guise und den heiligen Clement aufgezeichnet. Der Doctor Launai und Bussi-le-Clerc, die auch bedrohet waren, das Martyrologium zu vermehren, ergriffen die Flucht. Lincestre und Hamilton, welche an der Spitze der Verschwornen, zuerst Hand an Tardif legten, verdienten keine geringere Todesstrafe; aber Mayenne, aus Furcht, es mit Rom und Spanien zu verderben, welche er zu seinen Absichten nöthig hatte, unterstund sich nicht, diese zween Doctoren tödten zu lassen.

Die Theologen und Prediger weilten nicht, sich wider Mayenne zu empören. Der Doctor Boucher, den er bedrohet hatte, ihm sein noch übriges Auge ausreissen zu lassen, beklagte sich darüber, als über einen Anfang der Tyrannei. Man redete von der Todesstrafe der vier Evangelisten der Ligue, welche durch einen widerrechtlichen Machtspruch vollzogen war, wie von vier Meuchelmorden. Um Mayenne verhaßt zu machen, erzählte man, daß er den Sacremone vor seinen Augen erstechen ließ,

daß er einer von den Mördern des Herzogs von Saint-Maigrin, daß der Tod des Marquis von Mignelai sein Werk sei, und machte ihn zum Urheber verschiedener Vergiftungen.

Indem die Ligue diese Abscheulichkeiten mit in Paris begieng, unterwarf sich Heinrich IV. die Normandie; Rouen wurde blockirt und ausgehungert. Farnese eilt dieser Stadt zu Hülfe: dieß war ein Held, der, seiner Talente wegen, verdiente, Heinrich IV. entgegen gesetzt zu werden. Ihr Feldzug ist ein Meisterstück der Kriegskunst. Kunstreichere Manöuvres werden selten gemacht. Beide Helden begiengen viele Fehler: aber immer verbesserten sie diese wieder durch ihre Geschicklichkeit. Die Fehler Heinrichs IV. rührten von Kühnheit her; er wagte alles, denn er wollte genießen. Die des Herzogs von Parma bestunden in übertriebener Vorsichtigkeit. Er wagte nichts, und sahe die überlegene Herzhaftigkeit seines Widersachers für den Heldenmuth eines Karabiner-Reuters an: denn so pflegte er Heinrich IV. zu nennen.

Der Herzog von Parma wurde, bei Errichtung einer Batterie vor Candebec, am Arme verwundet, und verlor nach und nach das Uebergewicht, welches er sich damals erworben hatte. Seine, sowohl durch Märsche und Contremärsche, als auch durch verschiedene Scharmützel geschwächte Armee, ließ sich in einer schmalen Landzunge einschliessen, welche auf einer Seite von der Armee Heinrichs IV., auf der andern von der Seine, deren Wasser Ebbe

und Fluth verdorben hatte, umgeben war. Seine Soldaten litten ungemein von Hunger und am Durchlaufe. Es blieb ihnen nichts übrig, als entweder sich als Verzweifelte durchzuschlagen, oder aber das Gewehr zu strecken. Die Geschicklichkeit des Herzogs von Parma riß sie aus der drohenden Gefahr, und entzog sie der Verfolgung Heinrichs IV.

Während der Blockirung der Stadt Rouen trozte man daselbst der Hungersnoth, wie zu Paris. Jeder Bürger, Laien sowohl als Priester, war daselbst Soldat, und that Kriegsdienste. Bei Strafe des Todes verbot das Parlement irgend ein Verständniß mit dem Navarrer zu unterhalten. Jeder Tugendhafte, der sich unterstund, vom Frieden zu reden, wurde zum Tode geschleppt, und die Schlüsse der Sorbonne daselbst, wie zu Paris, für Aussprüche Gottes angesehen, welche die Franzosen gegen ihren Fürsten wafneten.

Von den Politikern.

Die Sechszehner zu Paris, welche vier ihrer Mitglieder erdrosseln, und mehrere ihrer Theologen zerstreut sehen mußten, waren nicht mehr so furchtbar: und gelehrte Leute faßten von Tag zu Tag mehr Muth; sie streuten einige kleine Schriften in das Publikum, welche den Keim einer neuen Verfassung in sich schlossen. Die ehrlichen Leute wagtens, zu reden, und von itzt an verbanden sich die Bürger von Ehre und Weisheit. Sie fühlten die Schande, sich durch Fanatiker hinreissen zu lassen. Sie sahen in den Liguisten und ihren Pfaffen nichts, als einen Abschaum von Dieben, Mördern und

Wollüstlingen. Rom und die Sorbonne wurden Gegenstände des Abscheuens für sie. Sie wagten es also, den Bann-Strahlen Roms und den Schlüssen der Sorbonne zu Trotze, von einer Versöhnung mit Heinrich IV. zu sprechen. Mitten aus der Gesetzlosigkeit, worein Paris gestürzt war, ließen sie Worte des Friedens hören. Sie versammelten sich bei dem Abte von Saint-Genovefa, und unterredeten sich über die Mittel, die Ruhe wieder herzustellen. Hier hörten sie nur auf die Ehre und auf das Wohl der Menschheit.

Die Sorbonne empört sich über diese Verbindung, welche sie weder verhindern, noch sich an ihr rächen kann. Bussi und Louchard sind nicht mehr, und Boucher zittert. Umsonst droht sie, diese braven Bürger, die sich in der schönsten Absicht und zum Besten der Könige, verbunden hatten, in den Bann zu thun. Ihre Schlüsse, die bisher als Orakel angesehen wurden, sind in ein Nichts gesunken. Sie schickt zum Duc de Mayenne, über dessen Kommissarien sie sich zu beklagen hat, und bittet ihn aufs dringendste, ihre Schlüsse gegen den Bearner und gegen die, welche davon reden würden, — diesen Exkommunicirten als König zu erkennen, — zu vollstrecken. Der Duc de Mayenne nimmt diese Theologen, die er von Herzen verachtet, die er aber noch nicht entbehren kann, freundschaftlich auf, und verspricht, den Fortschritten der Conföderation Einhalt zu thun.

Die Prediger, in Erwartung, daß Mayenne seine Maasregeln nehmen würde, rasen gegen die Politiker. Dieß ist der Name, den sie den weisen Bürgern beilegten, welche den Frieden predigten, und in Heinrich IV. nichts anders sahen, als den König, welcher sie glücklich machen könnte. Jeder Bürger, der im Verdachte ist, daß er den Frieden wünsche, wird heimlich bedroht, ermordet oder vergiftet zu werden. Morenne, Pfarrer zu Saint-Meri, ist gezwungen, zur Rettung seines Lebens, Paris zu verlassen. Er konnte sich kein anderes Verbrechen vorwerfen, als daß er seinen Pfarrkindern den Frieden gepredigt hat.

Die Anzahl der Politiker mehrte sich von Tag zu Tag. Die Liguisten, hierüber erstaunt, fiengen an, Mißtrauen in ihre Freunde und Anhänger zu setzen. Die Ruhe des Pignarol, welcher unter Karl IX. das Niedermetzeln der Protestanten, und unter Heinrich III. die Rebellion gepredigt hatte, bringt ihn in Verdacht, ein Politiker zu seyn. Da er nun alt war, so schien sein Fanatismus verloschen. Schon drohten die Liguisten, ihn in seine Franziskaner-Kutte, als in einen Sack einzunähen, und auf der Seine dem Bearner, als einen Friedensboten, zuzuschicken. Aber es daurte nicht lange, so wurden sie ihres Irrthums überführt. Pignarol ladet sie ein, ihn anzuhören. Dieser alte Greis hatte kaum die Kanzel bestiegen, so erschallten die Tempel-Hallen durch seine noch donnernde Stimme von diesen Worten, welche er in seiner

savoyischen Mund-Art dreimal wiederholte, Guerra, Guerra, Guerra, (Krieg, Krieg, Krieg). Seine Predigt war der Kommentar dieses heiligen Wortes. (1)

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Stände von Paris.

1593 und 1594. Eripe nos de luto freis; Herr! entbourbonniere uns. Im Französischen: débourbonnez-nous. a) Dieß war das Gebet gegen das bourbonnische Geschlecht, womit ein Doctor der Sorbonne eine der Reden anfieng, welche vor Eröfnung der Stände, oder vielmehr des Possenspiels, welches spanische, italiänische, lothringische und französische Gauckler, in dem Pallaste unserer Könige aufführten, gehalten wurden.

Müller gepeitscht. Als Vorspiel dieser Farce kann folgendes angesehen werden: Ein Müller wurde nackend an den Schwanz eines Esels angebunden, durch die Strassen der Stadt geführt, und an allen Kreuzwegen gepeitscht, weil er bei seiner Ankunft in Paris zu

---

a) Diesen Ausdruck muß man um des Wortspiels willen beibehalten. Für die des franz. unkundigen Leser bemerken wir also, daß Bourbon Koth oder Schlamm bedeutet. d. H.

seinem Esel in vollem Ernste gesagt hatte: fort, fort zu den Ständen, Großhans!

Die Begebenheit dieses an den Schwanz eines Esels gebundenen Müllers, sollte freilich nicht in einer Geschichte der Sorbonne erzählt werden; aber man wird es uns verzeihen; sie zeigt uns die Verachtung, worinn diese Stände waren, und stellt uns den Schwindel = Geist und die Grausamkeit jener unglücklichen Zeiten deutlich vor Augen.

Die Komödianten des Schlosses von Bourgogne erhielten Befehl, ihr Theater zu schliessen; man befürchtete, daß sie die Abgeordneten zu den Ständen dem öffentlichen Gelächter Preis geben würden. Diese Furcht war nicht ungegründet. Sie hatten den Duc de Mayenne schon in der Person des Königs Mambrani vorgestellt. Dieser Held der Ligue trieb seine Verbote bis ins Lächerliche. Um alle unschickliche Pasquillen, welche man in Ansehung seiner, in dem Innersten der Familien, auf den Dreikönigstag machen könnte, zu verhindern, verbot er den Parisern, bei dem Nachtessen einen Bohnenkönig zu erwählen. *)

Schauplatz wird verschlossen.

Unterdessen fiel es den auf den Christmonat zusammengerufenen Ständen schwer, sich zu versammeln. Der Nuncius Sega hatte eine Bulle publi-

---

*) Dieses spielt auf die in Frankreich bis auf die neuesten Zeiten beibehaltene Sitte an, am Dreikönigstage eine Bohne in einen dicken Kuchen zu verbergen. Wer sie in seinem Stücke fand, war für diesen Abend Gesellschaftskönig. (rex convivii) d. H.

cirt, welche den Ständen einschärfte, zur Wahl eines katholischen Königs zu schreiten. Das Parlement von Chalons erklärte jeden Edelmann, welcher dieser Wahl beiwohnte, ehrlos. Durch eben diesen Schluß wurden alle Geistliche, welche sich dabei einfanden, ihrer Pfründen verlustig erklärt, ohne daß sie jemalen Verzeihung hoffen könnten. Das Volk erhielt den strengsten Befehl, die Sturmglocke anzuziehen, und auf diejenigen Jagd zu machen, welche zu den Ständen kommen würden.

1593. den 25. Jänner. Heinrich IV. erklärte sie, durch ein Edikt, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig; man schickte Patrouillen aus, um die Abgeordneten zu entdecken; und die größte Anzahl der Deputirten verkleideten sich, um denselben auszuweichen, in Mönche oder andere Bettler.

Die Abgeordneten giengen, ehe sie sich versammelten, in Prozession, in die Kirche Unserer Lieben Frauen; hier feierte man eine Messe zu Ehren des heiligen Geistes, und hielt eine Rede gegen Heinrich IV., gegen das Salische Gesetze, und über die Nothwendigkeit, einen katholischen König zu erwählen. Der Legat kommunizirte, und segnete im Namen des Papstes alle Deputirten ein. Nach dieser Mummerei (denn jede Ceremonie der Kirche, welche das allgemeine Wohl nicht zum Zwecke hat, verdient keinen andern Namen) eröfnete man die Stände.

Die vornehmsten Personen, oder vielmehr die ersten Schauspieler dieser National-Farce, waren

die

die unter sich getheilten lothringischen Prinzen, die Italiäner, Spanier und einige schlechte französische Taugenichtse. Was die Geistlichen betrift, so liessen sich, sagt Aubigné, keine andere, als von Wollust erschöpfte Priester, zu Abgeordneten erwählen. Der Anwalt der Sorbonne, eben der Pellevé, den man, um ihn lächerlich zu machen, nur den gebrühten Kardinal (le Cardinal pelé) nannte, war Präsident bei dieser Farce. Er nahm als Erzbischof von Rheims den Titel: Gebohrner Legate des heiligen Stuhls an, war, wie wir gesehen haben, der vornehmste Agent einer durch die Guisen angestifteten Verschwörung, um die Valois vom Throne zu stossen: und in dieser Versammlung wollte er auch den Bourbonniern die Krone rauben. Zur Seite dieses aufrührischen Priesters sassen zwei gaile Prälaten; der eine war Doctor Rose, der Bischof von Senlis und Apostolischer Erhalter der Sorbonne. Dies war ein fanatischer und wollüstiger Theologe; er predigte Mord und die Nothwendigkeit des katholischen Glaubens. Man weiß schon, daß er die Tochter des Präsidenten von Neulli verführt hatte, da sie bei ihm beichtete. Seine Schritte, Handlungen, Reden, alles zeigte, daß sein Kopf zerrüttet war: ja man sagt auch, er habe zuweilen Anfälle von Raserei gehabt.

Der andere Prälat, welcher an der Seite des Kardinals Pellevé seine Rolle spielte, war d'Espinac, Erzbischof von Lion, öffentlicher Liebhaber seiner Schwester; er war durch das Zipperlein, einer

Frucht seiner Ausschweifungen, ausgemergelt. An dem Hofe Heinrichs III. hatte man sich über seinen Lebenswandel geärgert, und ihm in offener Raths-Versammlung seine Blutschande vorgeworfen. Schon als Schüler beschuldigten ihn seine Kameraden zu Toulouse, daß er nach Ketzereien rieche. Wirklich wurde er in seiner Jugend, für einen, der den Meinungen Calvins ergeben war, angesehen. Bei reiferm Alter beschuldigte man ihn, er glaube nicht an Gott; aber Kardinal wollte er seyn: und dieß machte ihn zu einem Katholicken und wüthenden Liguisten.

Nach dem Doctor Rose und d'Espinac stellen wir den alten Genebrard, einen navarrischen Doctor, auf: einer von denen, die sich durch ihre Schriften und Ausschweifungen gegen Heinrich III. und Heinrich IV. am meisten auszeichneten. Der Duc von Mayenne hatte seine Dienste erkannt, und ihm das Erzbißthum Aix geschenkt. Er ist es, der, bei Eröfnung der Stände, eine Rede hielt, die nichts als eine unsinnige Deklamation gegen Heinrich IV. und das salische Gesetze war.

Auf diese Hauptpersonen folgten noch mehrere Doctoren der Sorbonne. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß man nur die Grundsuppe dieses Korps als Beisitzer der Stände erwählt hatte. Sie waren aufrührisch und frech, und eben hiedurch verschaften sie sich das Recht dazu, ernannt zu werden. Die Spanier ließen sie dieser Versammlung, nur als untergeordnete Agenten, beiwohnen,

um ihren Anhang zu vermehren. Philipp II. besoldete sie; aus dem Innersten seines Escurials machte er durch Versprechung fetter Bißthümer und Abteien, und durch die Kraft der Dublonen, daß sie sich bewegten, daß sie redeten, und nach seinem Willen entschieden. Er hetzte sie bald gegen Heinrich IV, bald gegen Mayenne, wie man Hofhunde mit Brod an sich lockt.

Diese Theologen fürchteten sich eben so sehr vor dem Lothringer, als vor dem Bearner. In dem einen sahen sie einen ketzerischen Abtrünnigen: in Mayenne einen Mörder. Sie konnten ihm nicht verzeihen, daß er ohne rechtliche Form die vier eifrigsten Anhänger der Ligue hatte henken lassen, daß er die Doctoren Pelletier und Launai gezwungen, die Flucht zu ergreifen, und den Doctor Boucher bedroht hatte, ihm auch das übrige Auge ausreissen zu lassen, und daß er von ihnen allen nur mit Verachtung und Unwillen sprach.

Sega, Kardinal von Piacenza und Legate des Papsts, wurde auch bei dieser Farce, welche den Namen Stände von Paris führte, aufgestellt, um seine Rolle zu spielen. Er war mit allen diesen Doctoren der Sorbonne durch das nämliche Interesse vereinigt, war auch einer von den Miethlingen, die sich an Spanien verkauft hatten, und die alles in Bewegung setzten, um der Infantin von Spanien, welche man mit dem Duc von Guise, dem Neffen des Mayenne, vermählen wollte, die Krone zu verschaffen.

In den Nachrichten von der Ligue wird Sega als ein stolzer, frecher und spitzbübischer Mensch geschildert. Ihn klagt man an, er habe die Bulle, welche den Franzosen befahl, einen König zu wählen, selbst geschmiedet. Um diesen Italiäner recht zu kennen, wird es genug seyn, wenn ich zwo Zeilen aus einem Briefe, welchen Don Diego d'Ibarra von Brüssel an Philipp den II. schrieb, hier anführe. „Er ist ein Anhänger des Ducs von Guise: die „Dienste, die man ihm von Seiten Eurer „katholischen Majestät erweisen wird, werden viel „über ihn vermögen. Es ist ein Mann, der große „Aussichten und Ansprüche hegt, und nur ein klei„nes Vermögen hat! Dieß wollte sagen: bezahlt „man diesen italiänischen Pfaffen gut, so wird er „ganz zu Dero Befehle seyn, um Frankreich zu zer„rütten."

Der Verfasser dieses Briefs, Don Diego d'Ibarra, war selbst einer von den Lasterhaften, welche für die Könige eben so gefährlich, als für Privatleute furchtbar sind. Er hatte sich lange in Flandern aufgehalten, und war von dem Teufel von Mittag, Ihro katholischen Majestät angestellt, daselbst Vergifter und Mörder zu dingen. Er ist es, der mehrere derselben nach England schickte, um die Königin Elisabeth zu ermorden. Dieser Don Diego d'Ibarra war an der Spitze derjenigen Spanier, die sich bei den Ständen von Paris eingefunden hatten.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Die Revolution wird in Frankreich durch gelehrte Leute vorbereitet. Fragment aus der Menippeischen Satyre. 1592 und 1593.

Die Gesezlosigkeit hatte ihren Thron in Paris aufgeschlagen, und von hier verbreitete sie sich in alle Provinzen. Der blinde Fanatismus herrschte allezeit mitten in dieser Gesezlosigkeit. Spanien erhielt mit dem Golde, daß er verschwendete, die Italiäner, mit dem Worte Religion die Sorbonne, mit ihren Schlüssen und Predigern, das Volk in seiner Wuth gegen Heinrich IV. Unterdessen bereitete sich nach und nach eine Revolution in den Gemüthern vor, und den Gelehrten verdanken wir diese Revolution, welche eben so merkwürdig in der Geschichte als glücklich für das Geschlecht der Bourbons war. Damals befanden sich einige von den rechtschaffenen Männern in Paris, welche im Verborgenen über das Unglücke ihres Vaterlands seufzen; welche ohne Leidenschaften den Nutzen ihrer Zeitgenossen abwägen, und aus den verborgensten Winkeln ihres Aufenthalts, worein sie sich begraben, nüzliche Wahrheiten unter das Publikum verbreiten, die zwar anfänglich nur wenige Personen aus dem Irrthum reissen, aber von Zeit zu Zeit wieder erscheinen, und endlich eine Lichtmasse bilden, welche

in der Folge, den größten Theil der Nation erhellt, und es endlich dahin bringt, daß ein jeder dasjenige verabscheut, welches er in seiner Blindheit gleichsam angebetet hatte.

Aus dem Stande der Dummheit, worein die Priester das Volk versetzt hatten, führten es gelehrte Männer in den Stand der Vernunft. Mayenne, sein Sohn, sein Neffe, die Spanier, die Italiäner, die Bischöffe, die Liguisten, die Sorbonne, alles wurde dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben. Sie ließen gleichsam Spott-Schriften, Sticheleien, Quodlibete in Paris regnen, sie schonten weder die Gestalt noch den Charakter, noch die Sitten, sowohl der Anführer der Ligue, als derer, welche die Stände ausmachten. Jede Begebenheit wurde besungen, und unter einem immer lächerlichern Gesichtspunkte vorgestellt.

Diese Verse, welche in Paris herumgiengen, und von da die Provinzen überschwemmten, taugten an sich nicht viel; aber sie enthielten doch Wahrheiten, welche das Volk gewöhnten, über die Theologen und Ehrgeizigen zu lachen, und diesen unmerklich die Hochachtung raubten, worinn sie bisher gestanden hatten. Unter diese Fluth von Schimpf-Gedichten, mischten gelehrte Leute auch einige ernsthafte Schriften, in welchen das Vorhaben der liguistischen Anführer, die Schelmen-Stücke ihrer Agenten und die Thorheit des Volks, welches sich allen Schrecknissen des Hungers und des Bürger-

Kriegs zum Vergnügen Spaniens ausgesetzt hatte, deutlich entwickelt waren.

Nichts aber trug mehr bei, die Binde des Aberglaubens von den Augen des Volks zu reissen, und Heinrich IV. die Thore von Paris zu öfnen, als die verschiedenen Reden, woraus die menippeische Satyre zusammengesetzt ist. Sie wurden heimlich den Bürgern ausgetheilt, und nach und nach riß man sie aus ihrem Irrthum. Die Satyre wurde erst zwei Jahre nach dem Einzuge Heinrichs IV. in Paris gesammelt und ein Ganzes daraus verfertiget; aber eben diese Reden kamen, während der Sitzung der Stände, im Manuscript aus einer Hand in die andere. Wir geben hier einen kurzen Auszug derselben: sie gehört so sehr in diese Geschichte, die wir entwerfen, daß sie wohl eines der kostbarsten Stücke derselbigen ist. Wir wollen sie nur von dem Roste der schlechten Sprache reinigen, welche man damals redete. Wir schreiben auch nur diejenigen Stücke ab, welche gelehrte Leute belustigen, und jene beweinungswürdigen Zeiten schildern, die man nicht genug bekannt machen kann; denn jemehr wir sie kennen, desto liebenswürdiger wird uns Heinrich IV., und desto abscheulicher der Fanatism werden.

Laßt uns also mit den Abgeordneten der Ligue in den Saal des Louvres gehen, wo diese Stände, oder vielmehr die Konföderation der Verschwornen, ohne Sitten, ohne Ehre, ohne Muth and Vernunft gehalten wurden. Hören wir gleich den Duc

von Mayenne an, der König werden wollte, und den die Spanier nur Puerco buffalo, Schwein und Büffelochsen nannten.

Inhalt der Satyre Menipee.

Rede des Duc de Mayenne.

Meine Herren!

„Ihr alle könnt mir Zeugniß geben, daß ich, seitdem ich die Waffen für die heilige Ligue ergrif, allezeit mehr für meinen Nutzen, als für die Ehre Gottes gesorgt habe, und dies nicht mehr als billig. Gott kann sich ja ohne mich beschützen... Ihr sahet, mit welcher Hurtigkeit ich, nach den Ständen von Blois, in diese Stadt eilte, um euch zu besuchen, und mit welcher Fertigkeit mein Vetter, der Connetable von Aumale, hier gegenwärtig, plözlich den heiligen Geist über einen Theil der Herren von der Sorbonne ausgoß, (1) denn kaum hatte er ein Wort gesprochen, so waren sie schon desselbigen voll, und daher haben alle unsere Thaten im Kriege ihren Ursprung; daher diese Tausende von französischen Märtyrern, die durch Schwerdt, Hunger, Feuer, Wuth und Verzweiflung ihr Leben aufgeopfert haben; daher die Beutelschneidereien und Plünderungen unserer guten Soldaten und Novitzen in unzähligen Städten, Flecken und Dörfern, die des Glaubens wegen diesen andächtigen, mitternächtigen Saufbrüdern zur Ausbeute dienten; daher sind so viele und schöne Mädchen

und Weiber, ohne Hochzeit und wider Willen, mit dem, was sie in der Ehe am meisten lieben, nur allzuviel gesättigt worden; und Gott weiß, ob diese jungen neuentsprungenen Novitzen und lüftige Priester daselbst ihr Brevier andächtig durchgeblättert haben, oder nicht? Dies alles aber haben wir den Schlüssen unserer Mutter, der Sorbonne, zu verdanken, welche, nach einem guten Schluck Weins, den Himmel tausend Zeichen thun ließ, und es dahin brachte, daß dieses Königreich, aus einem wollüstigen Lustgarten ein unermeßlicher Kirchhof, voll prächtiger Kreuze, Todten-Särge, Galgen und Querhölzer geworden ist.

Meine Frau Mutter, meine Gemahlin, meine Schwester und die Baase von Aumale stunden mir gut katholisch bei; sie sind hier gegenwärtig, um mich zu überführen, wenn ich lüge: sie, wie ich, sorgten für nichts mehr, als Materialien zu einem Kriege zusammenzutragen, und die armen Einwohner von dem Drucke zu befreien, indem wir ihre Beutel fegten, und uns der Reichskleinodien der Krone, die in gerader Nebenlinie uns zugehört, bemächtigten. Viel ungenützte Schätze fanden wir durch die heilige Unschuld des Herrn Machaud, den ich hier Ehren halber nicht übergehen darf, und der seine Beinkleider in geheim mit blanken Gold-Thalern angefüllt hatte. Wir entdekten auch den Mammon des Molan *), der seinem Herrn in

*) Schatzmeister der Ersparnisse.

allen Ehren das Geld verweigert hatte, um es für uns aufzubewahren; auch dieser unterließ nicht, ihm ein trauriges Lebewohl zu singen.....

Ich vergesse nicht die goldenen und silbernen Hausgeräthe, die Tapeten und andere Kostbarkeiten, welche vor diesem den Böswichtern von königlichgesinnten Politikern gehörten; diese ließen wir wegnehmen und verkaufen. Hierbei that die Baase von Aumale ihre Schuldigkeit recht: wo sie nur denken konnte, daß Silbergeräthe verborgen war, da ließ sie alle Ecken, Winkel und selbst die heimlichen Gemächer auskehren. Nach diesem versicherte ich mich mehrerer Städte, die sich durch die lieben Herren Prediger betäuben ließen, und errichtete ein prächtiges Kriegsheer, und führte es schnurstraks nach Tours. Aber der Ketzer-Patron (Heinrich III.) ließ den Bearner kommen: diesen wollte ich nicht erwarten, noch ihm zu nahe treten — wie leicht hätte ich nicht exkommunizirt werden können.

Ihr wißt, wie wir nachher, durch die frommen Bitten der Jesuiten, durch das Fürwort meiner Schwester, und die Handreichung mehrerer heiliger Mönche, jenen heiligen Märtyrer fanden, welcher den Rathschluß des Himmels vollführte, und uns aus der Gefangenschaft befreite, in die wir beinahe gefallen wären. Ihr wißt, daß, um den Ketzern zu schaden, ich mich von Lucifer selbst als Lakai hätte dingen lassen..... Jedesmal kann ich mir Zeugniß geben, daß ich niemand an meinen Anschlägen theilhaftig gemacht habe.... Immer be-

hielt ich mir und den Meinigen etwas Gutes vor; immer hatte ich etwas im Hinterhalte, wenn ich konnte; und komme auch, wer da will, so will ich schon Schwierigkeiten genug finden, um dasjenige auszuführen, was man von mir fodert; und es wird mir nie an Bullen und Exkommunikationen fehlen: Dank seie es dem Herrn Legaten, um diejenigen zu äffen, welche daran glauben wollen! Wir haben Ablaß, ohne den Beutel zu ziehen, und Bann-Blitze kreuz und quer gegen unsere Feinde. Haben wir sie nicht exkommuniziren lassen, und sie so schwarz gemacht wie die Teufel?

Haben wir nicht das Paradies nach Herzenslust fortdauren lassen? Haben wir den Predigern nicht die Worte in den Mund gelegt? Haben wir nicht die Eide in den Bruderschaften der Kapuze und des Namens Jesu erneuern lassen? Liessen wir es je an Prozessionen ermangeln, welche die größten Mummereien, die je gesehen worden, noch weit hinter sich lassen? Was konnte ich wohl mehr thun, als mich etwa schon zum voraus dem Teufel zum Erbtheil übergeben?..... Ich habe das arme Volk so starrköpfig gemacht, daß es mit Freuden Hungers gestorben ist. Hunderttausend Seelen sind in dieser Stadt dahin gefahren; Mütter haben ihre Kinder gefressen: ich habe die Reliquien und Geräthe der Kirche nicht geschont, ich ließ sie zu meinem Nutzen einschmelzen..... Hundertmal habe ich mein, unsern Freunden geschwornes Wort gebrochen, um mein Vorhaben durchzusetzen. Mein

Vetter Aumale und der Herzog von Savoyen wissen davon zu sprechen. Was den Eid betrift, so habe ich davor gehalten, daß mich mein Stand darüber hinaus sezt, und wer will mir deswegen einen Vorwurf machen? mein Beichtvater und Großalmosenier haben mich absolvirt. Ich wollte hundertmal lieber mit gutem Willen und gnädiger Erlaubniß unsers heiligen Vaters ein Türke werden, als diese Abtrünnige Ketzer wieder im Genusse ihrer Güter sehen, die ihr und ich mit Recht und Gerechtigkeit im Besitze haben. Freunde! wie würde es uns gehen, wann wir alles wieder herausgeben sollten? Sterben, sterben wollen wir lieber, als es dazu kommen lassen. Es ist doch ein schönes Begräbniß unter den Ruinen dieses Königreichs, und hierunter wollen wir uns begraben lassen, wenn wir nicht über dieselbige hinauf klimmen können.

Ich weiß wohl, daß wir alle, die hier zugegen sind, Freunde sind, so wie bei den Ständen von Blois, und ich bin versichert, daß ihr mich oder einen Prinzen meines Hauses zum Könige machen wolltet: ihr würdet euch auch nicht übel dabei befinden. Freilich läßt sich dieß nicht so leicht thun. Eine Messe! — und unsre Mühe ist vergebens! aber glaubt mir, ich wollte lieber meine Frau, meinen Neffen, alle meine Vettern und Blutsverwandten in der Ewigkeit, als den Bearner in der Messe sehen. Nein! darnach jükt es mich noch nicht: zu dem Ende habe ich weder meine, noch der Legate seine

Ermahnungen an das französische Volk geschrieben und bekannt gemacht, auch sind die Schriften, welche der Herr von Lyon theils verfertigt hat, oder noch verfertigen wird, nur in der Absicht verfaßt, um das Volk auf unserer Seite zu erhalten, bis sich ein glückliches Abentheuer ereignet; ihr versteht mich doch? daß die Herren Patres der Jesuiten uns noch einen zweiten Märtyrer der Religion verschaffen..... Zweifeln Sie nur nicht, ich werde alles mögliche anwenden, um mich von diesem verhaßten bourbonschen Geschlechte zu befreien: Ist es einmal in Saint-Denis, wo die alten Könige begraben sind, so sind auch die Reichs-Kleinodien, die Kostbarkeiten und Zierathen unser; und mein Bruder Nemours hat aus Andacht schon die Krone zurüsten lassen. Die heilige Flasche ist auch in unserer Gewalt, so bald wir sie brauchen, denn ohne dieselbige..... Ihr verstehet mich. Es ist ein Wink Gottes.... deßwegen bitten wir alle unsere guten Beichtväter, Prediger, Pfarrer und andere besoldete Frommen, darauf los zu toben....

Gehe es auch, wie es will, so werdet ihr mir doch nicht rathen, daß ich, wegen einer Messe, die sich der König von Navarra vorsingen lassen könnte, meine Macht aufgeben, und aus einem Halb-König ein Diener werden soll. Jederzeit hat mich der Herr von Lyon und unsere Prediger versichert, daß der Papst nicht im Stande ist, einem ketzerischen Abtrünnigen die Absolution zu ertheilen,

als in articulo mortis: und wollte der Papst sich darein mischen, so lassen wir ihn selbst durch unsere Mutter, die Sorbonne, in den Bann thun: sie versteht ihr Latein, und trinkt ihren Wein weit katholischer, als das Konsistorium zu Rom.

Nur darauf müssen wir insonderheit halten, daß wir den Krieg in Frankreich ewig dauern lassen. Der Herr von Lyon weiß wohl, daß der König in Spanien und ich, wann er anders damit zu Stand kömmt, ihm den Kardinalshut versprochen haben, und zum Pfandschilling hat seine Schwester schon ein Halsband von dreitausend Dukaten, und eine Kette katholischer Perlen mit einigen tausend Dublonen erhalten..... geht es aber anders, so wollte ich, daß mich die Wölfe frässen; ich bitte euch, bedenkt doch, zur Ehre der heiligen Union, euern eigenen Nutzen; denn wir haben einen Feind, der mehr Stiefel, als Schuhe zerreißt. Ihr werdet also dafür sorgen, und euch in Acht nehmen, daß ihr nicht in des T.... Küche kommt..... Nun bin ich fertig."

Nachdem der Herr Lieutenant seine Rede geendigt hatte, so stund der Dechant der Sorbonne auf, und schriee: Humilitate vos ad benedictionem, & postea habebitis haranguam. Darauf redete der Herr Legate nach drei reichen Segens-Ausgüssen folgendergestalt:

Rede des Legaten.

In nomine patris, io nii rallegro, o ſignori & populi.... di verderi qui collegati pro uno ſogetto tanto grande & catholico..... una ſola cauſa mi pore neceſſaria a la ſalute della anime veſtre. Cio e di non percar maï di pace com queſti forfanti heretici magnigoldi.... guerra donque, guerra, ô valenti & magnifici Francezi.... date quanto volete le anime voſtre al domonio d'inferno poco gli e.... & non parlate piu ditante beni, & tante favori che predeceſſori voſtri hanno fate à la ſante ſede apoſtolica.... la pardonanze che avete rincerute da pochi anni in qua con la gratuite indulgenze, & jubilei ſono di molto piu pregio. Baſta che le corom, e gli ſettri del mondo ſono à diſpoſitione di ſua ſantita, & ſi poſſono cambiare, tranſtulare, torre & porre a ſuo modo. *Scriptum eſt enim hæc omnia tibi dabo. Atqui ut pergam lingua latina; vobis loqui non veni, pacem mittere ſed gladium....* In fine donque fatte un re, di gracia, pro amor mio, e non mene curo ſi ſia, foſſe el diavolo, mode che ſia ſervitore & feudatorio de la ſua ſantita. *Vobis promitto plenam abſolutionem & indulgentiam, idque gratis in ſæcula ſæculorum: amen. Ego vobis me commendo. Valete.*

Nach Endigung dieſer Worte, legte ſich Doctor Launai, ehemaliger Pater, nachheriger Glaubens-

Verläugner, und nunmehriger Speichellecker der Sorbonne, mit Guarinus, dem Franziskaner, dem Doctor Conilli und Doctor Aubri, auf die Knie, und stimmte vor dem Kreuze des Legaten die Worte an: O crux ave, spes unica. Einige aus der Versammlung fanden dieß ungereimt. Doch folgte ihnen ein jeder, und sang das nämliche.... Nach Vollendung dieses Spiegelgefechts, fieng der Kardinal Pellevé seine Rede an.

Rede des Kardinals Pellevé, des Anwalts der Sorbonne.

Herr Lieutenant! ich muß Ihnen im Vorbeigehen sagen, daß, per fidem meam, es Ihnen recht schön läßt; Ja mein Herr Lieutenant, es läßt ihnen recht schön, hier zu sitzen, wo Sie wirklich sind, und Sie füllen Ihren Platz recht gut aus; es würde Ihnen nicht übel stehen, den König zu spielen. Sie brauchen auch weiter nichts, als sich fest in dem Sattel zu halten; Sie sehen vollkommen aus, wie ein, salvo honore ecclesiæ, heiliger Dorf-Niklaus, a fe di dio, und es kömmt mir vor, als feirten wir das Fest der unschuldigen Kindlein, oder den Dreikönigstag. Könnten wir Ihnen izt mit einem guten Glase Wein aufwarten, und Eure Majestät von Lieutenant wollten es auf die Gesundheit der Gesellschaft ausleeren, so wollten wir alle schreien: der König trinkt. Das Dreikönigsfest ist ohne dieß vorbei, an welchem Sie uns, aus Furcht einer bösen Vorbedeutung, nicht erlaubten, einen Bohnen-König zu machen.

Meine

Meine Herren! Sie sollen mich für den schlechtesten und unkatholischsten Menschen ansehen, wenn Ihr Elend und Ihre Armseligkeit mich nicht hieher getrieben hat, wo ich mich als ein wahrer Hypokrit, ich wollte sagen: Hypokrat, *) aber die Zunge versagte mir, aufgeführt habe. Da dieser große Arzt sein Vaterland von einer großen Pest angesteckt sahe, so ließ er in allen Gegenden, wer weiß wie viel, Feure anzünden, um die böse Luft zu reinigen und zu verjagen. Ich habe das nämliche gethan, um zu meinem katholischen Zwecke zu gelangen. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, einer der vornehmsten Ursächer aller der Feuersbrünste gewesen, welche wirklich in ganz Frankreich brennen und auflodern.

Immer haben wir Recht gehabt, in Ansehung der Valois, und werden auch Recht behalten gegen die Bourbons, wenn sie sich anders als di galante huomo aufführen werden. Was mich anbelangt, so sehen Sie mich hier zu Ihrem Befehle bereit, zu hängen und abzuhängen, in so ferne Sie sich, als gute katholische Christen, den erzkatholischen Prinzen des Hauses Lothringen unterwerfen..... und bitte Sie, sich frühzeitig zu besinnen: denn wie leicht könnte uns der Bearner einen von seinen Streichen spielen; er dürfte sich ja nur bekehren, und eine verdammte Messe hören, so verlören wir unsere Prinzen und unsere Duplo-

*) Soll eigentlich, Hypokrat, heissen.

nen. Darum weil es noch in dubio..... so tödtet, mordet, senget und verbrennet kühnlich alles: der Herr Legate verzeiht alles, der Herr Lieutenant billigt alles, der Herr von Lyon schweigt zu allem. Ich diene Ihnen und ganz Frankreich zum Beichtvater, wenn es anders willens ist, gut katholisch zu sterben; als warum ich Sie alle insgemein und besonders gebeten haben will, indem ich Sie versichere, daß, nach dem Herrn Legaten, Ihre Seelen nicht durch das Fegfeuer müssen, indem sie durch das Feuer, welches wir in allen vier Ecken des Königreichs angezunden haben, genugsam gefegt worden sind.

Was aber die Wahl eines Königs anbetrift, so gebe ich meine Stimme dem Marquis von Chaussins *); er ist weder Großmaul noch Stumpfnase, also ein guter römisch-apostolisch-katholischer Christ — Ich empfehle Ihnen denselben und mich desgleichen — dixi.

Nach Endigung dieser Worte, klatschten alle Doctoren der Sorbonne in die Hände, und schrieen dreimal, bibat, bibat, bibat. Gleich darauf sprang ein niedliches Magisterchen auf, wandte sich gegen den Herrn Kardinal Pellevé, und schrie:

---

*) Franz von Lothringen, Marquis von Chaussins, Bruder des Duc de Mercœur; das Marquisat Chaussins liegt in Bourbonnais.

Recht thaten Sie, die dummen Brüder;
Sie wählten illustrissimum
Zum Haupte der Gelehrten.
Denn Ihre Rede zeiget wieder,
Sie als ignorantissimum
All' denen, die sie hörten. *)

Jedermann fand diesen Reim sehr drollicht, daher ein zweites Händeklatschen. Der Herr von Lyon lüpfte sich, gab das Zeichen, daß er reden wolle, und fieng, nachdem sich jeder geräuspert hatte, folgendermaßen an.

Rede des Erzbischofs von Lyon.

Meine Herren!

Diejenigen, welche den Anfang und die Fortschritte unserer heiligen Union genau bemerken, werden wohl Gelegenheit finden, auszurufen: quid non mortalia pectora cogis, auri sacra fames! Ist es nicht eine unerhörte Sache, meine Herren Eiferer? in einem Augenblicke die Diener in Herren verwandelt; geringe Geschöpfe, groß; Arme, reich; die Demüthigen, frech; die, welche gehorchen sollen, befehlen zu sehen! ..... O heiliges Katholikon von Spanien! du bist Ursache, daß der Preis der Messen verdoppelt, daß die geweihte Lichter theuer, und die Betstunden vermehrt worden sind. Du bist Ursache, daß es keine Meineidige,

*) Ein elender Reim; er muß aber auch, um dem französischen Original treu zu bleiben, recht schlecht seyn.

keine Diebe, keine Mordbrenner, keine Betrüger, keine Spitzbuben mehr gibt; denn durch eine neue Art von Bekehrung, haben sie ihren Namen geändert, und den, der streitenden Kirche angenommen..... Wir müssen uns wohl vor den Edeln hüten, welche sich Franzosen nennen, und nicht in spanischen Sold treten wollen. Diese Leute, meine Herren! beugen nur Ein Knie bei der Messe, und nehmen Weihwasser, nur weil sie gezwungen sind. O erlauchte Beisitzer dieser preiswürdigen Versammlung, ächter Abschaum unserer Provinzen, süßer Vorlauf unserer Landesregierungen, bewundert ihr nicht die Heldenthaten unserer Louchard, Bussi, Senaut, Crucé? ..... Wäre es nicht ein unverantwortliches Verbrechen, den Heiligen Clement mit Stillschweigen zu übergehen? der vorher der leiderlichste Geselle seines Klosters war, dem man mehreremal, wegen seinen Mausereien und schlechten Streichen, öffentliche Verweise und die Geisel geben mußte, und der itzt nichtsdestoweniger so erhöhet oder erniedriget ist, daß er dem Heiligen von Kompostella seinen Plaz streitig macht..... Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, daß ich, vor dieser bewunderungswürdigen Union, kein großer Heiligenfresser gewesen bin, und daß mich einige meiner Nächstbekannten für einen halben Ketzer angesehen haben; aber seitdem ich die heilige Ligue unterzeichnet habe, zweifelt niemand mehr an meinem Glauben. Aus einem großen Politiker, wurde ich ein geschworner Liguiste, wie ich noch

bin, ein Verwalter und Anordner der geheimen Angelegenheiten unserer heiligen Union.....

Was die Bedürfnisse anlangt, so muß ein jeder für sich selbst sorgen: ich meines Orts verlange den Frieden nicht, als in so ferne ich Kardinal werde; dieß hat man mir versprochen, und ich verdiene es auch: denn ohne mich, wären der Herr Lieutenant nicht, was Sie wirklich sind.... Muthig also, meine Freunde! fürchten Sie sich nicht, Ihr Leben für Ihn und für die Prinzen seines Hauses zu wagen. Können Sie wohl einen schönern König, einen dickern und fettern, als er ist, begehren? Beim heiligen Jacob! er ist ein rechtes Stück Fleisch, und man wird nicht leicht einen finden, der mehr Gewichte hätte, als er.

Ihr Herren von Adel, unter welchem Könige werden Sie sich besser befinden? Sie Sind Freiherren, Grafen und Ducs aller der Provinzen, die Sie inne haben. Was wollen Sie mehr? Sie befehlen ja darinn, wie Karten-Könige.

Was euch anbelangt, ihr Herren Geistlichen, so helfe sich ein jeder, wie er kann: ich bin im Stande, eine rothe Kappe zu tragen: aber den Bedürfnissen des Klerus abzuhelfen, dazu läßt mir mein Zipperlein keine Zeit. Ich überlasse den Herren Predigern, ihre frommen Pfarrkinder in gutem Banne zu erhalten, und der Frechheit derer, die nach Brod und Frieden schreien, Schranken zu setzen. Dieß kostet euch keine große Mühe: ihr wißt ja die Stellen der Schrift so zu verdrehen,

wie ihr sie braucht. Wir müssen also unser Haupt-Augenmerk itzt darauf richten, daß wir ein Fundamentalgesetz schmieden, kraft dessen die Inwohner Frankreichs gehalten sind, sich, nach Herzenslust der Herren Kathedranten, zustutzen, übertäuben, und herumführen zu lassen..... Wir geben es den guten Patern der Jesuiten auf ihr Gewissen, in ihren Ohren-Beichten bei Strafe der ewigen Verdammniß zu verbieten, den Frieden zu begehren, oder nur davon zu reden, sogar auch alsdann, wann der Bearner in die Messe gehen würde, wie er den Papst hat versichern lassen. Sollte dieß geschehen, so wissen wir schon ein Gegengift, und wollen dafür sorgen, daß es der Papst nicht glaubt, und wenn er es auch glaubt, doch nichts für ihn thut; oder ich werde nicht Kardinal. Und warum sollte ich es nicht werden, ich, der ich um die Hoheit des heiligen Stuhls zu behaupten, mein Vaterland verrathen habe. Doch, ich werde es seyn, ich kann es Sie versichern, oder aber meine Freunde müßten mich hinter das Licht führen. — Meine Rede ist zu Ende!

Nachdem der Herr Erzbischof geendigt hatte: so bat er die Frau von Montpensier um Erlaubniß, ein ander Hemd anzuziehen. — — Drauf zog Herr Rose in seinem Rectorkleide, welches er unter seinem Mäntelchen und bischöflichen Kragen angezogen hatte, seine Mütze zu wiederholtenmalen ab, und fieng so an:

Rede des Doctor Rose, Apostolischen Erhalters der Sorbonne.

Preiswürdigste, Erhabenste und Allerkatholischste Synagoge! Ich will Ihre Benevolenz hier nicht durch eine lange Vorrede kaptiren, sondern nur ganz summarisch sagen, daß die älteste Tochter des Königs, nicht des Königs von Navarra, sondern des Königs, den wir hier erwählen werden, und in Erwartung dessen, will ich sagen, die älteste Tochter des Herrn Staats-Lieutenants, die Universität von Paris, Ihnen zu Gemüthe führt, daß sie, seit ihrer Wiege nicht so tugendhaft, so sittsam und so friedfertig gewesen, als sie es wirklich, durch Ihre Gnade, Ihr Herren, und insonderheit durch Ihre göttliche Winke, ist — ohne daß sie anderer Lehrer nöthig gehabt hat, als Sie, Herr Lieutenant; ihre Vorsteher haben, per regulas Hunger zu sterben gelehrt.

Uebrigens haben Sie, Herr Lieutenant, Ihren Silber-Bewahrer, den Miteiferer Louchard, hängen lassen, und alle diejenigen hängenswerth erklärt, welche der Ceremonie des Unions-Befehls, vermittelst deren man dem Präsidenten Brisson eine Nase gedreht, beigewohnt haben. Da nun wir übrigen Doctoren größtentheils die Helfershelfer dieser Ceremonie gewesen sind, ergo — und ich sage Ihnen, daß, wenn Sie mit Ihrer Ankunft nicht so sehr geeilt hätten, so würden wir noch mehr dergleichen angestellt haben; und der — und der spricht heute noch sehr laut, dem die Zähne

nicht mehr wehe thun würden. Doch, ich lenke wieder ein, und argumentire also: Louchard und Konsorten sind nach Recht und Gerechtigkeit gehangen worden, denn sie waren Galgenvögel; atqui, wir übrigen Doctoren, die wir größtentheils Konsorten, Anhänger und Rathgeber des genannten Louchards waren, ergo, sind wir Galgenvögel und hängenswerth!

Man muß demnach nothwendig in barocco also argumentiren. Wer die eifrigen Katholicken hängen läßt, ist ein Tyrann und Gönner der Ketzer; atqui, der Herr Lieutenant, der Louchard und Konsorten, welche die allerkatholischsten und größten Eiferer waren, hat hängen lassen; ergo, ist der Herr Lieutenant ein Tyrann und Gönner der Ketzer, ärger, als Heinrich von Valois, welcher dem Louchard, Hatte und la Molière, die schon mehr als drei Jahre vor der Gassensperrung*) den Strick verdient hatten, verziehen hat.

Daß es wirklich so seie, probo minorem a majori ad majus. Der Bearner hat die vornehmsten Häupter der Ligue gefangen gehabt, und sie doch nicht hängen lassen, da er es doch sollte und konnte, und ist nichts destoweniger ein Ketzer; ergo, ist der Herr Lieutenant ärger, der seine besten Freunde, die ihm zu Brod halfen, hat hängen lassen. Will man nun sagen, dies seie geschehen, ad majorem cautetam, so ist das wohl gut. Aber unterdessen erdrosselt man sich, und wir werden

*) Barricade.

für Tölpel gehalten, weil wir dies zugelassen haben — und weil wir dies zugelassen haben, so muß man eben nicht schliessen, daß die Sorbonne irren könne: dies würde mich von Neuem toll und unsinnig machen. Deswegen bitte ich Sie, im Namen unserer Akademie, diese That so katholisch zu bemänteln, als es Ihnen immer möglich seyn wird; insonderheit empfehle ich Ihnen unsere, und der Herren Anführer unserer theologischen Facultät, (in deren Namen ich rede) Besoldungen. Die Madam von Montpensier hat sehr weislich gesagt, daß sie sich mehr mit den Herren Predigern und Doctoren abgeben wolle, als der König von Navarra mit seinen Auflagen und Armeen.

In Erwartung dessen, bedenken Sie, meine Herren, ob wir einen König machen wollen; ich weiß, daß der Herr Lieutenant es gerne werden wollte; sein Neffe und auch sein Bruder möchten es auch seyn; und ich zweifle nicht, daß die Herzoge von Lothringen und der Herzog von Savoien auch Lust dazu haben; denn in Wahrheit, einer hat so viel Recht dazu, als der andere. Was den Duc de Mercöur betrift, so werden sich seine Unterhändler eben so viele Mühe darum geben, als er selbst.

Nun komme ich auf Sie, Herr von Guise; Ihnen haben die Weissagungen schon lange Königreiche und Kaiserthümer bestimmt, und den Beinamen Pipin der kurze, zugelegt. Sie sehen sich itzt auf dem Punkte, ein Carolus magnus zu werden.

wenn der Kauf richtig wird. Aber sehen Sie sich wohl vor, daß Sie nicht von den Spaniern überlistet werden. Sie versprechen Ihnen wohl diese göttliche Infantin, um sie mit Ihnen zur Königin in solidum zu machen. Aber haben Sie wohl auf die Blanquete des Herzogs von Feria acht; er hat deren eine ganze Schachtel voll, und datirt und antidatirt sie mit seinem Uringlase — Haben Sie nur ein klein wenig Nase, so werden Sie es riechen. *) Schlagen Sie also die eitle Hoffnung, König zu werden, aus dem Sinne, und glauben Sie mir, selbst die kleinen Kinder machen sich über Sie lustig; erst jüngst hörte ich eines derselben singen:

Schachmatt sah sich die Ligue
Und die Liguisten suchten Rath,
Sie wählten aus Intrigue
Zum König den, der keine Nase hat.

Und Sie, Herr Lieutenant, an Sie wende ich mich nun; was haben Sie wohl vor? Sie sind zu plump und zu schlecht gebildet, Ihr Kopf ist zu dicke, um eine Krone zu tragen. Aber wie: Sie sagen, Sie verlangen sie nicht, und doch geben Sie

*) Dieser Satz ist zweideutig; es rührt daher, weil das französische Wort blanc, sowohl ein weisses Papier mit unterschriebenem Namen und aufgedrücktem Siegel, als auch weisse Schminke bedeuten kann. Merkt man sich diesen doppelten Sinn des Worts, so wird man den Satz leicht verstehen. Zugleich erinnere sich der Leser an die kleine Nase des Duc de Guise!

sich heimlich alle Mühe, daß Ihr Neffe nicht erwählt wird. Was sollen wir also anfangen? Wir müssen einen König haben. Man wirft Ihnen vor, daß Sie mit Kronen handeln, und die von Frankreich den Meistbietenden zuschlagen wollen. Sie glauben, recht fein zu seyn; aber man kennt alle Ihre Ränke zu Rom, zu Madrid, in Savoien und in Teutschland. Sie spotten aller Menschen, und alle Menschen spotten Ihrer.... Denken Sie daran, Herr Lieutenant: Sie spielen den König, und widerstehen dem Bearner umsonst... Ich riethe Ihnen, wenn Sie nicht ein Bigamus wären, Abt zu werden, denn es mag auch König werden, wer da will, so wird er Ihnen doch die Abtei Clugui nicht verweigern. Sie lieben eine fette Küche, und haben einen großen und geräumigen Bauch, und so würden sie doch gekrönt — mit der Mönchskrone. Summa, Summarum, es sind Ihrer zu viel Hunde zu einem Beine. Sie sind eifersüchtig auf einander, und wissen sich nicht zu vertragen... Ich bin also der Meinung, daß keiner von Ihnen König seyn solle: ich gebe demnach meine Stimme dem Guillot Fagotin, dem Küster von Gentilli, einem guten Winzer und Biedermann, der sein Amt aus dem Grunde versteht..... darum eben beharre und bestehe ich darauf, daß er so gut König werden kann, als ein anderer.

Als Rose seine Rede geendigt hatte, so entstund ein großes Gemurmel unter den Abgeordneten:

einige billigten, andere mißbilligten ihn. Nichts desto weniger wollte er auf seinem Vorschlag beharren; aber als er sahe, daß der Lärmen durch ein allgemeines Geklatsche von Neuem angieng, so stund er zornig auf, und schrie.... so laut er konnte: Ihr Herren, Ihr Herren, ich sehe wohl, daß wir auf einem polnischen Reichstage sind, wo jeder Meister ist. Ich stehe ab; und darauf setzte er sich brummend wieder nieder. Nachdem endlich die Hitze ein wenig verraucht war, so stund Herr von Rieux, der jüngere, auf, hielt zwei oder dreimal die Hand an die Kehle, welche ihm vor Weisheit zerplatzen wollte, und redete also:

Rede des Herrn von Rieux.

Ich weiß nicht, warum man mich abgeschickt hat, um bei einer so edlen Gesellschaft das Wort zu führen. Es muß wohl was bewunderungswürdiges bei der heiligen Union seyn, weil ich, vermittelst derselben, aus einem geringen Aufseher über die Lebensmittel, ein Edelmann und Befehlshaber einer Festung geworden bin. Eben darum will ich des Teufels seyn, wenn ich nicht jeden aus meinem Gouvernement, der sich einkommen läßt, vom Frieden zu reden, wie einen Wolf verhetze. Es lebe der Krieg! Krieg müssen wir haben, er mag auch herkommen, wo er wolle. Ich weiß gar nicht, was die Kopfhänger mit ihrer Rettung des Staats und der Religion sagen wollen. Was mich anlangt, ich verstehe von dem allem nichts; wenn man mir

nur die Kopfsteuer zahlt, und ich meinen Gehalt erhalte, so kümmere ich mich wenig darum, was aus dem Papste und seiner Frau wird. Durch meine geheimen Verständnisse hoffe ich Noyon einzunehmen; komme ich damit zu Stande, so bin ich Bischof von der Stadt und dem Lande. Unterdessen will ich schon die Kuh melken, und die Bauren schinden, so viel ich kann, und es soll, zehen Meilen weit um mich herum, kein Bauer, Landmann oder Kaufmann gefunden werden können, der ungerupft davon käme. Ich will gerne von Enkeln und Urenkeln ein Schurke genannt seyn, wenn ich nur immer die Steuern einziehe, ohne Rechnung abzulegen. Ich habe die Bücher und Geschichten Frankreichs nicht gelesen, und brauch auch nicht zu wissen, ob es wahr ist, daß es Ritter von der runden Tafel gegeben, die sich nur der Ehre widmeten, und ihren König und ihr Land vertheidigten. In Ansehung dessen bin ich Ihr gehorsamer Diener. Ich führe einen guten Degen und gute Pistolen, und es gibt keinen Serganten noch Vorsteher der Häscher, der sich unterstünde, mich vor Gericht zu ziehen. Es komme, wer da wolle, es ist genug, daß ich ein guter Katholicke bin; die Gerechtigkeit ist nicht für Edelleute gemacht, wie ich bin. Ich hole meines Nachbars Kuh und Henne, wenn es mir gefällt, und rathe Ihnen allen, ihr Herren Edelleute, es auch also zu machen. Sind wir denn nicht frei, Herr Lieutenant? Haben Sie uns nicht erlaubt, alles zu thun? Und der Herr

Legate, hat er uns nicht freien Zügel gelassen, wenn wir anders nur gute Katholicken sind? Ich will mich also dessen bedienen, und bitte Sie, es eben so zu machen. Aber ich habe Ihnen noch andere Sachen vorzustellen. Sie müssen gar nicht mehr von dem salischen Gesetze reden. Ich weiß zwar nicht, was es ist, aber der Herr Diego hat mir es schriftlich gegeben. Man muß die verbrämte Kaputzen des Parlements, welche sich in Staatssachen mischen, die sie nichts angehen, auseinander stäuben. Der Herr Legate gebe sie nur in meine Hände, es soll weder viereckigte Kappe noch Wulst überbleiben, die ich nicht fliegen mache. Warum geben Sie hierinnen keine Ordre, Herr Lieutenant? Sie kennen ja alle die, welche sich für dieses häßliche Gesetz verwendet haben, auswendig und inwendig. Warum lassen Sie sie nicht in den Strom werfen, wie Ihnen der berühmte Präsident Neulli — den ich hier ehrenthalben, als den vermeinten Vater der heiligen Ligue, welcher um den Herren Pfarrern und Predigern behülflich zu seyn, seine Tochter hat schänden lassen, nicht übergehen kann — schon lange angerathen hat. Ich weiß zwar nicht, was mir diese Rechtsgelehrten zu Leide gethan haben: aber ich bin doch ihr Freund nicht.

Endlich, meine Herren! habe ich von dem Adel den Auftrag, Ihnen vorzustellen, daß man seine Sachen einrichten muß, weil die Witterung gut ist, und daß Sie einen König erwählen müssen. Ich bitte Sie, sich meiner und meiner Verdienste zu

erinnern: ich bin so viel werth, als ein anderer, und würde Ihnen noch mehr sagen, wenn ich nicht gezwungen wäre, meine Unternehmung auf Royon auszuführen, und nun Bacio los manos de vostra merced ! *)

Nachdem Herr von Rieux ausgeredet hatte, so zeigte ein jeder Beisitzer, daß ihm seine natürliche Beredsamkeit Vergnügen gemacht habe. Als nun der Lärm ein wenig gestillt war, so fieng Herr von Aubri, Abgeordneter des Bürgerstands, der seinen Degen abgelegt hatte, ungefehr folgendermaßen an, zu reden.

Rede des Herrn von Aubri.

Bei Gott, ihr Herren! ihr habt uns schön bei der Nase herumgeführt. Es war unnöthig, daß uns unsere Pfarrer predigten, wir müssen uns aus dem Schlamme ziehen. **) Es würde, wie ich aus euern Reden sehe, sehr schwer seyn, die Parier aus dem Schlamme zu ziehen: es ist Zeit, daß wir einmal einsehen, daß das spanische Katholikon (Latwerg) eine üble Waare ist, und daß uns die Prediger und Sorbonnisten, wie Wachteln, in die Schlingen der Tyrannen übergeben haben. Unsere Freiheiten hat das Wasser weggeschwemmt; unser

---

*) Rieux schließt mit dem spanischen Brocken: ich küsse Euer Gnaden die Hände! — vermuthlich auch eine Anspielung auf Thatsachen! d. H.

**) Debourbonner.

Parlementsgericht ist dahin: unsre Universität ist verwildert, und bei der Sorbonne geht es zu, wie in einem Hurenhause.

Ich frage euch, Ihr Herren, was haben wir aus dem abscheulichen Tode, den uns die Prediger, als das einzige Mittel, uns glücklich zu machen, angepriesen haben, für Nutzen gezogen? der Dienst Gottes dient zu nichts mehr, als die Menschen durch Heuchelei zu hintergehen. Die Priester haben sich durch ihr ärgerliches Leben, so feil und verächtlich gemacht, daß man sich weder um sie noch um ihre Predigten mehr bekümmert.

Sie selbst, Herr Lieutenant, Sie selbst müssen bekennen, daß, wenn Heinrich III. gethan hätte, wie er sollte und konnte, Sie und alle Ihre Agenten, die man in- und auswendig kannte, verloren wären. Aber man verfuhr hierinnen zu gelinde. Seitdem hörten Sie nicht auf, die Prediger und Pfarrer, denen Sie an Ihren Duplonen Antheil gaben, auf Ihre Seite zu ziehen. Ich will zwar nicht sagen, daß Sie selbst jenen schlechten Menschen, den die Hölle zeugte, erwählten, um diesen abscheulichen Streich zu vollenden; aber es ist genugsam bekannt, daß Sie ihn, ehe er sich auf den Weg machte, um diese verfluchte Unternehmung auszuführen, sprachen, und ich könnte Ihnen, wenn ich anders wollte, die Orte nennen, wo dies geschah. Sie versprachen ihm Bißthümer und Abteien, und überliessen das übrige Ihrer Jungfrau Schwester, den Jesuiten und seinem Prior, der ihm nichts we-

niger,

niger, als einen, über die Apostel erhabenen Platz im Paradiese, versprach.

Die Doctoren von Jerusalem sagten, daß Jes. Chr. den Teufel habe, und in dessen Namen Wunder thue; unsere Prediger und Doctoren, haben Sie nicht gepredigt, daß der verstorbene König ein Zauberer seie und den Teufel anbete, und in desselben Namen seine Andachten verrichte?

Unsere Sorbonnisten haben durch ihre, nach ihren Einbildungen angewandte Texte, bewiesen, daß es erlaubt, ja selbst ein verdienstliches Werk seie, den König zu tödten..... Wer die Geschichte der Faction zwischen Burgund und Orleans lesen will, wird sehen, daß die Prediger eben diese Aufwiegler gewesen sind, wie izt; ungeachtet damals ganz keine Frage von Religion war. Sie predigten gegen ihren König, wie izt, sie liessen ihn in den Bann thun, wie izt; sie thaten Vorschläge gegen die guten Bürger an die Sorbonne, wie izt, und dies um Geld, wie izt.....

Wir schließen daher, daß wir alle einstimmig von unserm König den Frieden begehren müssen. Nun denn, Herr Legate, kehren Sie mit dem Herrn Kardinal Pellevé nach Rom zurücke. Das Brod brauchen wir nöthiger, als geweihte Rosenkranz-Kügelchen. Packen Sie sich, ihr Herren Agenten von Spanien, wir sind müde, uns zu ihrem Vergnügen untereinander zu ermorden. Ihr Herren Lothringer, gehen Sie, wir halten Sie nur für ein Schatten-Werk von Beschützung. Wir sind

Franzosen, und wollen mit den Franzosen unser Leben für unsern König, für unsern guten König, für unsern wahren König wagen. Ich weiß zwar, daß ihr mich vielleicht, nach unserer Trennung von hier, in die Bastille setzen, und mich daselbst, wie den Sacremone, den Saint-Maigrin, den Marquis von Mignelai und andre mehr, ermorden werdet. Aber ehe ich sterbe, will ich noch meine Rede also schliessen:

Prinzen von Lothringen
Ihr seyd zu schwach zu großen Dingen,
Um eine Krone zu erjagen,
Laßt ihr euch immer schlagen.

Nach Vollendung dieser Rede, blieben sehr viele so betäubt, als wenn sie vom Donner gerührt wären; endlich stund ein Spanier auf, und sagte ganz laut: to dos los mattamoros estos vellacos. Wir bringen noch alle diese Lumpenkerls um: der beste taugt nichts. Dies gesagt, stund er von seinem Platze auf, und gieng, ohne eine Verbeugung zu machen, fort.

Diese Reden, voll beissenden Witzes, voller Anspielungen und Wahrheiten, richteten die ganze Rotte der Liguisten zu Grunde. Ihre Anführer, welche erst kürzlich die Abgötter eines verführten Volkes gewesen waren, wurden die Gegenstände seines Spottes und seiner Vorwürfe. Die Prediger kamen in Verfall und Verachtung. Die Sorbonne,

der man alles Elend des Staates zur Last legte, fand sich nach und nach mit Spott und Schande bedeckt. Sie knirschte darüber, und konnte sich nicht rächen. Sie hatte es nicht gewagt, die Schlüsse ihrer Theologen den witzigen Einfällen, und den Vernunftgründen gelehrter Männer, entgegen zu setzen. In kurzem fühlte man, wie ungereimt, daß die Diener des Friedens und des Evangeliums, den Bürgerkrieg predigten, und wie albern es seie, Italiäner, Spanier und Priester in den Ständen zu sehen, die den Franzosen einen König und Gesetze geben wollten!

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Censur der Sorbonne. Abschwörung Heinrichs IV. Brief eines Doctors der Sorbonne. 1593. 1594.

Die schon lange eröffneten Stände hatten mehrere Sitzungen gehalten. Heinrich IV. war nicht ruhig: jeden Tag konnte ein König erwählt werden: die Gesetzlosigkeit würde sich dadurch vermehrt, und Spanien seine Macht verstärkt haben. Das Conseil Heinrichs IV. schickt mit seiner Bewilligung nach Paris, um eine Unterhandlung zu begehren, und dadurch die Mittel ausfindig zu machen, den Frieden wieder herzustellen. Der Legate wurde durch

diese Anfrage auſſer Fassung gebracht, und schrie, daß sie gottlos und schismatisch seie. Die Sorbonne, zur Unterstützung des Legaten und zu Gunsten Spaniens aufgefodert, erklärt sie, durch eine feirliche Censur, ungereimt, ketzerisch, und von dem Geiste des Aufruhrs wider die Kirche eingegeben. Auf was konnte sich wohl die Sorbonne gründen, um so zu sprechen? darauf, daß man in der Anfrage sagte: ein ketzerischer, vom Papste verdammter und exkommunicirter König, könne noch einiges Recht auf die Krone Frankreich haben.

Ungeachtet der Censur der Sorbonne, ungeachtet des Geschreis und der Drohungen des Kardinals Sega, der Partei und des Gelds der Spanier, beschloß dennoch Mayenne, diese Unterhandlungen anzunehmen. Es ist wahr, um jedes Mißtrauen von Seiten der Liguisten zu entfernen, schlug er vor, den Unions-Eid vor allen Dingen zu erneuern; und wirklich erneuerte man ihn auch. Mayenne schrieb hernach im Namen der Versammlung einen Brief, wovon ich hier den Inhalt mittheilen will, um den ausserordentlichen Unterschied zwischen dem Jahrhunderte zu zeigen, worinnen man die Völker nach den Meinungen der Theologie und den Schlüssen der Sorbonne beherrschte, den Staat verwirrte, die Könige mordete, Heinrich IV. mißhandelte — und der gegenwärtigen Zeit, wo die Franzosen, durch die Philosophie allein unterrichtet, und von ihren alten Vorurtheilen befreiet, den Despotismus

der Minister fesseln, und dem weisen Ludwig XVI. Bildsäulen errichten.

„ Nicht die Natur, sagt dieser Brief, nicht „ das Völkerrecht, lehrt uns unsere Könige erken„ nen, sondern die Gesetze Gottes und der Kirche.... „ Da wir nun alle, nachdem wir seinen kostbaren „ Leib genossen und den Segen des Herrn Legaten „ empfiengen, geschworen haben, daß der Zweck „ unserer Berathschlagungen darinn bestehen soll, „ die katholische Religion zu schützen, so nehmen „ wir die Unterhandlungen, welche Sie begehren, „ in so ferne an, daß sie nur zwischen Katholicken „ statt haben sollen.

Die Theologen, der Legate und die Spanier erhielten auch noch, daß man sich gar nicht mit dem Bearner einlassen wolle. Der weise und verständige Reinald de la Beaume, Erzbischof von Bourges, war an der Spitze der Abgeordneten Heinrichs IV. Dies war ein sehr gelehrter und gesitteter Mann. Er sprach von den Vorzügen des Friedens, von dem Elende des in Frankreich seit dreißig Jahren entzündeten Bürgerkriegs, und von der Nothwendigkeit, sich unter einem Prinzen aus dem Hause Bourbon zu vereinigen.

Der wollüstige d'Espinac, an der Spitze der spanischen Abgeordneten, antwortete auf diese Ermahnung; daß man sich vereinigen müsse, aber wider die Ketzer. Er unterstützte seine Meinung mit dem Ansehen von Rom, dessen Bullen, Exkommunikationen, den Schlüssen der Sorbonne und mit

alle dem Zeuge, wodurch, wie wir schon gesagt haben, damals die Menge betrogen, und in Bewegung gesezt wurde. Diese Unterhandlungen nuzten weiter nichts, als etwa Heinrich IV. alle Schwierigkeiten bekannt zu machen, welche er noch, um in Frankreich als König erkannt zu werden, zu bekämpfen hätte.

Zu dieser Zeit kam der Duc de Feria und Inigo de Mendoza, ein Theologe, mit Schätzen und Versprechungen zu Paris an. Eine ausserordentliche Versammlung der Stände wurde veranstaltet, und Feria und Mendoza dazu eingeladen. Der erstere hielt eine Rede, worinn er das Unglück der Nation beklagte, und stellte nachher dem Kardinal Pellevé einen Brief von Philipp II. zu, welcher an unsere Ehrwürdige, Berühmte, Herrliche und Vielgeliebte Abgeordneten zu den Generalständen von Frankreich addressirt war. In dem Briefe verlangte der König von Spanien, daß ein König erwählt werden sollte, indem er beifügte: damit ich durch dieses Mittel für alles dasjenige vergnügt werde, was ich in Ansehung dieses Königreichs verdient habe. Der Sinn dieser Worte war, daß er die Krone von Frankreich für sich oder für seine Tochter, die Infantin von Spanien, verlange. Pellevé beantwortete diesen Brief und die Rede des Feria, doch so, daß man daraus sehen konnte, er seie der lothringischen Parthei noch mehr ergeben, als der spanischen.

Heinrich IV. verrückte die Projekte dieser beiden Parteien dadurch, daß er verkündigen ließ, er wolle sich unterrichten lassen, und die Bischöffe und Theologen einlud, sich zu ihm nach Mantes zu begeben, um ihn zu belehren. Die Stände sezten ihre Sitzungen fort, ohne es zu wagen, einen König zu erwählen. Die Spanier, durch viele Bischöffe und Doctoren der Sorbonne unterstüzt, hofften, daß die Infantin erwählt werden würde; aber das Parlement von Paris gab einen Schluß heraus, wodurch es das Salische Gesetz als ein Fundamentalgesetz, und jede Wahl eines auswärtigen Prinzen oder einer Prinzessin für nichtig erklärte. 18 Mai.

Mayenne, welcher heimlich diesen Schluß begünstigte, stellte sich unwillig darüber. Er läßt den Präsidenten le Maitre vor sich kommen, und macht ihm, wegen dieses Schlusses des Parlements, die bittersten Vorwürfe. Le Maitre antwortet ihm entschlossen, daß es nichts gethan habe, als was es thun sollte. Was mich anbelangt, sezte er hinzu, so wollte ich lieber den Tod dulden, als ein Spanier oder Ketzer seyn.

Der Legate untersagte den Theologen, nach Mantes zu gehen, und die Sorbonne, bei welcher dieser Legate in großem Ansehen stunde, trug darauf an, diejenigen Geistlichen, welche sich dahin begeben, als Ketzer und ihrer Pfründen verlustig zu erklären. Doch dieser Antrag wurde endlich, nach langem Gezänke, verworfen. Vielen Docto-

ren, einigen aus Neugierde, andern aus Interesse, war es lieb, Gelegenheit, dorthin zu gehen und zu disputiren, gefunden zu haben. Die Theologen zankten sich, und jeder blieb, wie gewöhnlich, bei seiner Meinung. Heinrich IV. und die Bischöffe waren in Kurzem einig. Zuförderst wurde der Nutzen des Staats in Betrachtung gezogen, und sie entschlossen sich, seine Abschwörung anzunehmen. Ganz Paris kam in Bewegung. Der Legate hatte den Theologen nicht zulassen wollen, sich zu Heinrich IV. zu verfügen, um ihn zu unterrichten und zu bekehren: izt wollte man den Einwohnern nicht erlauben, seiner Abschwörung, zu welcher man sogleich in der Kirche von Saint-Denis Vorbereitungen machte, beizuwohnen. Die Thore von Paris wurden auf Befehl des Mayenne verschlossen, überall ein Verbot angeschlagen, zu verreisen, und der Legate verkündigte, daß jeder Geistliche, welcher sich zu Heinrich von Bourbon, der sich selbst einen König von Frankreich nennt, verfügen würde, seine Pfründe verlieren und in die Kirchenzucht verfallen solle. Aber die Bürger, begierig, einen König, von dem man ihnen Wunder erzählte, zu sehen, trotzen sowohl dem Verbote, als der Kirchenzucht, und begeben sich in Menge nach Saint-Denis.

Man hatte ein Formular von der Abschwörung entworfen, welches mit vielen kleinen Artickeln angefüllt war. Heinrich IV. strich sie aus, und wollte nur die zum Glauben nöthigen Punkte beschwören. In ein weisses atlassenes Unterkleid, in weisse Schuhe und Strümpfe, einen schwarzen Man-

tel und Hut gekleidet, kam er, mitten unter den Kronbedienten, von seinen Garden und Schweizern umringt, an das Thor der Kirche, wo ihn der Kardinal von Bourbon, sieben Bischöffe, vier Pfarrer von Paris, eine zahlreiche Geistlichkeit und alle Mönche von Saint-Denis erwarteten. Heinrich IV. begehrte in den Schoos der Kirche aufgenommen zu werden. Nach diesem Begehren, welches er auf den Knieen zu den Füßen der Bischöffe vorbrachte, schwört er, diese Kirche zu schützen, übergibt dem Erzbischoffe von Paris seinen Eid schriftlich, und dieser gibt ihm die Absolution, und stimmt ein Te deum an.

Die Hallen und Fenster der Kirche waren mit einer unzählbaren Menge Volks angefüllt, das Freudenthränen vergoß, und in der Uebermaaße seines Vergnügens, jeden Augenblick in das Getön der Trompeten und in die Freuden-Salven aus Musketen, das Geschrei, „Es lebe der König — Es lebe Heinrich IV.!“ anstimmte. Seine Geliebte, die schöne Gabrielle d'Estrée, welche an dieser Abschwörung eben soviel Antheil, als die Theologie, hatte, war auch Zuschauerin derselbigen. Dieser Freudentag für die guten Franzosen, der nach so langem Unglücke, das goldne Zeitalter wieder herbeirufen sollte, war für die Spanier, den Legaten 31 Jull.
und die Sorbonne ein Tag des Schreckens.

Mayenne, der in seiner Verzweiflung fürchtet, die spanische Partei möchte die Wahl eines Königs vollenden, begehrt von Heinrich IV. einen Waffen-

stillstand. Er wurde zugestanden, unterzeichnet, und am folgenden Tage bekannt gemacht. Dieser Schritt von Seiten Mayennes war ein Vorbote des Friedens. Der Legate, die Spanier, die Liguisten und die Prediger beklagten sich darüber, als über ein Zeichen der Schwachheit und Verrätherei des Mayenne. Man wollte ihm das General-Lieutenants-Amt der Krone entreissen, so wie die Lioner seinem Bruder, dem Duc de Neomurs, das Gouvernement dieser Stadt, zu deren Tyrann er sich aufgeworfen hatte, abgenommen hatten.

Ohne Aufhören murrte man gegen Mayenne: der Legate, um ihn auf die Probe zu stellen, und ihn aufs Neue durch den Eid der Religion zu fesseln, schlug vor, den Eid der heiligen Union zu erneuern; und Mayenne, der, um sein wankendes Ansehen zu verlängern, alles anwendet, um jedes Mißtrauen zu entfernen, willigt darein. Er begiebt sich also mit den Prinzen und den Spaniern zu dem Legaten, bei welchem er eine Menge Priester und Doctoren der Sorbonne antrifft. Man bringt das Evangelien-Buch, kniet zu den Füßen des Legaten, und hier schwören sie, indem sie dies Buch berühren, alle in die Hände desselben, daß sie niemalen mit dem König von Navarra Frieden machen wollen. Der Eid wurde unterzeichnet, und dem Legaten übergeben.

Man geht noch weiter; der Legate schlägt Mayenne die Annahme des Tridentinischen Conciliums vor, zu welcher Rom die Franzosen noch nicht

hatte bewegen können. Mayenne willigt darein, ruft die Stände zusammen, und hier wird dasselbe mit großen Ceremonien angenommen; er gibt eine Erklärung heraus, darinnen er kund macht, daß dieses Concilium, ins Künftige, in Frankreich als ein Gesetze des Staates und der Gallikanischen Kirche angesehen werden solle.

Schon hatte Heinrich IV. Gondi, den Bischoff von Paris, und den Marquis von Pisanni nach Rom geschickt, um dem Pabste zu berichten, daß er abschwören wolle, und, als er abgeschworen hatte, so schickte er den Duc de Nevers dahin ab, um ihm die Nachricht davon zu überbringen. Die Liguisten ihrer Seits, welche den Jesuiten Dupui schon zu dem Pabste gesendet hatten, daß er ihn bitten sollte, dem Gondi die Thore von Rom zu verschließen, schickten auch noch zween andere Emissarien, um sich der Aufnahme des Duc de Nevers zu widersetzen, und eine Exkommunikations-Bulle gegen die Bischöffe zu begehren, welche der Abschwörung Heinrichs des Abtrünnigen beigewohnt hatten.

Die Prediger, insonderheit Doctor Boucher, wütheten mit großem Geschrei in den Kirchen, gegen diesen König, den sie nicht verdienten. Diejenigen ihrer Mitbrüder, welche nicht predigten, schrieben. Wir wollen einen Brief, den ein Doctor der Sorbonne, Namens Mauclerc, an seinen Mitbruder, Ducreil, der sich als einer der Unterhändler der Ligue in Rom aufhielt, hier anführen. Wir wiederholen das, was wir in Ansehung der

Schriften, die wir zur Unterstützung dieser Geschichte abschreiben, schon gesagt haben. Indem wir sie abkürzen, verändern wir nie den Sinn derselben.

Brief des Doctors Mauclerc an den Doctor Ducreil zu Rom wohnhaft.

Mein Herr Magister!

4 Aug. „ Seit meinen leztern, sehr weitläufigen Nachrichten, haben sich sehr schröckliche Dinge zugetragen, dieselbigen werden Sie überzeugen, daß der „ Duc de Mayenne noch immer der nämliche in „ Guisium ist.... Er hat keine größere Furcht, „ als daß dies, was Sie wünschen, eintreffe..... „ Da man den Entschluß der Spanier in favorem „ des Herzogs von Guise merkte, so hat man mit „ einem Maurbrecher vom sogenannten Reichsschlusse „ gegen das Ansehen der Stände stossen wollen; doch „ da der Duc de Mayenne sich gedrungen sahe, „ seine Einwilligung zur Erhöhung des Ducs von „ Guise zu geben, so hat er sich gestellt, als ob er „ sie sehr verlange, und gesagt, er wolle die Verheirathung seines Neffen, und sogar die Macht „ der Spanier, bestätigen..... Die eben genannte „ Spanier waren sehr froh darüber, und verfügten „ sich zu dem Legaten, wo sie in Gegenwart der „ Kardinäle und Prinzen einen Beglaubigungsschein von ihrem Herrn vorwiesen, um die Infantin mit dem Herzog von Guise, als mit der „ Infantin gemeinschaftlichem Könige, zu vermählen.

„ Von Mayenne stellte sich sehr erfreut und zufrie-
„ den über diese Ehre, welche man einem Prinzen de
„ gente sua anthat; aber er hat so unmögliche Dinge
„ gefodert..... daß man erkannt hat, er wolle,
„ daß niemand anders rex galliæ seie, als er.
„ Die Spanier beklagen sich darüber, und dies jure.
„ Die rechtschaffenen Leute, similiter. Der genannte
„ Mayenne wurde beschworen, seinen Neffen wegen
„ dieser Ehre nicht zu beneiden, tamen meus im-
„ mota manet.... Er weiß nicht, was er ant-
„ worten soll, und hat gesagt, daß er lieber zu
„ Grunde gehen wolle, quam cogi ad id, quod
„ nollet. Und was am allerschlechtesten von ihm
„ ist, solus a partibus stetit.

„ Darinn besteht die Kriegslist gewisser Personen,
„ electionem regis in inducias commutarunt,
„ maximo cum comitiorum generalium dede-
„ core. Um diesen Bissen zu verschlucken, verzu-
„ ckert man ihn mit schönen Versprechungen. Om-
„ nes coram legato, tacto evangelio, jurarunt,
„ se nunquam pacem inituros cum rege Na-
„ varreo, & hoc juramentum syngrapho con-
„ firmarunt in manu des genannten Legaten.

„ Der Duc von Guise hat mir heute gesagt,
„ daß noch nichts verdorben ist, in so ferne Ihro
„ Heiligkeit dasjenige hält, was sie dem Duc de
„ Sesse legato catholicæ majestatis versprochen
„ hat. Aber dieser König von Navarra wird durch
„ die Gesandtschaft des Prinzen, welchen er abschickt,
„ ihn zu erschüttern suchen; wenn man nur diesem

„ die Thüre, wie dem Gondi verschließt, so wird
„ alles gut gehen.

„ Die Spanier unter uns sind entschlossen, alles
„ pro fatali viro zu thun, was ihnen nur möglich
„ ist. Wenn die Macht, die sie uns versprechen,
„ in drei Monaten bereit ist, creabitur rex etiam
„ invito de Mayenne. Ich werde Ihnen in zwei
„ Tagen noch von einer Sache von Wichtigkeit
„ schreiben können. Paris, den 4ten August 1593.

Mauclerc.

Das Datum dieses Briefes, so wie die Worte: Sachen von Wichtigkeit, sind sehr wohl zu bemerken, ehe man das folgende Kapitel, worinnen man von einem Mörder Heinrichs IV. hören wird, durchliest.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Teufelslehre der Sorbonne. Barriere wird vervierttheilt. 1593 und 1594.

Die braven Katholicken ergözten sich über die Abschwörung Heinrichs IV. Die Emissarien der Ligue arbeiteten zu Rom, um die Bischöffe, welche ihn absolvirt hatten, in den Bann zu bringen. Die Theologen, welche man damals weder strafen noch unterdrücken konnte, fuhren fort, von den Kanzeln einen sträflichen Fanatism auszuschäumen. Sie predigten, daß die Bekehrung des Bearners nichts, als ein Possenspiel, und die Messe, die man ihm vorsinge, ein Blendwerk seie.

Der Docter Boucher zeichnete sich, in der Kirche zu Saint-Meri, welche ihr wahrer Hirte, aus Furcht ermordet zu werden, verlassen hatte, durch seine Rasereien gegen Heinrich IV. aus. Er hielt neun Predigten, um zu beweisen, daß die Bischöffe, welche seine Abschwörung angenommen, Diener der Hölle seien, und daß der Pabst selbst nicht im Stande seie, den Bearner wieder zum Katholicken zu machen.

Diese Thorheit von Seiten eines Theologen und seiner Mitbrüder, wurde so weit getrieben, daß sich ein guter Bürger darüber entrüstete, und mit Gefahr, niedergestoßen zu werden, eine kleine Schrift, unter dem Titel: **Teufelslehre der Sor-**

bonne, öffentlich auswarf. Hier ist der Inhalt derselben mit den eigenen Worten des Schriftstellers.

„ Immer habe ich geglaubt, daß man, da Gott „ Frankreich mit einem Stillstande begünstigte, nicht „ nur mit den Waffen, sondern auch mit beissenden „ und anzüglichen Reden, ruhen werde. Aber ich „ habe meine Meinung aufgegeben, weil die Kanzeln mehr, als jemalen, durch Lästerungen und „ aufrührische Vorschläge entheiligt werden..... „ Wenn ich auf die Rücksicht nehme, welche sie vortragen, so darf ich mich nicht groß erstaunen, „ indem sie schon seit langer Zeit verrückt sind.... „ Ich sehe sie, wie falsche Propheten, das Volk „ mehr als jemals verführen, die leidige Fackel der „ Zwitracht unter den Franzosen anstecken, ihre „ giftige Zungen schärfen, um bei ihnen ihren rechtmäsigen König zu verläumden, und Frankreich in „ eine Pfütze von unglaublichem Elende zu stürzen.

„ Habt acht, ihr Völker, lasst euch nicht mehr „ durch den schönen und scheinbaren Namen der „ Sorbonne blenden. Sie ist nicht mehr, wie ehemals, die Perle der Welt.... Sie ist die Werkstätte aller Bosheiten, ein Aufenthalt der Mörder „ und Spitzbuben, das Grab göttlicher und menschlicher Gesetze..... O Sorbonne! Argentum „ tuum versum est in scoriam *.... Ich will „ euch einige der Ketzereien schildern, welche ihre „ Ver-

*) Dein Silber ist in Schlacken verwandelt.

„ Verfechter dem gemeinen Volke vorschwäzten, wo-
„ von ich tausend und aber tausend Zeugen aufstellen
„ kann.

„ Es ist dem Volke erlaubt, sich der Obrigkeit
„ zu widersetzen und sie zu hängen.

„ Es ist unmöglich, daß sich der König bekehrt:
„ der Papst hat die Macht nicht, ihn loszusprechen.

„ Die Messe, die man vor ihm singt, ist ein
„ Possenspiel. Die Sorbonne hat zu entscheiden,
„ ob der Papst ihn aufnehmen darf? und wenn er
„ es je thun sollte, so kann sie ihn selbst für einen
„ Ketzer erklären und exkommuniziren.

„ Wer in dem Kriege gegen den König fällt,
„ ist ein Märtyrer. Es ist erlaubt, den König um-
„ zubringen.“

Diese abscheuliche Lehre gährte schon in dem Gehirne verschiedener Personen. Unterdessen hatte Heinrich der IV. die einzige Partei ergriffen, die er ergreifen konnte, und welche er ohne Zweifel schon früher ergriffen hätte, wenn die Alletags-Menschen nicht damals schon, so wie izt, darinn überein gekommen wären, daß jede Veränderung der Sekte eine Schwachheit voraus setze, und daß eine Abschwörung nichts anders, als ein Meineid seie. Er änderte also die Religion, ohne seinen Glauben zu verändern. Sully, der einsichtsvolle Sully, rieth es ihm an. „Es ist nothwendig, sagte er, daß Sie ein Papiste werden, und daß ich ein Protestant bleibe“ Der strenge Mornai, den man als den Papst des Kalvinismus ansahe,

mißbilligte diese Veränderung nicht. Aber die Person, welche den größten Antheil an dieser Aenderung hatte, ist ohne Widerrede die schöne d'Estrée. Sie liebte ihn; sie sahe mit Entsetzen ihren Geliebten das Blut seiner Unterthanen vergießen; noch mehr, sie zählte darauf, ihn zu heurathen.

Der Nutzen Heinrichs IV., seine Liebe zur Gabrielle d'Estrée, und insonderheit die Liebe zu seinem Volke, machten ihn katholisch. Man kann wohl denken, daß, als er abschwur, er schlecht davon überzeugt war, daß er, um selig zu werden, dem Papste, der ihn exkommunizirt und für unächt erklärt hatte, der Sorbonne, die, an Philipp II. verkauft, durch ihre Schlüsse das Volk in dem Fanatismus nährte, und den katholischen Predigern, welche Verläumdung und Aufruhr predigten, glauben müsse.

Wir massen uns nicht an, das Herze dieses guten Königs zu erforschen; aber es ist sehr wahr, daß er in einem Augenblicke der Offenheit und der Lebhaftigkeit, welche seinen Charakter auszeichnen, ausgerufen hat: Bei Gott, eine Krone ist doch wohl einer Messe werth. Jeder wird zugestehen, daß dies nicht die Sprache der Ueberzeugung ist. Die Liguisten hatten ihm eine ausserordentliche Abneigung gegen die katholische Religion beigebracht. Da er von den Schlächtern redete, welche man so oft erkauft hatte, ihn umzubringen, so sagte er: Wäre ich nicht ein Protestant, ich würde ein Türke! Wir wollen noch beifügen,

daß er den Tag vor seiner Abschwörung zu seiner Liebsten gesagt hat: Morgen also thue ich den gefährlichen Sprung. *)

Es kam eine Zeit, und dies ist nicht zu läugnen, wo Heinrich IV. ein ächter Katholicke ward; aber dies geschahe erst, als seine Seele, durch die Gewohnheit, unter das Joch der Ceremonien der Kirche gebeugt und gebildet war; man sahe ihn sich in einem Beichtstuhle zu den Füßen eines Priesters erniedrigen, und seine Schwachheiten, die er niemalen bezähmen konnte, bekennen. Diese Schwachheiten sind zwar Flecken in seinem Leben, sie werden aber durch seine große Tugenden gedeckt.

Er hatte den Protestantismus feierlich abgeschworen; aber man mußte auch Rom erweichen. Seine Donner rollten noch. Der Papst glaubte, er könne alles wagen, so lange die Rebellion in Paris herrschte. Spanien verschwendete noch immer das Gold aus Peru, um die Heurath der Infantin mit dem Duc von Guise zu beschleunigen. Sein Oheim, der Duc de Mayenne, welcher die Hoffnung, König zu werden, aufgab, sezte die Krone von Frankreich zur Steigerung aus. Der nämliche Sauertaig des Fanatism, welcher vor Orleans an dem Morde des Guise, des Coligni, des Prinzen von Oranien und Heinrichs III. schuldig war, gährte noch mehr, als jemals, in den finstern Köpfen. Mord wurde als eine religiöse Handlung gepredigt. Die Beichtväter foderten die Mörder auf. In den

*) Salto mortale.

Brüderschaften und Kongregationen erhizte man die Köpfe der jungen Leute dazu, indem man ihnen den Himmel versprach.

Der Doctor Boucher hatte, wie wir gesehen haben, seinem Freunde, dem Doctor Ducreil, der sich zu Rom aufhielt, gemeldet, daß er ihm in Kurzem eine Sache von Wichtigkeit entdecken wolle. Man weiß nicht, was es für eine Sache ist. Dies ist aber gewiß, daß, während man zu Rom eine Sache von Wichtigkeit ankündigte, ein Mensch aus der Hefe des Volks, auf den Tod Heinrichs IV. ausgieng.

Der Brief des Doctors der Sorbonne ist datirt vom vierten August. Barriere oder la Barre, der auf das Leben Heinrichs IV. lauerte, war zween Tage vorher in Paris angekommen, und in dem Augenblicke seiner Ankunft hatte er Theologen aufgesucht, um sich in dem Vorhaben, den König zu ermorden, zu stärken. Könnte dieser Mord nicht diese Sache von Wichtigkeit seyn, wovon Doctor Mauclerc in seinem Briefe redet? Wir wollen nichts entscheiden, unsere Leser mögen selbst hierüber urtheilen!

Barriere war zu Orleans geboren. Sein erstes Handwerk war Schiffer. Schon frühe übte er sich in der Frömmigkeit, in der Brüderschaft des kleinen Ordens *), welcher bei den Franziskanern, zum Schutze der katholischen Religion, errichtet war. Während den Verirrungen der Ligue, glaubte man

*) Cordon, welches auch Strick bedeutet.

ihn im Stande, eine kühne That auszuführen. Er wurde den Guisen vorgestellt: diese gaben ihm den Auftrag, Margaretha, die Königin von Navarra, und Gemahlin Heinrichs IV., welche damals im Schlosse zu Usson in Auvergne verwahrt war, zu befreien. Diese Unternehmung gelang nicht. Barriere wurde Soldat, und bald sollte er die Fehltritte, welche er in beiden Handthierungen, als Soldat und Matrose begangen hatte, wieder gut machen. Er begibt sich nach Lion, um die Theologen über sein wichtiges Verhalten zu Rathe zu ziehen. Seine erste Sorge war, sein Leichenbegängniß in der St. Pauls-Kirche anzustellen, und seinem Begräbniß mit großer Andacht beizuwohnen. Nach Erfüllung dieser Pflicht, wandte er sich an einen Karmeliten, den Großvikar, um zu wissen, ob er den König tödten dürfe? Der Karmelit lobte seinen Muth. Ein Kapuziner, dem er die nämliche Gewissensfrage vorlegt, entscheidet, daß dies ein verdienstliches Werk seie. Zwei Priester, die er auch über sein Vorhaben befragt, behaupten, um ihn noch mehr zu entflammen, daß sie selbst sich den Ruhm, Frankreich zu befreien, vorbehalten haben. Endlich gibt ihm ein Dominikaner zweideutige Antworten, und wies ihn einem Edelmanne, um Heinrich IV. davon zu benachrichtigen.

Nachdem sich Barriere einen Monat in Lion aufgehalten hatte, so kam er nach Paris. Hier stimmte die Theologie ganz mit der zu Lion überein. Er begibt sich zu Aubri, dem Doctor der Sorbonne,

und Pfarrer zu St. André-des-Arcs, als zu dem der Ligue ergebensten Prediger. Dieser Doctor sagte ihm, daß es nöthig seie, sich mit einem Manne von Ansehen darüber zu bereden, und führt ihn zu Barade, dem Rector der Jesuiten. Dieser versichert ihn, daß es eine große That seie, den König zu tödten, aber daß dazu viel Muth erfodert werde, und daß er vor allen Dingen beichten, und das heilige Abendmahl genießen müsse. Er gab ihm seinen Segen, und vertraute ihn einem andern Jesuiten an, um ihn beichten zu lassen. Wir wollen noch dazu setzen, daß, während sich dieser Unglückliche in Paris befand, ein Prediger, (einige sagen Pigenat, andere Commolet) der von dem Bearner redete, auf der Kanzel ausrief: Wir brauchen einen Ehud, seie es nun ein Mönch oder Soldat: wir brauchen ein Ehud.

Barriere — dem zu Lion von einem Karmeliten, Kapuziner und zweien Priestern zugesprochen — der zu Paris durch den Doctor Aubri aufgemuntert, durch den Jesuiten Barade eingesegnet, und durch einen andern Jesuiten gebeichtet worden — kauft sich ein großes zweischneidendes Messer, läßt es zuspitzen und schärfen, und macht sich auf den Weg, Heinrich IV. aufzusuchen. Er findet ihn zu Saint-Denis, wo er eine Messe hörte. Die Andacht des Königs hält ihn zurücke, und benimmt ihm den Muth. Er hatte noch nicht kommunizirt, sagte er in dem Verhöre aus. Er folgt Heinrich IV. nach Champ an der Marne, und nach Brie-Comte-

Robert. In diesem Städtchen beichtet er von Neuem, und kommunizirt. Nachdem er wohl gebeichtet war, so geht er nach Melun, wo sich Heinrich IV. hinbegab. Aber Barcaleon, der nämliche Edelmann, der ihn zu Lion gesehen hatte, war zu rechter Zeit angekommen, wird ihn gewahr, und läßt ihn gefangen nehmen.

Gleich anfangs begehrt er von der Thürhüterin Gift, und vertraut sein Messer einem Priester, der auch gefangen saß; aber da er nachher das nämliche Messer auf dem Tische des Raths bemerkt, so fodert er es, um sich die Kehle damit abzuschneiden. Da er gefragt wurde, warum er nach Saint-Denis gekommen seie, so sagte er, er wollte Geld borgen, und sich nachher zu Paris als Kapuziner einkleiden lassen. Nachdem man ihn auf die Folter gespannt, so sagte er, er hätte gehoft, daß ihn Gott, wann er den König umgebracht hätte, unsichtbar machen würde. Er wurde verdammt, auf einer Schleife durch die Straßen von Melun geschleppt zu werden; ihm soll die Faust abgehauen, und seine Hand mit dem Messer auf einen Scheiterhaufen geworfen werden. Er wurde mit glühenden Zangen zerfleischt; mit einer eisernen Keule zerschlug man ihm Arme, Schenkel und Beine, und, nachdem er sein Leben ausgehaucht, so verbrannte man seinen Leichnam, und streuete die Asche desselben in den Fluß. Warlich eine Todesstrafe, von der man glauben sollte, Kannibalen hätten sie erfunden!

Ehe er gerädert wurde, erkannte er das Ungeheure seines Verbrechens. Er zeigte die zwei Priester von Lion an, die, wie er sagte, den Anschlag gemacht hatten, Heinrich IV. zu ermorden. Da ich, sagte er noch zu seinen Richtern, nicht gelehrt bin, so habe ich mich durch die Geistlichen und Doctoren der Theologie überreden lassen.

Diese Worte sind aus dem Prozeß-Verbal seines Todes gezogen.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Arbeiten gelehrter Männer, um das Volk aufzuklären, und Heinrich IV. zu dienen. Die Liguisten, das Parlement und Mayenne bestürzt. Prozession nach Saint-Genovefa. Einzug Heinrichs IV. zu Paris. Wuth eines Predigers.

Der bekehrte, losgesprochene und gesalbte Heinrich IV. war noch nicht Herr von seiner Hauptstadt. Seine Lage vor den Mauren von Paris war sehr bedenklich. Er hatte nur wenige und übelgekleidete Soldaten, und kein Geld. Uebrigens zeigte Rom, in Ansehung seiner, eine Unbiegsamkeit, die für ihn sehr traurig werden konnte. Fremdlinge, Italiäner, Lothringer, Spanier gaben als unum-

schränkte Herren, mitten in Paris, noch immer den Ton an. Eine Armee versammelte sich in Flandern, um unter Anführung des Erzherzogs Ernsts in Frankreich einzudringen. Heinrich IV. hatte sich auch noch vor Meuchelmördern zu fürchten, und sich gegen sie zu vertheidigen.

Man muß zur Ehre derjenigen, welche sich damals mit den Wissenschaften beschäftigten, behaupten, daß sie es waren, die durch ihre Schriften die ehrgeizigen Versuche der Fremdlinge scheitern machten, und die, durch die Sorbonne und die Prediger ohne Aufhören aufs Neue entzündete Fakkel der Zwitracht, auslöschten. Unter dem Schwerdte ihrer Satyre mußte endlich die heilige Union, dieses scheusliche, von einem blinden Volke so lange angebetete Ungeheuer, erliegen. Nennen wir also die Namen der Gelehrten, welche dem Vaterlande und Heinrich IV., gegen Rom, gegen die Sorbonne und gegen Spanien dienten. Diese Namen müssen jedem guten Bürger theuer seyn.

Ludwig le Roi war der Verfasser des Buchs: spanisches Katholikon (Lattwerg). Was die menippeische Satyre anbelangt, so war sie das Werk des Pithou, Chretien, Passerat und des Gillot. Der berühmte Hottomann gab den Anti-chopin (Gegensauffer) heraus; dies ist eine Satyre auf einen fanatischen Richter. Der düstre Schmerz an meine Jungfer Gevatterin, über die Niederlage ihres Esels, ist von Durand, einem von Jugend auf witzigen, lustigen und beissenden Kopfe. Wilhelm

du Sable verbreitete in Paris mancherlei Quodlibete. Dasjenige, welches betitelt ist, la truie au foin (ein französisches Sprüchwort, von Wort zu Wort, von der Saue zum Heu, oder nach einem andern teutschen Sprüchworte, aus dem Hundertsten in das Tausendste) ist ein beissendes Gelächter über die Ligue, und insonderheit über die Sorbonne. Alle diese Schriften, welche Wi begierige noch in ihren Büchersammlungen aufbewahren, wurden heimlich zu ehrbaren Bürgern geschickt, und diese verbreiteten sie in ihren Quartieren. Nach und nach wurden die Köpfe erhellt, und so wie die Schuppen von den Augen des Volkes fielen, schien ihm Heinrich IV. ein guter König.

Der größte Theil dieser Gelehrten, verbanden auch mit dem Titel witzige Köpfe das Verdienst, weise Männer zu seyn. Bald versammelten sie sich bei Pithou, bald bei Gillot, dessen Haus allen Gelehrten offen stund. Hier war es, wo sie im stillen über das Elend und die Verirrung des Volkes seufzeten, und Anstalten trafen, um Heinrich IV. Paris zu überliefern.

Pithou, derjenige von ihnen, welcher die Gesetze am besten kannte, trat mit Dukair, einem Parlementsrathe und gelehrten Manne, in Unterhandlung; sie überlegten es mit le Maitre, dem ersten Präsidenten und Freunde des Pithou. Dieser wars eben, der, um die Spanier irre zu machen, jenen vermocht hatte, den berühmten Schluß in Ansehung des Salischen Gesetzes abzufassen. Sie zogen

l'Huilier, den Vorsteher der Kaufleute*) und Langlois, den Schöppen, auf ihre Seite. Brissac, Gouverneur von Paris, dem man von Seiten Heinrichs große Gnadenbezeugungen versprochen hatte, schlug sich auch auf die Seite des Pithou und des Präsidenten le Maitre.

Schon murmelte man davon, daß man Heinrich IV. die Thore von Paris öfnen wollte. Diese Sage brachte die Liguisten ausser sich, und verbreitete Schrecken in dem Parlemente. Mayenne, durch die Gelehrten lächerlich gemacht, merkte, daß er verrathen seie, und entfernte sich mit Frau und Kindern von Paris.

Die Liguisten, von Schrecken ergriffen, wenden sich zum leztenmal an den Himmel, der sie immer verabscheut hatte. Sie nehmen ihre Zuflucht zu der heiligen Genovefa. Ihr Reliquien-Kasten wurde in Prozession durch die Straßen von Paris getragen. Dies war die lezte Mummerei des Fanatismus!

Das Parlement, welches die Aussetzung dieser Reliquien bewilligt hatte, zeichnete sich in seinem Schrecken durch ein leztes aufrührisches Unternehmen aus. Es vernimmt, daß man geheime Versammlungen hält, und diese Versammlungen werden sogleich durch einen Schluß verboten. Dieser Schluß enthält, daß man diejenigen Häuser geschleift, worinn sie gehalten werden, und daß jedes 21 März.

*) Prêvot des Marchands ehemals, so viel als Bürgermeister der Hauptstadt.

Unternehmen gegen die heilige Union, als ein Staats-Verbrechen angesehen werden soll. Das Parlement wußte, als es diesen unsinnigen und barbarischen Schluß verfaßte, nicht, daß sein erster Präsident, le Maitre, mit den Gelehrten vereinigt, sich Mühe gab, Heinrich IV. aufzunehmen. Dieser le Maitre sezte ein solches Mißtrauen in seine Gesellschaft, daß er nur zween oder dreien seiner Mitbrüder sein Geheimniß entdeckte. Dieses Dekret und Verfahren befreite die Spanier, den Legaten und die Sorbonne wieder von ihren Schrecken. Es trug wenigstens dazu bei, daß sie dadurch noch vier und zwanzig Stunden eingeschläfert wurden.

Unterdessen war Brissac mit Heinrich IV. in Unterhandlung getreten. Nichts fiel ihm schwerer, als die Liguisten zu betrügen, die ihn nicht aus den Augen liessen. Viertausend Pariser aus der Hefe des Pöbels, welchen Philipp II. wöchentlich ein Scheffel Korn und einen Thaler gab, waren unaufhörlich unter den Waffen. Dieses Lumpengesindel in Musketirer verkleidet, beobachtete ihn auf das genaueste. Er wurde auch noch durch eine Anzahl Spanier, die ihm der Duc de Feria, um ihn auf seinen Runden zu begleiten, zugegeben hatte, aufs sorgfältigste verwacht. Dies waren lauter Mörder, welche bei dem geringsten zweideutigen Schritte Befehl hatten, ihn zu durchstoßen.

Heinrich IV. erwartete an den Mauren von Paris, in der Nacht des einundzwanzigsten Märzen die Schlüssel. Brissac, der Gelegenheit gefunden

hatte, die Wachsamkeit seiner Trabanten zu betrügen, brachte sie ihm. Der König, vor dem eine Wache von fünfhundert Mann, die ihre Picken umgekehrt hatten, hergieng, und der von seinem Adel und seinen Ordonnanz-Kompagnien umgeben war, verfügte sich zu der Kirche Unserer Lieben Frauen, wo ein Te Deum angestimmt wurde. Zu Mittag herrschte die Ruhe und die Freude schon in ganz Paris. Es kostete nicht einen Tropfen französischen Blutes.

Der Legat, der spanische Gesandte und seine Anhänger, Pellevé, der Anwalt der Sorbonne, und Doctor Rose, der Apostolische Erhalter dieser Schule, die Prediger, welche Aufruhr gepredigt hatten, alle Theologen, welche Schlüsse und Exkommunikationen gegen ihn abgeschleudert hatten, erwarteten ihr Schicksal mit Zittern; aber der Tag des Ruhms war auch der Tag der Gnade Heinrichs IV. Seine erste Sorge war, Saint-Luc zu den Duchessen von Nemours, Aumale, und Monpensier, die alle strafbar waren, um ihnen Muth einzusprechen, und Soldaten von seiner Garde zu senden, um sie vor den Beleidigungen einer Menge rechtschaffener Bürger, die in der ersten Wuth sich an ihnen wegen des erlittenen Unglücks rächen könnten, in Schutz zu nehmen.

Aus der Kirche verfügte sich Heinrich in das Louvre, wo ihn eine königliche Mahlzeit erwartete, und wo, wenige Tage vorher, ein Italiäner, einige Spanier, der Anwalt der Sorbonne, ihr Er-

halter, und mehrere Theologen daran arbeiteten, ihm die Krone zu rauben.

Nach dem Mittagessen, räumten der Duc de Feria und der Legate die Stadt. Der Monarch, welcher bekümmert gewesen war, daß man sie beschimpfen möchte, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, sie gedemüthigt zu sehen. Sie zogen vor den Fenstern des Louvres mit bedeckten Trommeln und aufgewickelten Fahnen vorbei. Der König sagte zu dem Duc de Feria: Leben Sie wohl, Herr Duc, machen Sie Ihrem Herrn meinen Empfehl; aber kommen Sie nie wieder.

An eben diesem Tage soll Heinrich IV. die Gelehrten, welche seinen Einzug in Paris befördert hatten, zu sich berufen, und zu ihnen gesagt haben: „Meine Freunde! ich untersuche nicht, ob Sie von „der Religion des Papstes oder des Kalvins sind. „Sie richten sich mit der Ihrigen nach Ihrem Ge„wissen, wie ich mich nach meinem richte. Aber „Sie sind sehr lustige Leute, die mir sehr nützlich „gewesen. Ich danke Ihnen dafür, gegen die Ge„wohnheit der Könige, denen man immer dankt, „und die niemalen danken. Sie haben meine Un„terthanen von ihrem Irrthume befreit, indem Sie „ihnen etwas zu lachen gaben, und die Theologen „hatten Sie darein geführt, die sie Hungers ster„ben liessen. Wann die Lehrer der Sorbonne sie „durch ihre Schlüsse zu Narren machten, so haben „Sie sie durch Ihre lustigen Einfalle wieder zur „Vernunft gebracht. Fahren Sie fort, meine

„ Freunde, mir, das heißt, Ihrem Vaterlande zu „ dienen. Sie sind die denkenden Räthe meines „ Königreichs, und es ist gut, wenn viele von „ diesem Stande darinnen sind. Für dieses ehr„ würdigste aller Aemter, gebe ich Ihnen keinen „ Bestallungsschein, Sie werden deswegen Ihr Amt „ desto freimüthiger und besser versehen. Auch keine „ Besoldung sollen Sie dafür erhalten; denn von „ dem Gelde, welches man mir geben wird, brauche „ ich vieles, um die drei Viertheile von Frankreich, „ welche Ehrgeizige, die ihrer nicht werth sind, „ noch in ihrer Gewalt haben, zu kaufen. Es sind „ Diebe und Miethlinge, die mich mein eigen Gut „ und noch dazu sehr theuer bezahlen lassen. Aber „ bezahlen ist weit besser, als noch lange gegen „ mein armes Volk kriegen.“

Diese Rede, wenn sie anders nicht unterschoben ist, würde eine der großen Merkwürdigkeiten jener Zeiten seyn. Aber was noch weit merkwürdiger ist, und was die strengste Kritik niemalen in Zweifel zog, ist die Wuth eines Predigers, an dem Tage vor dem Einzuge Heinrichs IV. in Paris. Dieser hatte erfahren, daß man sich Mühe gäbe, demselben die Thore zu eröfnen: er bestieg also die Kanzel, und ermahnte seine Zuhörer mit diesen merkwürdigen Worten: Es ist nicht lange zu zaudern, meine Brüder, mit bloßen Messern muß man auf die einstürmen, welche davon reden, dem Bearner die Thore aufzumachen.

Fünfzigstes Kapitel.

1594 und 1595. **Zerstreuung und Strafe der Fanatiker. Prozeß gegen die Jesuiten. Sonderbarer Schluß der Sorbonne. Heinrich dem IV. wird meuchelmörderischer Weise nachgestellt. Die Jesuiten werden verjagt.**

Nachdem Heinrich IV. Herr von Paris war, so gebot er, daß alle Schlüsse, welche das Parlement gegen ihn und seinen Vorfahren abgefaßt hatte, unterdrückt werden sollten. Ein gelehrter Mann, der weise und berühmte Pithou, dieser denkende Staatsrath, erhielt den Auftrag, diesen Befehl in Ausübung zu bringen; er zerriß alle Register des Archivs, alle tollen Akten, wodurch die Parlementsrichter ihren Fanatism gegen die valesische und bourbonsche Familie zu erkennen gegeben hatten.

Hernach kam in dem Staatsrathe die Frage über das Schicksal der Aufrührer vor. Mehrere Glieder desselben hielten dafür, daß man die Dominikaner aus Frankreich jagen, und ihre Klöster niederreissen sollte. Die Meinung anderer gieng dahin, daß man ein Zeichen der Ehrlosigkeit an ihre Kleidung heften sollte. Heinrich IV. wollte, man sollte ihnen verzeihen. Was die Jesuiten anbelangt, so trug der Staatsrath auf ihre Verbannung an. Heinrich IV. war nicht dieser Meinung; er glaubte, man könne

den

den Körper retten, wenn man die krebsartigen Theile davon absondere. Man verfertigte also ein Verzeichniß der strafbarsten Mönche und Sorbonnisten, und reinigte Paris von denselben. Bourgoin, der Prior des Königsmörders Clement, und der Lobredner seines Mords, war zu Tours schon verviertheilt worden. Mergy, sein Mitbruder, welcher das Messer des Clement gekauft hatte, wurde zu Châlons hingerichtet. Der Doctor Cisé, oder Jessé, war zu Vendome neben Maille Brenehard, seinem Beichtkinde, welches er so eben absolvirt hatte, gehangen. Dieser Doctor war ein Franziskaner; er war es, der von der Kanzel dem Volke zurief: man müsse sich vor allen Dingen vom Schlamme reinigen, und debourbonniren. *)

Der Doctor de Saintes, durch das Parlement von Tours zum Tode verdammt, wurde von Heinrich IV. begnadigt, und nur in dem Schlosse von Creve-cœur eingethürmt. Doctor Rose, der apostolische Erhalter der Sorbonne, verdiente sicher den Tod; der König begnügte sich, ihn nach Senlis, als Vorsteher seines Kirchsprengels, zu schicken. Der Kardinal Pellevé, welcher Anwald derselben war, starb am nämlichen Tage, an welchem Heinrich IV. zu Paris einzog. Er erstickte plözlich, entweder aus Schmerz, diesen König in der Mitte seines Volkes zu sehen, oder aus Furcht, gestraft zu werden. An eben diesem Tage verließ Doctor Boucher, in Gefolg des Legaten, an der Spitze von dreißig lie-

*) Siehe die Anmerkung zu Anfang des 45sten Kapitels.

derlichen und fanatischen Weibern, Paris. Der Doctor Pelletier wurde verurtheilt, lebendig gerädert zu werden; die andern Prediger und Theologen aber, als Lucain, Crucé, Pigenat, Launay, Cueilli, Aubri, Hamilton, der Jesuit Bernard, der Jesuit Commolet, welcher auf der Kanzel einen neuen Ehud forderte, und Barriere zum Morde angereizt hatte, wurden in die Acht erklärt. Der Jesuit Pigenat, der Bruder des Doctors der Sorbonne, welcher in dem Rathe der Sechszehner war, als man einen großen Streich thun mußte, starb kurze Zeit hernach zu Bourges auf seinem Bette, gebunden und zusammengeschnürt, in der äußersten Raserei.

27 April 1594. Alle hohe Landesgerichte erlangten Verzeihung; die Sorbonne schwur an der Spitze aller andern Facultäten den Eid der Treue, und, um dem Könige diesen Eid angenehmer zu machen, so beschloß sie, ehe sie schwur, von dem Parlemente die Vertreibung der Jesuiten zu begehren. Sie waren auch sicher unter allen Ordensleuten diejenigen, über welche sich Heinrich IV. am meisten zu beklagen hatte, und denen er am wenigsten trauen konnte. Sie waren die allerthätigsten, feurigsten, geschmeidigsten, und eben deswegen die furchtbarsten Feinde; was sie thaten, war mehr überdacht, ihre Unternehmungen passender und klüger eingerichtet. Man hielt sie für die Spione von Spanien, und die vertrauten Emissarien des Papstes, welcher sie seine Augen, oculos mentis meæ, nannte.

Der Universitäts-Schluß, welcher forderte, daß 18 April.
die Jesuiten des Landes verwiesen werden sollten,
wurde verlesen, gebilligt, und durch die theologische
Facultät, nemine reclamante, unterzeichnet. Zwei
Doctoren der Sorbonne hatten bei den Kommissa-
rien, welche ernannt waren, die nöthigen Beweise
gegen die Jesuiten aufzusuchen, den Vorsitz. Die
Pfarrer von Paris vereinigten sich mit der Univer-
sität: Arnaud und Dolé waren ihre Ankläger.

Die Klagschrift des Arnaud, des Advokats der 12 Jul.
Universität, ist nichts als eine lange ehrenrührische
Deklamation, ohne Beweise und voller unerweißli-
cher Thatsachen. Der Schluß seiner Rede enthält
einige sehr gesunde Begriffe, und darinn besteht
auch ihr ganzes Verdienst.

Der Anfang der Klagschrift des Dolé, welcher
für die Pfarrer von Paris redete, ist weit über den
Schluß dieser Klagschrift. Der Vortrag ist edel
und erhaben. Wir haben keine Redner in Frank-
reich, welche es sich nicht zur Ehre rechnen würden,
sie verfertigt zu haben.

„ Meine Herren, sagte Dolé, der römische
„ Senat hatte den Gottesdienst der Isis und des
„ Serapis verdammt. Er befahl also, daß ihr
„ Tempel zerstört werden sollte, damit die Priester der
„ Isis alle Hoffnung aufgeben möchten, ihn jemals
„ wieder aufzurichten. Von aberglaubischer Furcht
„ hingerissen, wagten es diejenigen nicht, Hand anzu-
„ legen, welchen die Vollziehung dieses Befehls aufge-
„ tragen war, aus Schrecken, sie möchten, wann sie den

„ Altar dieser fremden Gottheiten entehren wür-
„ den, vom Donner erschlagen werden. Emilius
„ Probus, überzeugt, daß alles, was ein
„ Bürger zum Wohl seines Landes thut, Gott
„ angenehm seie, legt seinen Purpurrock ab,
„ ergreift eine Hacke, und, um andern ein Beispiel
„ zu geben, ist er der erste, der die Thüre einstößt.

„ Heut zu Tag wird die Frage aufgeworfen, ob
„ man fremde Priester, welche, unter dem Vorwan-
„ de der Frömmigkeit, nach und nach die Grundpfei-
„ ler des Staats untergraben, und das Volk von
„ dem Gehorsam, den es seinem König schuldig ist,
„ abwendig machen, ob man diese fremde Priester
„ aus unserer Mitte stoßen soll.

„ Diejenigen, welche vor dreißig Jahren diese
„ Frage abhandelten, redeten nur aus Muthmas-
„ sungen: aber heute zwingt uns das Gefühl des
„ Uebels, welches sie schon begangen, und die Furcht
„ vor noch viel grösserm, ein Hilfsmittel dagegen auf-
„ zusuchen. Sollten Sie, meine Herren, den näm-
„ lichen Schluß jenes alten Senates abfassen, so
„ werden Sie zur Vollziehung desselben eine große
„ Menge Emilen finden.

„ Aber, sagen einige, es befinden sich gelehrte
„ Männer von großer Ueberlegungskraft unter ihnen:
„ dies thut uns wehe, ich gestehe es zu: aber ich
„ fürchte einen Feind, welcher bei dem Volke in
„ großem Ansehen steht. Ihre Ränke sind um so-
„ viel gefährlicher, je schwerer es ist, sie zu ent-
„ decken. Ihre feinen und heimlichen Schliche sind

„ tausendmal mehr zu fürchten, und erhalten sich
„ weit länger in den Gemüthern des verführten
„ Volks, als eine entdeckte aufrührische Rotte,
„ welche sich nur durch launichte Gewaltthätigkeiten
„ auszeichnet.

„ Die Jesuiten fallen die Menschen auf der ge-
„ fährlichsten Seite ihres Gemüthes an. Sie schla-
„ gen sie mit Religionsmeinungen; sie hintergehen
„ und betäuben sie, wenn sie Trost suchen. Ein Ge-
„ müthe, welches in sich selbst einkehrt, welches
„ seine Fehltritte untersucht, welches seine Verdam-
„ mung schon vor Augen sieht, ist zerknirscht und
„ niedergebeugt. Alsdann ist es leicht, ihm falsche
„ Meinungen in die betäubte Seele einzupflanzen.
„ Der Aberglauben ist eine Furie, die ohne
„ Aufhören an das Gewissen der Unwissenden
„ gebunden ist; er läßt sie nicht athmen; er erweckt
„ gräßliche Gedanken in ihnen. Ein Mensch, der
„ die Beute dieser Furie ist, ist leicht zu überreden.

„ Wir müssen dem Volke das Unglück, welches
„ es angerichtet hat, nicht mehr zuschreiben; es
„ war nur das Werkzeug dieser Mönche. Hindern
„ Sie den Wind, daß er nicht bläßt, und Sie
„ werden ein stilles Meer haben.

„ Die Pontifex zu Rom waren verpflichtet, dem
„ Senate von den Wunderzeichen, welche sich zutru-
„ gen, Nachricht zu geben; auch die Diener, welchen
„ die Heiligthümer anvertraut sind, (Pfarrer) be-
„ richten sie, daß sich in Frankreich eine große und
„ wunderbare Erscheinung zeigt. Sie besteht dar-

„ inn, daß fremde Priester, welche sich Religiosen „ nennen, ihre Schüler lehren: es seie erlaubt, „ Könige und Fürsten umzubringen, u. s. w.

Man muß zugestehen, daß diese Stellen sehr edel und erhaben sind, daß sie bei allen Völkern, und in allen Jahrhunderten ihren Zweck erreichen würden.

Eine allgemeine Klage erhob sich gegen die Jesuiten; sie selbst erwarteten ihr Urtheil mit Zittern. Man zählte auf ihre Verbannung; aber die Sorbonne rettete sie.

Wir haben gesehen, daß, da sie kaum nach Frankreich gekommen waren, die Sorbonne, welche wegen ihres Ordens zu Rath gezogen wurde, ohne sie zu kennen, den Ausspruch that: sie seien eine Rotte lasterhafter Personen, personas fascinorosas: sie that also mehr, als man von ihr begehrte; man wollte nur ihren Bericht über den Orden derselben, und sie that einen verwegenen Ausspruch gegen ihre Personen.

Die Sorbonne hatte im Monat April unterzeichnet, daß sie gefährliche Leute seien, und, mit den übrigen Facultäten der Universität, ihre Verbannung aus Frankreich begehrt. Zween Monate nach diesem Begehren erklärt sie, daß man sie beibehalten müsse, und daß sie würdige Ordensleute, patres venerabiles seien.

Dieser Widerspruch in der Schule der Sorbonne, verdient bemerkt zu werden. Als man die Jesuiten noch nicht kannte, so verläumdete sie die Sorbonne;

und als sie alles Uebel, das ihnen möglich war, verübt hatten, als in ihrem Kloster die Kleinodien der Krone, die sie für Heu und Stroh, welches sie den Liguisten verkauft, im Versatz hatten, gefunden wurden; als Pater Varade den Barriere, den Mörder dieses guten Königs, eingesegnet, und sich mit ihm verschworen hatte; mit einem Worte, als in Holland, Flandern, England und Frankreich sich das einmüthige Geschrei, daß sie nichts, als eine Sekte von Meuchelmördern seien, erhoben hatte, so erklärte die Sorbonne, daß sie eine Gesellschaft von ehrwürdigen Ordensleuten ausmachen.

Dieser Schluß der Sorbonne, zu Gunsten der Jesuiten, hielt den Eifer des Parlements zurück. Diejenigen liguistischen Parlementsräthe, welche Heinrich IV. aus Gnade in diesem Corps beibehalten hatte, brachten es dahin, daß dieser Schluß angenommen wurde, und machten die Klagschriften des Arnaud und Dolé unnütz. Die ehrwürdigen Väter blieben also in Frankreich; aber es daurte nicht lange, so wurde Heinrich IV., wie ihm die zween Advokaten vorher gesagt hatten, von einem ihrer aufgenommenen Schüler meuchelmörderisch angefallen.

Dieser Kongreganiste von neunzehn Jahren, der Sohn eines ehrlichen Tuchhändlers, nannte sich Johann Châtel. Er hatte sich der Sodomiterei mit Thieren, eine Blutschande, die er mit seiner Schwester begehen wollte, das Vorhaben, mehrere Personen umzubringen, welches ihm einmal in den Kopf

kam, diese Verbrechen hatte er sich vorzuwerfen, und er glaubte sich des Mordes schuldig, weil er ihm in Sinn gekommen war. Es fiel ihm auch ein, er habe nicht an Gott geglaubt. Um sich von den Gewissensbissen, welche seine Seele peinigten, zu befreien, trug er agnus Dei, Rosenkränze und andere fromme Labsale bei sich; um seinen Hals hatte er ein Hemd von Unserer Lieben Frau des Crôtes. *) Er nahete sich oft dem Sakramente der Versöhnung, und glaubte, daß alle seine Kommunionen kirchenschänderisch seien, weil er niemalen recht gebeichtet hatte.

Der Zustand dieses Schülers war eine sehr traurige Krankheit. Um ihn zu heilen, wären große Zerstreuungen und der Rath einiger Philosophen nöthig gewesen: aber unglücklicher Weise, war er den Beichtvätern, den Direktoren und den finstern Uebungen der Kammer des Nachdenkens, welche die Jesuiten anstellten, allein überlassen.

Diese Kammer des Nachdenkens, welche auch die schwarze Kammer genannt wird, war ein grosser und weiter Saal. Eine einzige, an einer Ecke des Altars angezündete Kerze erhellte die schröcklichen Gemälde an den Wänden. Hier sahe man in glühenden Oefen die Schlachtopfer der himmlischen Rache; die einen mitten auf Scheiterhäufen, die andern auf glühenden Rösten ausgestreckt. Die

*) Zwar heißts auch im Texte: N. D. des Crôtes, ist aber vielleicht ein Druckfehler, und muß N. D. des Graces (in Provence) heissen. d. H.

Diener der Hölle mit Gabeln bewafnet, stürzten diese in Kessel voll kochenden Oels, jene wurden mit eisernen Kämmen zerrissen, oder mit Schlangen erdrosselt. Das Gezisch der Schlangen und das Gewinsel der Verdammten, schien aus den vier Ecken des Saals herzukommen. Mit diesem Geheul, welches die jungen Leute zu hören schienen, vermischte ein Jesuit mitten in der Finsterniß, in sein Chorhemd gekleidet, die drohende Stimme eines Besessenen, und erzehlte, nach Gewohnheit jener Zeiten, Geschichten von Gespenstern und Besessenen.

Wenn die Verwirrung allgemein war, so löschte man die Kerze aus, und überließ die jungen Leute, deren Einbildungskraft schon verrückt war, den Betrachtungen der fürchterlichen Erzehlungen, die sie so eben angehört hatten. In diesen Betrachtungen vollendete sich die Verirrung des Châtel. Das Leben war ihm zur Last: er glaubte sich verdammt. In den Augenblicken dieser finstern Andacht bildete er sich ein, daß er Gott ein angenehmes Werk thun würde, wenn er Heinrich IV. umbrächte; er glaubte aber deswegen nicht, daß er durch diesen Mord den Himmel verdienen, oder sich von seinen Sünden gänzlich befreien könne, sondern er hofte nur, daß er die Pein von vieren, nicht von achten, in der Hölle, nach seiner eigenen Aussage im Verbal-Prozeß, zu erdulden haben würde. Sein Ausdruck ist: ur quatuor, non ut octo.

Dieser junge Unsinnige bereitete sich durch Andachts-Uebungen zu seinem Verbrechen. Er befragte

sich bei dem Pater Gueret, einem Jesuiten, seinem Professor in der Philosophie. Durch seinen Fanatism hingerissen, begibt er sich den sechsundzwanzigsten Christmonat in die Kirche des heiligen Laurentius, um eine Messe daselbst anzuhören. Bei dem Ausgange aus der Kirche verfügte er sich nach Haus, um ein Messer zu holen. Von da geht er in die Vesper, hernach in die Kirche von Sanct Johann, um sein Gebet zu verrichten, und aus der Kirche in das Louvre, um den besten der Könige zu ermorden.

Die liebreiche Höflichkeit Heinrichs IV., welcher sich bückte, um den Montigni zu umarmen, rettete ihm das Leben. Das Messer des Châtel, welches nach der Brust des Königs gerichtet war, erreichte nur die Oberlippe, nnd stieß ihm einen Zahn aus. Man ergrif den Mörder, welcher sich in den Haufen drängte, den aber seine Verwirrung entdeckte. Man fragte ihn nach seinem Namen: er sagte, er nenne sich Châtel, und seie ein Schüler der Jesuiten. Der gute Heinrich IV. schrie: man sollte ihm verzeihen, und befiehlt, ihn loszulassen. Aber man fand es nicht für gut, ihm zu gehorchen, und eilt auf das Haus seines Vaters zu. Seine Schwester, welche vom Morde reden hörte, schrie auf der Gasse aus: die Jesuiten werden meinen Bruder zu einer Narrheit verleitet haben. Die ganze Familie des Châtel wurde zusammen gefesselt, in Eisen geschlagen, und in die Gefängnisse geschleppt.

Nach dieser Gefangennehmung, geht man nach der Wohnung der Jesuiten, die schon schliefen, und umringt sie. Der Pater Hajus, welcher ein Geräusch um das Kollegium hörte, läuft aus einer Kammer in die andre, um seine Mitbrüder aufzuwecken, und schreit ihnen zu: surge frater, agitur de religione. Die Kammern aller Jesuiten werden durchsucht: man fand in denselben schändliche Verse auf Heinrich IV., Anagrammen auf seinen Namen, Abhandlungen, wovon einige dem Königsmörder Clement Beifall gaben, und andre waren Lehren, daß man die Tyrannen anfallen solle.

In dem Zimmer des Guignard fand man aufrührische Schriften gegen Heinrich III. und Heinrich IV.; die einen sagten, daß, wenn man an dem St. Bartholomäustage Heinrich den IV. ermordet hätte, so wäre man nicht aus dem Regen in die Traufe gekommen; daß die Handlung des Mönchs Clement eine heldenmäsige That und ein Geschenk Gottes seie; daß Bourgoing, der ihn unterrichtet hatte, ein Märtyrer seie, andere, daß die Krone von Frankreich den Bourbonen genommen werden müsse, daß man mit dem Bearner, ob er sich schon zum katholischen Glauben bekehrt hätte, noch säuberlich genug verfahren würde, wenn man ihn in ein strenges Kloster, mit einer Mönchskrone, stecke, um daselbst abzubüßen. Daß wenn man ihn nicht ohne Krieg absetzen könne, man ihn bekriegen, und wenn man nicht mit ihm kriegen könne, ihn tödten

müsse. Dies war die Quintessenz der Sittenlehre des Jesuiten Guignard.

Ueberdies wurde bewiesen, daß Hajus, ein berühmter Jesuit, von einem Aufstande, den er in Schottland erregt hatte, gesagt habe: Ein Jesuit ist ein omnis homo; es ist gut, sich eine Zeitlang zu verstellen, und zu gehorchen. Man stellte Untersuchungen in mehrern Provinz-Städten an. Nachrichten aus der Grafschaft Hochburgund sagten, daß zween Tage vor der Gefangennehmung des Barriere, zween Jesuiten durch Besançon nach Rom gereißt seien, welche versichert hätten, daß der König von Navarra in Kurzem nicht mehr seyn werde: Berichte aus Bourges meldeten, daß man einen Jesuiterschüler, Namens Jacob, angehalten, welcher sich gerühmt habe, er wolle den König umbringen, aber er habe geglaubt, er seie schon getödtet. Man klagte sie auch an, daß sie die Beichte mißbrauchten, um den Mord einzupflanzen, und daß sie viele Doctoren der Sorbonne, welche ihre Freunde sind, und zuvor ihre Zöglinge waren, in dem Fanatism erhielten.

Endlich sprach die allgemeine Stimme ihr Urtheil. Johann Châtel, ihr Congreganiste, wurde gevierttheilt, Hajus, und Gueret, sein Beichtvater, für ewig des Landes verwiesen, und Guignard verdammt, gehangen, und nachher verbrannt zu werden. Der nämliche Schluß, welcher dem Châtel, Hajus, Gueret und Guignard das Urtheil sprach, verbannte auch die Jesuiten, eben diese Männer, welche die

Sorbonne in einem feierlichen Schlusse als ehrwürdige Väter betitelt hatte, aus Frankreich.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

Drohungen, ein Patriarchat in Frankreich zu errichten. Heinrich IV. in Rom absolvirt. Aufrührische Sätze in der Sorbonne. Doctor Rose verurtheilt, öffentliche Abbitte zu thun.

Aldobrandin, ein eigensinniger, zorwegiger Papst von kleinem Verstande, war von allen diesen Meuchelmorden unterrichtet, und blieb immer unerschütterlich. Er wurde wüthend, wenn man von Heinrich IV. mit ihm sprach: er konnte ihm nicht verzeihen, daß er sich durch französische Bischöffe hatte absolviren lassen. Sein päpstlicher Stuhl war von den spanischen und liguistischen Unterhändlern umlagert. Die Abgeordneten des Mayenne kamen zu dieser Zeit in Rom an, und brachten, nach dem Ausdruck des Erzbischofs von Lion, **Winde mit, um neue Stürme zu erregen.**

Der Duc de Nevers bekam endlich, nach vielen nichtigen Unterhandlungen, die Erlaubniß, dem Aldobrandin die Füße zu küssen. Diese Gunst wurde ihm aber nicht, als einem Gesandten Heinrichs IV., sondern als einem Herrn von Ansehen, zugestanden. Er machte dem Papste ein rührendes

Gemälde von dem Jammer, welcher Frankreich verwüstete, und entlarvte die lasterhaften, welche sich zu seinem Verderben verschworen hatten. Clemens VIII. hört diese traurige Schilderungen mit kaltem Blute an, und befiehlt dem Redner, kurze Zeit nachher, Rom zu verlassen. Von Angennes und Seguier, seine beiden Amtsbrüder, werden kurze Zeit hernach durch die Gerichtsdiener vor den Richterstuhl des heiligen Offiziums geladen. Ihr Verbrechen bestund darinn, daß sie der Abschwörung Heinrichs IV. beigewohnt hatten. Sie widersetzten sich, zu gehorchen, und verliessen Rom mit dem Duc de Nevers, welcher, aus Furcht, von einem abergläubischen Pöbel beschimpft zu werden, während er durch die Gassen gieng, seine Hand an sein Degengefäße hielt.

Dieser, dem Duc de Nevers erwiesene, unerhörte Schimpf, brachte alle gute Franzosen auf. Der Unwille wurde allgemein. Man sprach öffentlich davon, daß man Frankreich der päpstlichen Herrschaft entreissen wolle. Viele Bischöffe seufzeten schon lange nach einem Patriarchat. Dies war der einstimmige Wunsch aller Gelehrten, deren Meinung in der Folge das Schicksal der Völker entscheidet. Dies war das Verlangen einer Menge von Rechtsverständigen. Der Augenblick schien da zu seyn, in welchem man in Frankreich eine freie und unabhängige Kirche haben konnte. England, Schweden, Holland, Dännemark, und die Hälfte von Teutschland, hatten lutherische und kalvinische Kir-

chen. In Frankreich sollte nun eine apostolisch-katholische, und nicht römische Kirche eingeführt werden. Man wollte die Lehrsätze und Ceremonien dieser leztern beibehalten, aber sich von ihrem Eigensinne und ihrer Tyrannei befreien. Heinrich IV. durch die Unbiegsamkeit Klemens des achten ermüdet, entschloß sich, seiner Absolution zu entbehren, und gab denen Beifall, welche einen Patriarchen begehrten. De la Beaume, Erzbischof von Bourges wurde zu Bekleidung dieser Würde vorgeschlagen, und er verdiente sie auch; er hatte sich über die Vorurtheile hinaus gesetzt, und seinen König in der Kirche zu Saint-Denis mit allen Formalitäten absolvirt.

Ein muthiger Augenblick errichtete in Frankreich diesen patriarchalischen Stuhl. Der Ruf davon verbreitete sich schnell durch Europa. Der Papst würde darüber bestürzt. Seraphin Olivier, Auditor de la rota, dessen scherzhafter und kurzweiliger Umgang Ihre Heiligkeit belustigte, antwortete, nachdem man ihn über diese öffentliche Sage befragt hatte: „Klemens VII. hat England durch seine Hurtigkeit verloren, Klemens VIII. wird Frankreich durch seine Langsamkeit verlieren.“ Dies ist eben der Mann, welcher einstens im Scherze zum Papste sagte: Wann der Teufel selbst sich bekehren wollte, so dürfte es ihm Ihre Heiligkeit nicht abschlagen.

Der Zorn machte in dem Gemüthe Klemens VIII, der Furcht Platz. Von izt an sprach er ganz gleichgültig mit den Abgeordneten Spaniens, der Ligue und des Mayenne, welcher immer Geld, Soldaten und

Bannflüche begehrte. Die französischen Karthäuser, Kapuziner und Minoriten erhielten von ihm Befehl, für Heinrich den IV. zu beten. Diese Mönche hatten sich bisher dieser gewöhnlichen Formul nicht bedienen wollen. Er schrieb an eben diesen Kardinal von Gondi, dem er den Einzug in Rom verweigert, und den sein Legat, mit den Liguisten und der Sorbonne, hatte aus Paris jagen lassen. Der Jesuit Possevin, der durch seine Reisen in Savoien, Polen, Schweden und Moskau bekannt ist, wurde nach Frankreich geschickt, um die Unterhandlungen wegen dieser Absolution, welche man so dringend begehrt hatte, und nicht mehr nöthig zu haben glaubte, zu erneuern.

Heinrich IV., durch den Papst benachrichtiget, trug dem Duperron und dem von Ossat auf, wegen dieser Absolution neue Versuche anzustellen; er sahe die Sache als politisch an, und dachte, daß diese Ceremonie die aufrührischen Provinzen zum Gehorsam bringen, und die noch erhizten Köpfe vieler Fanatiker abkühlen könne.

Der Papst, noch immer schwankend, wie es gemeiniglich alle Schwachköpfe sind, und zwischen der Furcht, Philipp II. zu mißfallen, und der Furcht, Frankreich zu verlieren, getheilt, versammelte das Kollegium der Kardinäle. Fast alle waren der Meinung, man müsse Heinrich IV. absolviren. Der Jesuit Tolet war derjenige, der sich die größte Mühe darum gab. Dies war ein spanischer Jesuit aus Cordova; er sezte das Interesse Philipps II.,

seines

seines Königes, aus den Augen, um den Nutzen seiner Gesellschaft, die man mit Schimpf aus Frankreich verbannet hatte, zu befördern. Er wollte dadurch, daß er Heinrich IV. diente, ihre Zurückrufung verdienen. Endlich willigte der Papst, auf den Rath des heiligen Kollegiums und die dringenden Bitten des Tolet, ein, ihn zu absolviren, doch mit der Bedingung, daß die Absolution des Erzbischofs von Bourges für nichtig erklärt werde; daß die Wiedereinsetzung Heinrichs IV. in die königliche Würde vor dem Richterstuhl der Inquisition geschehe; daß die Krone in die Hände Ihrer Heiligkeit gegeben, und nicht eher auf das Haupt einer seiner Minister gesezt werden sollte, bis die Ceremonie der Absolution vorbei wäre; daß er versspräche, den Türken zu bekriegen; endlich, daß er sich eidlich verpflichte, wenn er wieder zur Kalvinischen Religion übertrete, auf alle königliche Rechte Verzicht zu thun.

Duperron, welcher den Nutzen seines Herrn nicht aus den Augen sezte, willigte in alles. Von Ossat, ein ehrgieriger Mönch, der mehr für die Ehre seines Königs besorgt war, wollte alle erniedrigenden Anhängsel dieser Bulle abgeschaft haben, und sich, bei der Absolution, zu nichts anders, als zu einer Buße nach den Kirchen- Gesetzen, verstehen. Die Ceremonie wurde mit grosser Pracht auf dem St. Petersplatze angestellt: der Papst saß daselbst auf seinem Thron, mitten unter seinen Kardinälen, Bischöffen, einem Haufen von Mönchen

und Priestern, und einer Menge des römischen Volks, welches in seiner thörichten Einfalt, noch über die Könige zu triumphiren glaubte, wie es unter den Scipionen und Cäsaren über dieselben triumphirt hatte.

Von Ossat und Duperron, als simple Priester gekleidet, schwuren zu den Füssen des Papsts, im Namen Heinrichs IV. die Kalvinische Religion ab, hernach legten sie sich auf den Bauch, und wurden, während die Verschnittenen der päpstlichen Kapelle mit weinerlicher Stimme das Miserere sangen, mit Spießruthen auf den Hintern geschlagen. Nach Vollendung des Miserere, legte der noch immer sitzende, und mit dem Fürstenhute bedekte Papst, Heinrich dem vierten zur Buße auf, daß er das Paternoster alle Tage, den Rosenkranz alle Sonnabende, das Miserere am Freitage, und die Litaneien alle Mittwoche beten solle; nachher sprach er die Absolution über die noch immer auf den Knieen liegenden Minister, die ihr Haupt bis auf die Stufen des päpstlichen Thrones gebeugt hatten, aus. Klemens VIII. endigte dieses Possenspiel, dieses Aergerniß der Vernunft, damit, daß er sie mit einem Stabe berührte, wie man ehemalen einen Sklaven berührte, dem man die Freiheit schenkte.

Diese Ruthen-Schläge machten dem Ruhm Heinrichs IV. nur einen vorbeigehenden Flecken. Er besaß Tugenden und insonderheit eine grosse Liebe zu seinem Volke: dies machte, daß man ihm diese Schwachheit, in welcher er vielleicht einen wahren Muth zeigte, leicht verzeihen konnte.

Die wahren Franzosen murreten über den römischen Stolz, und schalten öffentlich auf Duperron, daß er sich diesen Streichen unterworfen hatte. Die wenigen Philosophen, die man damals hatte, bedaurten, daß man das Vorhaben mit dem Patriarchat nicht durchgesezt hatte: und ihr Schmerz vermehrte sich, als sie einen Baccalaur der Sorbonne öffentlich verkündigen hörten, er wolle behaupten, daß Rom die Macht über die zwei Schwerdte besitze, daß Rom es seie, welches die Könige und Obrigkeiten mit dem weltlichen Schwerdte, zur Ausrottung der Boshaften bewafne, und endlich, daß die Könige und Bischöffe von Klemens VIII. abhiengen, daß er als unumschränkter Herr und Großpriester eine weltliche und geistliche Gewalt über sie habe.

Schon ist der Tag bei der Sorbonne angesagt, an welchem man diese ausschweifende Beweise der Frechheit öffentlich behaupten wollte. Der Doctor Blansi, der das Unternehmen des Baccalaurs gebilligt hatte, sollte dabei den Vorsitz haben. Die Weisheit des Parlements verhinderte noch diese Thorheit. Der Buccalaur und Doctor Blansi wurden in das Parlements-Gefängniß gebracht, und nach einer Gefangenschaft von zween Monaten, als öffentliche Stöhrer der Ruhe und Aufwiegler erklärt. Aus dem Parlements-Gefängnisse wurden diese zween schuldige Theologen, durch die Gerichtsdiener in die Sorbonne geführt. Dechant, Syndik, Doctoren, Licentiaten, Baccalauren, alle

wurden in den grossen Parlements-Saal berufen. Hier bat in ihrer Gegenwart, Jacob, auf den Knieen und mit bloßem Haupte, um Verzeihung seiner ärgerlichen Lehre, und Doctor Blansi kniete neben ihm. Nach dieser öffentlichen Abbitte zerriß der Gerichtsdiener das Programm, welches diese Behauptung enthielt.

Am nämlichen Tage begaben sich der Präsident Forget, Laguelle, Generalprokurator, und vier Parlementsräthe in die Sorbonne, und liessen daselbst mit dem Urtheil, welches gegen den Baccalaur Jacob und den Doctor Blansi gegeben worden, den Befehl niederschreiben, alle Jahre dasselbe abzulesen, indem sie jeden Theologen, der die Meinungen, welche man so eben verdammt hatte, behaupten würde, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärten. Der Generalprokurator sezte hinzu: Nur darum straft das Parlement die Sorbonne nicht, weil es glauben will, daß sie nicht an dem Verbrechen des Jacobs Antheil hat.

Die öffentliche Abbitte, zu welcher dieser Baccalaur der Sorbonne verurtheilt ward, war feierlich, doch ists die, welche Rose, der apostolische Erhalter eben dieser Sorbonne, thun mußte, noch weit mehr. Dieser Doctor, welchem Heinrich IV., nach seiner übermäsigen Gnade, eine Verzeihung, die er nicht verdiente, zugestanden hatte, gab sich, statt seine anvertraute Heerde zu Senlis durch apostolische Tugenden zu erbauen, mit nichts anderm

ab, als Aufruhr zu predigen. Er hatte sich wieder nach Paris zurückbegeben, um mit der Ehren-Stelle eines Groß-Meisters des Kollegiums von Navarra zu pralen. Diese Würde war weit unter der eines Bischofs: aber sie sezte den Doctor Rose in Stand, das Feuer des Aufruhrs, welches noch glimmte, in Paris zu nähren. Dies war eigentlich der Beweggrund seines Unternehmens, welches eine verborgene und zahlreiche Partie aus der Sorbonne und der Universität unterstüzte. Man redete von nichts, als von den Diensten, welche dieser Doctor der Religion geleistet hatte. Er selbst rühmte sich öffentlich, daß er ein Liguiste gewesen war. Diese Unvorsichtigkeit nüzte ihm nichts, sie verursachte vielmehr, daß man ihn desto mehr beobachtete. Man entdeckte eine Schmähschrift, die von ihm ausgebreitet wurde, und betittelt war: Ludovici d'Orleans unius ex confederatis pro catholica fide ex postulatio. Diese Schmähschrift war ein neuer Zunder des Aufruhrs; Rose war nicht der Verfasser derselben, aber er hatte ihren Rand mit Anmerkungen, welche den Inhalt erklärten und billigten, angefüllt, und alle diese Anmerkungen mit eigener Hand geschrieben.

Der General-Prokurator klagt dieses Werk ein, und der Erhalter der Sorbonne wird eingezogen. Das Parlement verurtheilt ihn zu einer öffentlichen Abbitte vor der großen Kammer. Rose erscheint daselbst in seinen bischöflichen Kleidern, spricht mit kaltem Blute diese öffentliche Abbitte aus,

und hört mit einer stolzen Miene den Schluß an, welcher ihn auf ein Jahr von Senlis verbannt, und ihm während seiner Verbannung das Predigen untersagt.

Zwei und fünfzigstes Kapitel.

Die Statthalter sind Miethlinge. Die Jesuiten werden wieder hergestellt. Von dem Doctor Bratenwender. Der Sorbonne wird aufs Neue durch das Parlement ein Verweis gegeben.

Nachdem Klemens VIII. Heinrich IV. absolvirt hatte, so sollte, wie es scheint, weder dem Fanatismus ein Vorwand übrig bleiben, um ihn zu morden, noch den Provinzen, um in der Rebellion zu verharren.

Die deutlichste Probe, daß das Volk nur durch die Theologie verführt war, ist, daß es von dem Augenblicke an, worinn das königliche Ansehen der Sorbonne und den Predigern Stillschweigen gebot, wieder zum Gehorsam zurückkehrte. Aber es ist ein eben so starker Beweis, daß der größte Theil des hohen Adels Schurken waren, weil dieser die Provinzen, welcher er sich bemächtigt hatte, zur Steigerung aussetzte. Heinrich IV. war gezwungen,

mit ihnen zu feilschen, und ihnen mehr oder weniger dafür zu bieten, wie man um ein Maiergut feilscht, auf welches man ganz kein Recht hat. Was er nicht kaufen konnte, das eroberte er mit den Waffen. Die Ueberbleisel der Feuersbrunst erloschen von sich selbst. Die Güte Heinrichs IV., welche ihn, wann er auch nur ein simpler Privatmann gewesen wäre, anbetungswürdig gemacht hätte, gewann ihm aller Herz. Seine Regierung war die des Titus. Er schloß den Frieden zu Vervins als ein siegreicher König. Philipp II. nahm diesen Frieden an, und der Tod reinigte die Erde von ihm, noch ehe er ihn unterzeichnet hatte. Der fanatische Boucher hielt die Leichenrede dieses gekrönten Ungeheuers. Wirklich war der Lob-Redner des Mörders Clement würdig, auch der Panegyriste des Teufels von Mittag zu seyn.

Noch ehe Heinrich IV. an der Spitze von vierhundert französischen Edelleuten, und in Gegenwart der spanischen Gesandten, den Frieden von Vervins in der Kirche Unserer Lieben Frauen feierlich beschwur, gab er zu Gunsten der Protestanten, mit welchen er nicht anders, als zufrieden seyn konnte, das berühmte Edikt von Nantes, dieses Denkmal einer christlichen Duldung. Dieses Edikt mußte von Seiten des Parlements, welches sich damals mit der Geistlichkeit vereinigt hatte, heftige Widersprüche erfahren. Der König kam in dasselbige, und hielt eine väterliche Rede, in welcher man diese merkwürdigen Worte findet: Wir müssen keinen

Unterschied mehr zwischen Katholicken und Hugenoten machen: alle müssen nur gute Franzosen seyn.

Nachdem der Friede mit den Spaniern gemacht, und die Protestanten vergnügt waren, so verzieh Heinrich IV. auch noch den Jesuiten. Sully stellte Heinrich IV. vor, wie gefährlich es seie, diese Religiösen zurückzurufen. Sie werden noch viel gefährlicher seyn, antwortete der Monarch, wenn ich sie zur Verzweiflung bringe. Er brachte auch die Gerechtigkeit seines Parlements, welches sie in die Acht erklärt hatte, zum Stillschweigen, indem er zu demselben sagte: Sind sie bis daher nur aus Duldung in meinen Staaten gewesen, so will ich, daß sie, kraft eines Schlusses, darinnen sind. In meinem Königreiche sind sie geboren, und ich will in meine natürliche Unterthanen kein Mißtrauen setzen.

Kaum waren die Jesuiten begnadigt worden, so hatten sie schon einen Streit mit der Universität zu Angers. Sie wollten dieser Universität, welche sie von sich stieß, mit Gewalt einverleibt werden. Miron, Bischof dieser Stadt, beschützte sie. Er vernichtete, als Vorsteher derselben, durch einen Ausspruch alles, was man gegen sie unternommen hatte. Die Universität appellirte an das Parlement zu Paris. Die Sorbonne billigte diese Appellation durch eine Berathschlagung, welche sie heimlich vornahm, um dem Papste, welcher die Jesuiten als die vornehmsten Pfeiler seines Stuhls ansahe, und

dem Jesuiten Coton, welcher, als Beichtvater Heinrichs IV., schon anfieng, in grosser Gunst zu stehen, nicht zu mißfallen.

Der General-Advokat, Sarvin, führte, indem er vor dem Parlemente gegen den Bischof Miron sprach, diese Berathschlagung an, um einige zu Gunsten der Jesuiten zu sehr eingenommene Räthe zu beruhigen. Die Kundmachung dieser Berathschlagung mißfiel der Sorbonne: der Papst wurde davon benachrichtigt, und sein Nuncius beklugte sich über dieselbige sehr bei Hofe. Der Pater Coton wandte alles bei dem Könige, seinem Beichtkinde, und bei der Sorbonne, an, um diese Berathschlagung zu zernichten, und seine Ränke gelangen ihm. Sieben und dreißig in der Sorbonne versammelte Doctoren erklärten diese Berathschlagung für eine falsche, unterschobene, gottlose und nach Ketzerei riechende Aufbürdung. Diese grobe Lüge wurde, um Rom, seinen Nuncius, den Beichtvater des Königs, und die Jesuiten, von denen man schon voraus sahe, daß sie über kurz oder lang furchtbar werden würden, zu beruhigen, in die Urkunden der Sorbonne niedergeschrieben.

Das Parlement lud den Peter de Vive, den Kanzler der Universität, mehrere Theologen und den Doctor Tournebroche, welcher dieses Jahr hindurch das Syndikat in der Sorbonne verwaltete, vor sich. Dieser Syndik war Küchenjunge gewesen, und eben von diesem ersten Stande hatte er seinen Namen Tournebroche, (Bratenwender) welchen

er in Tourneroche geändert hatte. Da ihn der erste Präsident fragte, warum sich die Sorbonne versammelt habe? so unterstund sich Tournebroche nicht, ihm zu antworten; aber Peter de Vive nahm das Wort, und sagte, daß der Befehl, welchen man empfangen hätte, von einer Person herkäme, welche das Recht habe, sowohl dem Parlemente als der Sorbonne dergleichen zu ertheilen. Diese Antwort war grob; einige Parlementsräthe wollten sich der Strenge gegen den Peter de Vive bedienen: aber man begnügte sich, ihm einen Verweis zu geben, und schärfte dem Syndik Bratenwender durch einen Parlements-Schluß ein, die lezte Censur der Sorbonne, welche nichts als eine zu Gunsten der Jesuiten niederträchtige Lüge seie, aus ihren Registern zu vertilgen.

Drei und fünfzigstes Kapitel.

Von dem Philosophen Charron, dem Jesuiten Mariana, und Ravaillac, dem Mörder Heinrichs IV.

Wir gestehen selbst aufrichtig, daß dasjenige, was wir so eben von dem lieben Manne Tournebroche, dem Syndik der Sorbonne, gesagt haben, ziemlich unbeträchtlich ist: das, was wir aber izt erzählen, soll desto wichtiger seyn. Wir reden von

Charron, dessen männlicher, kühner, lichter und methodischer Geist die Gränzen der Vernunft um einige Schritte erweiterte, und dem die Feinde der Vernunft den Dienst, den er der Menschheit erwies, sehr theuer machten.

Garrasse versichert, daß Charron einem viehischen Atheismus frohnte, daß er einer stinkenden Schwermuth ergeben gewesen, daß sein Kopf mit Krebsen angefüllt und er geschikter zum Räder- als zum Büchermachen, gewesen seie. *) Als dieser Schwachkopf diese Armseligkeiten, die er für Beredsamkeit und Scherz ansahe, drucken ließ, so war Charron schon zwanzig Jahre todt. Die Jesuiten vermochten nichts, als seine Asche zu beunruhigen. Aber die Theologen trübten auch sein Leben. Sie rasten gegen ihn, und, während des Lärms ihrer Schmähungen und Verfolgungen, stieg er in das Grab.

Wir haben gesehen, daß halb Europa, aus Haß gegen das wollüstige, stolze, grausame und unduldsame Rom, protestantisch wurde. Aber viele Katholicken schränkten sich nicht blos darauf ein, diese allgemeine Mutter zu mißkennen; sie glaubten, indem sie die Ausgelassenheiten, die Bubenstücke, die Schwelgerei und die verdorbenen Sitten derer ansahen, die im Namen Gottes redeten, daß es gar keinen Gott gebe. Sie schlossen wirklich falsch: aber so wird immer der größte Theil schlecht unterrichteter Leute schliessen.

*) Charron heißt Wagner.

Charron verfocht in seinem ersten Werke, zugleich Gott und den Papst; er grif die Ketzer und die Atheisten an, hernach stritt er auch gegen die Abergläubischen. Durch Anstrengung seiner Gedanken sahe er, daß diese zwifache Verirrung der Atheisterei und des Unglaubens mehr aus Volks-Irrthümern, als aus einer gemeinschaftlichen Quelle fließe. Charron, der gegen die Protestanten nur theologische Gründe angeführt hatte, bediente sich der Waffen der Vernunft gegen die Abergläubischen. Alle Menschen werden durch sein Buch eingeladen, die Religion von dem Aberglauben zu säubern, wie man das Gold, um ihm seinen Glanz zu geben, von den Schlacken säubert. Charron redete als Philosoph und guter Staatsbürger. Der Geist des Montagne, seines Lehrers, treibt ihn, wenn er sagt, die Religion kann nicht vernünftig seyn, wenn der Gottesdienst nicht lauter ist. Dies war ein Geheimniß, welches er der menschlichen Gesellschaft enthüllte, und das Buch von der Weisheit, worinnen er dieses Geheimniß entdeckt, ist eines von unsern guten klassischen Büchern, welches tausend Bände über Sittenlehren, die seitdem gedruckt worden sind, noch nicht in Vergessenheit gebracht haben. *)

In diesem Buche streitet er gegen die Religion des Volks, welche selten von einem groben Aber-

*) Charron de la Sageſſe Liv. III. Bourdeaux 1601. Diese Ausgabe ist die erste und ächteste, aber höchst selten. d. H.

glauben unterschieden ist. Die Schwachköpfe, welche damals in allen Gesellschaften die grösste Anzahl ausmachten, schrieen über Aergerniß und Gottlosigkeit. Dieses Geschrei machte in dem Heerlager des Herrn Lärm. Priester, Mönche, Obrigkeiten bewafneten sich, um Charron zu Grunde zu richten: die einen waren dumm genug, die Religion des einsichtsvollen Manns mit dem Aberglauben des Pöbels zu vermischen, und die andern furchtsam genug, durch den Umsturz der Volks-Irrthümer den Untergang der Wahrheit zu befürchten.

Zween Doctoren der Sorbonne thaten den Angriff gegen den Philosophen. Sie klagten seine Weisheit an, als seie sie der Umsturz aller geoffenbarten Religion. Der Eifer der Richter des Châtelet, bei welchen dieses Buch angegeben wurde, war um soviel gefährlicher, als ihre Einsichten geringe waren. Der unvermuthete Tod des Charron rettete ihn von der Strenge eines Urtheils, welches vielleicht die Ehre der Nation noch durch einige Flekken mehr entstellt hätte.

Ehe Charron starb, prophezeihte er, wenn man seinem Freunde de la Rochemaillet glauben soll, daß er durch aufgeblasene, stolze, zänkische, eigensinnige und störrische Leute gerichtet werden würde, welche, ob sie schon alles zu wissen und die Weisesten und Geschicktesten dieser Welt zu seyn glaubten, dennoch grösstentheils ungeschickt und unwissend seien, und einige derselben an einer fast unheilbaren Krankheit darnieder liegen.

Das Parlement seiner Seits erhielt von dem Buche des Charron Nachricht. Die Räthe desselben waren nicht weniger, als die Richter des Châtelet, gegen den Philosophen aufgebracht, denn sie hatten keine bessere Einsichten. Der größte Theil derselben war noch ein Ueberbleibsel des Parlements der Ligue. Sie begehrten mit grossem Geschrei die Verdammung des Buchs von der Weisheit. Ein Weiser ließ sich hören, und zwang die mit Vorurtheilen Geplagten, ihn anzuhören. Jeannio war es, welcher das Interesse des Charron beförderte. Er sprach über die Grundsätze seines Buchs als ein Staatsmann. Seine Gründe wurden durch den Präsidenten du Harlai unterstützt. Diese zween Weise brachten dem größten Theile dieser Versammlung ihre Gefühle bei. Die Sorbonne also hatte das Buch der Weisheit als ein abscheuliches Werk verdammt, und das Parlement, welches sich ins Mittel schlug, entschied durch einen Schluß, daß es als ein Buch des Staats angesehen werden sollte.

Bei dieser Epoche verdient das Betragen der Sorbonne die Aufmerksamkeit des Lesers. Sie verfolgt einen Menschen, der den Gottesdienst reinigen, das Leben der Könige sicher stellen, und die Völker vernünftig machen wollte. Sie bewafnet sich mit Macht gegen die Wahrheit, und läßt den Irrthum sich verbreiten, indem sie sich, als sie ihre Stimme gegen gefährliche Bücher erheben sollte, zu einem sträflichen Stillschweigen verdammt.

Unter diesen gefährlichen Büchern, welche damals erschienen, sieht man ein Amphitheatrum honoris, welches, um unsere weise Obrigkeiten, unsere Gelehrten und unsern guten König Heinrich IV. zu beschimpfen, ein elender Jesuit, Namens Scribanius, verfertigt hatte. Noch in dem nämlichen Jahre, worinnen dieses Werk erschien, suchte ein Fanatiker von Neuem, den König umzubringen. 1605. 19 Christmonat 1606.

Ein anderes Buch, welches in unsern Zeiten eben so unbekannt und damals eben so gefährlich war, ist das von dem Spanier Mariana, welches die Kunst lehrt, die Könige mit gutem Gewissen zu vergiften, und Clement, den Mörder Heinrich III., vergöttert. Cæso rege, ingens sibi nomen fecit. Durch Ermordung dieses Königs, sagt dieser spanische Jesuite, erwarb sich Clement einen unsterblichen Namen.

Diese abscheulichen Bücher wurden in ganz Frankreich verbreitet, und öffentlich verkauft. Die Sorbonne, welche zwei Jahre zuvor gegen das Buch des Charron Lärm geblasen hatte, regte sich nicht, um den Scribanius und Mariana zu verbannen, deren abscheuliche Grundsätze Paris zu einem Aufenthalt von Ungeheuern, und Frankreich zu einem unermeßlichen Kirchhof gemacht hätten; Grundsätze, welche sich endlich dadurch äusserten, daß sie das Gehirne eines Fanatikers entflammten, und dem Glücke, welches die Franzosen seit fünfzehn Jahren genossen hatten, ein Ende machten.

Dieser Fanatiker war Ravaillac, Schulmeister zu Angoulême. Seit seinen Kinderjahren lag der Keim des Unglücks von Frankreich in seinem Kopfe. Seine Abneigung gegen den Kalvinismus war unbezwingbar: er war bei den Feuillants Novitze, und bei den Jesuiten Küchenjunge gewesen. Seine Ehrerbietung gegen die heilige Jungfrau und den heiligen Franziscus war sehr groß. Eben diese Frömmelei machte ihn zu einem Mörder. Damals gieng die Sage, Heinrich IV. rüste sich zu einem Kriege gegen den Papst. Von diesem Augenblicke an, schien dieser König dem Ravaillac ein Feind Gottes und des Papsts zu seyn. Denn in dem Gehirne dieses Unglücklichen, war Gott und Papst eins.

Ravaillac, der in dieser Welt wirklich unglücklich war, und sich, ungeachtet der heiligen Jungfrau, des heiligen Franziscus und aller seiner Beichten, furchte, auch in der andern verdammt zu werden, glaubte, durch Vollbringung dessen, was er während seinem Noviziat bei den Feuillants und in der Küche der Jesuiten als eine gute Handlung anpreisen hörte, und was er selbst in dem Werke des Mariana lesen konnte *), den Himmel zu verdienen. Sein Hirn war zerrüttet; zweimal gieng er aus seiner Schule, und kam nach Paris, um diese gute Handlung, welche nichts anders als ein abscheuliches Verbrechen war, zu vollführen. Hier fehlte es ihm an Muthe, oder vielmehr an Gelegenheit, und er kehrte wieder nach Angoulême zurück.

*) De rege & regis institutione.

zurücke. Seine Verirrung führte ihn nach Paris, und das Schicksal, welches alle Begebenheiten zusammen zu ketten scheint, will, daß dieser Fanatiker sich eben in dem Eingange der Straße de la Feronnerie in dem Augenblicke befindet, worinnen die Kutsche des Königs durch eine Verwicklung der Karren aufgehalten wird. Ravaillac steigt an die Kutschenthüre, und stößt sein Messer zweimal in die Brust Heinrichs IV. Nach diesem Verbrechen sucht er gar nicht zu entrinnen: er bleibt einige Zeit unter dem Kutschenschlage stehen, zeigt sein noch von dem Blute des besten der Könige rauchendes Messer, und behält es in der Hand. Da er angehalten und befragt wird, so behauptet er, ein verdienstliches Werk begangen zu haben. Ein Parlementsrath wirft ihm den Tod des allerchristlichsten Königs vor; es ist noch eine Frage, ob er der allerchristlichste ist? war seine Antwort. Die Verirrung seines Kopfes daurte noch etliche Tage, und hörte nicht eher auf, bis er nicht mehr zweifeln konnte, daß man an den Zubereitungen seines Todes arbeitete.

Mehrere Personen stunden im Verdachte, als hätten sie den Ravaillac zu diesem Verbrechen angereizt: insonderheit warf man einen allgemeinen Haß auf die Jesuiten, deren Diener er gewesen war. Man war gezwungen, dem gemeinen Volke Einhalt zu thun, welches in seiner Wuth auf ihr Haus losstürmte, um es zu verbrennen. Mehrere Prediger zogen gegen sie los, und legten dem Mariana den

Tod Heinrichs IV. zur Last. Uebrigens verstund Ravaillac die lateinische Sprache: er konnte dieses Buch, welches damals nicht selten war, gelesen haben. Die Lesung des Buchs von der Weisheit, durch Charron, hätte ihm sein Gehirn heilen, und ihn aus dem Irrthum, darinn er lebte, daß der Mord Heinrichs IV. ein gutes Werk seie, reissen können. Aber die Sorbonne hatte ja dieses Werk verdammt, und wer hätte sich damals unterstanden, ein durch die Sorbonne verdammtes Buch zu lesen?

Zween Doctoren eben dieser Sorbonne, bekannte Feinde der Jesuiten, begleiteten ihn auf das Schafot, sprachen ihm zu, und stunden ihm in seinem Tode bei. Filsac, um ihn zu zwingen, seine Mitverschwornen anzugeben, weigerte sich lange, ihm die Absolution zu ertheilen. Der Andächtler Ravaillac, welcher nicht ohne Absolution sterben wollte, weint und behauptet, er habe keinen Mitverschwornen; endlich ließ sich der Beichtvater erweichen, und gibt ihm dieselbige, doch, wie man sagt, mit Bedingung. Die Mitverschwornen des Ravaillac waren die schlechten Bücher, die er gelesen, und die bösen Gespräche, die er gehört hatte.

Die Seele dieses unglücklichen und durch einen Doctor der Sorbonne losgesprochenen Bußfertigen, schwung sich von dem Schaffote in Abrahams Schoos. Wir dürfen es nicht wagen, das nämliche von dem guten Heinrich IV. zu sagen, welcher wirklich fünfzehn Jahre hindurch sein Volk glücklich machte, der aber den Temperaments- Schwachheiten, welche

nach den Grundsätzen unserer Theologie den größten Theil der Menschen verdammen, ungemein unterworfen war. Empfehlen wir seine Seele Gott!

Vier und fünfzigstes Kapitel.

Von Richer, dem Syndik der Sorbonne, und den Verfolgungen, welche dieser tugendhafte Bürger erdulden mußte. Von einem Karmeliten, als Wunderthäter. 1610 bis 1625.

Heinrich IV. ist ohne Widerrede das größte Opfer, welches der Aberglaube jemals geschlachtet hatte. Noch rauchte das Blut dieses Opfers, als sich in Frankreich eine Verschwörung anspann, um darinn die unumschränkte Macht des Papsts zu gründen.

Welt- und Klostergeistlichkeit wandte alles an, sich der Gewalt der Obrigkeit zu entziehen. Sie hofften, durch Errichung der päpstlichen Herrschaft, in die Rechte einer Gerichtsbarkeit zu treten, die sie göttlich nannte, und in den barbarischen Zeiten genossen und mißbraucht hatte. Die Jesuiten und die Mönche waren die Lobredner dieser priesterlichen Oberherrschaft. Sie wollten lieber von einem italiänischen Priester abhängen, als von einem Könige, von den Gesetzen und den Parlamentern, den Vollziehern derselben.

Die bei dem Kardinale von Joyeuse versammelten Bischöffe schwuren, ihr Interesse niemals von dem Interesse Roms zu trennen. Ubaldin, der Nuncius des Papsts, war die Seele dieser geistlichen Ligue, welche sie nochmalen die heilige Union nannten. Der Kardinal Duperron, dieser listige und verschlagene Mann, welcher das Andenken Heinrichs IV. seines Wohlthäters verrieth, vereinigte sich mit dieser bischöflichen Konföderation, welche eine rechtschaffene und einsichtsvolle Regierung gestraft hätte.

Ausser dieser Konföderation waren noch zwo Rotten in Frankreich, die Römisch-Katholischen und die Königlich-Katholischen. Die Römische waren schlechte Franzosen, welche ihre Gegner als schlechte Katholicken, ja selbst als Ketzer, behandelten.

Es wäre um unsre Freiheiten gethan gewesen, und Frankreich wäre ein unterjochtes Reich, ohne einen eben so tugendhaften, als furchtlosen Mann, welcher den Blitzen Roms, den Drohungen der Bischöffe, der Verfolgung seiner Mitbrüder in der Theologie, und dem Tode selbst, zum Nutzen des Königs und seines Vaterlands, Troz bot. Dieser Mann war Richer, ein Doctor der Sorbonne. So sehr er es auch verdient, so ist doch sein Name nur wenig bekannt. Die Nation ist verpflichtet, ihm eine Ehren-Säule zu errichten, wenn sie jemalen Rücksicht auf die Dienste nimmt, die er den Franzosen geleistet hat. Man machte ihn zum immerwährenden Syndik der Sorbonne, und er machte diesem Syndikat,

welches er niemand, als seinem Verdienste allein zu danken hatte, durch seinen Muth in Widersetzung gegen Roms Anmassungen, welche durchzusetzen, sich die Geistlichkeit in Frankreich alle Mühe gab — Ehre.

Nach dem beweinungswürdigen Tode Heinrichs IV. war die erste Sorge Richers, durch die Sorbonne das berühmte Dekret gegen die mörderische Lehre des Doctors Johann Petit, ungeachtet der Uneinigkeit, welche die Bischöffe und der Papst in derselben unterhielten, erneuern, und das Buch des Mariana, welches den Mord zu einer religiösen Handlung erhub, verdammen zu lassen. Bellarmin, der durch das Parlament verdammt worden war, wurde es auch durch die Sorbonne. Dieser Jesuite, ein Kardinal, behauptete, daß man nach Religion und Gewissen einen tyrannischen König umbringen könne. Eben diese abscheuliche Lehre hatte dem Mönchen Clement das Messer in die Hand gegeben, mit welchem er Heinrich III. durchstieß: eben dieselbe hatte so eben der Ex-Feuillant Ravaillac, noch auf der Folter, vor den ihn befragenden Richtern behauptet.

1610. 4 Juni. 8 Juni. 4 Nov.

Der Eifer der Sorbonne, eine Lehre, die sie so lange Zeit gepredigt hatte, zu verdammen, zog ihr Vorwürfe zu, die ihr aber zur Ehre gereichten; man klagte sie an, daß sie mehr königlich, als papistisch, nicht sowohl eine Versammlung von Priestern, als vielmehr von Parlementischgesinnten wäre. Dies war die Zeit des Ruhms der Sorbonne, und

dieser Ruhm, dessen Dauer so kurz war, war das Werk des Richers, ihres Syndiks.

Die Dominikaner-Mönche ihrerseits gaben sich alle Mühe, die Unfehlbarkeit des Papsts, und die Abhängigkeit unserer Könige von dem päpstlichen Stuhl zu behaupten. Diese Mönche, die Emissarien Roms, begaben sich aus allen Gegenden Europens nach Paris. Sie kamen aus Indien und Amerika zu dem grossen Kapitel, welches daselbst gehalten wurde, und zu dessen Eröfnung man grosse Anstalten machte. Die vornehmste Ceremonie dieser Versammlung war, theologische Sätze mit grossem Geräusche zu behaupten. Ubaldin, der päpstliche Nuncius, welcher die Unternehmungen dieser Versammlungen leitete, hatte mitten unter dem hohen Adel, den Bischöffen, obrigkeitlichen Personen und französischen Theologen, einen ausgezeichneten Plaz. In Gegenwart ihrer behauptete ein teutscher Mönch, Namens Rosenbach, die Unfehlbarkeit des Papsts und seine Obergewalt über die Kirchen-Versammlungen. Die erste Folge dieser Sätze war, den Franzosen zu verstehen zu geben, daß sie nicht Herr in ihrem Lande seien, und daß ein Italiäner, wenn er einmal auf dem Stuhle des heiligen Peters sitze, über jedes andere Land herrschen könne. Dies heißt also nichts anders, als die Rechte der königlichen Hoheit vernichten, und die Völker zu Sklaven eines Priesters machen. Dies war der äusserste Grad der Verwegenheit eines teutschen Mönchs, der sich unterstund, in Frankreich dergleichen Frechheiten zu

behaupten. Aber es war auch der äusserste Grad der französischen Thorheit, daß man dieses duldete.

Die Geistlichkeit, welche diese widersinnische Meinungen begünstigte, schwieg. Richer kömmt, der Drohungen des Kardinals Dupperron ungeachtet, in Begleitung mehrerer Backalauren, welche diese Sätze bestritten, in die Versammlung. Das Parlament war erkenntlich gegen Richer, und ließ ihm dafür Dank abstatten.

Nachdem er die Dominikaner geschlagen und gedemüthigt hatte, so machte er auch die Jesuiten mürbe; sie begehrten, der Universität einverleibt zu werden. Schon hatten sie offene Briefe erhalten, ihr Kollegium zu eröfnen. Richer ließ gegen diese offene Briefe appelliren, und es kam ein Schluß heraus, durch welchen ihnen verboten wurde, sich mit dem Unterrichte der Jugend zu befassen. Noch mehr, man schärfte ihnen ein, sie sollten folgende vier Punkte unterzeichnen: 1°, daß die Kirchen-Versammlungen über die Päpste seien; 2°, daß der Papst die Könige nicht ihres Königreichs berauben könne; 3°, daß die Geistlichen den weltlichen Fürsten unterthan, und ihren Gerichtsstühlen unterworfen seien; 4°, daß die Beichtväter die gegen Könige geschmiedete Verschwörungen offenbaren sollten.

Der Nuncius Ubaldin, der Kardinal Duperron, die Bischöffe von Paris, Clermont, Angers und andere begaben sich an den Hof, um sich über diesen Schluß und den Richer, der auf denselben gedrun-

gen hatte, zu beklagen. Der Kardinal Duperron sagte der Königin: es seie eben so wenig erlaubt, die Macht des Papstes, der Heinrich dem IV. erlaubt hatte, sich zu heirathen, als die Gültigkeit ihrer Ehe und ihrer Kinder, in Zweifel zu ziehen. Hernach sprach er von dem General-Advokaten Servin, als von einem kirchenräuberischen Manne, welcher wollte, daß man das Sakrament der Beichte, dessen erster Grundpfeiler Verschwiegenheit seie, verletzen sollte.

Servin wurde an Hof berufen, und antwortete auf die Vorwürfe der Königin dadurch, daß er ihr das Verzeichniß der Inquisitoren vom Jahr 1585 vorwies, welches die Form, nach welcher man in der Inquisition gegen die Könige verfährt, und die geheime Art, wie man ihnen das Leben rauben kann, enthält. Der Hof zitterte bei Durchlesung dieser abscheulichen Handlungen, und dankte dem Servin.

Auch dem Richer wurde von dem ersten Präsidenten für den Eifer, den er gegen die Jesuiten gezeigt hatte, gedankt. Man ermahnte ihn, über die Unabhängigkeit der Krone zu wachen. Er verfertigte auf die Bitte des ersten Präsidenten, unter dem Titel: Von der geistlichen und weltlichen Macht, einen kurzen Begrif der Wahrheiten, welche man den ultromontanischen Anmassungen entgegensetzen konnte. Dies war gleichsam ein Kodex der Grundsätze eines guten Bürgers. Der Pabst hatte die Auslieferung Fra-Paolo von Venedig begehrt, um ihn zu verurtheilen; auch Richer, seinen Freund, forderte er von

dem französischen Hofe, um ihn zu strafen. Der Kardinal Duperron, der Nuncius und mehrere andere Bischöffe, begaben sich, durch den Papst gereizt, an den Hof, und verlangten Gerechtigkeit gegen Richer und sein Buch, welches doch nichts anders als eine kleine Schuzrede für die Sache der Könige und der Völker war. Duperron versammelt die Bischöffe und Theologen in seine Wohnung, und diese unterzeichneten eine Censur gegen das Buch Richers. 1612. 13 März.

Rom wußte, daß das französische Ministerium schwach und schwankend war: der Papst glaubte es also wagen zu können, den Richer entführen, und ihn durch die Inquisition richten zu lassen. Die Mittel, welche man zu dieser Entführung anwandte, schlugen fehl. Der Duc von Epernon, dessen Kopf durch den Nuncius, durch den Kardinal Duperron und den Bischof von Paris erhizt war, dung Banditen, um ihn ermorden zu lassen: aber das Vorhaben dieser Banditen mißlung. Die Bischöffe erhielten von dem Kanzler, daß er in die Bastille geworfen, und als ein Verbrecher der beleidigten Majestät gerichtet werden solle. Die Geistlichkeit versprach ihm dafür zweitausend Gold-Thaler. Villeroi hatte Muth genug, sich im Rathe dieser Handlung des schwärzesten Despotismus, auf Seiten des Kanzlers, zu widersetzen.

Die Sorbonne, welche ihren Syndik Richer vertheidigen sollte, verließ ihn. Unter den Doctoren dieser Schule hatte er zwei Freunde, den

Gamache und den Filsac. Dem einen gab man eine Abtei, dem andern versprach man ein Bißthum, und beide Freunde verriethen ihn.

Der Doctor Duval, der Agent des Nuncius, der Jesuiten und der Bischöffe, — Duval, welcher sein ganzes Leben hindurch Roms Despotismus und die Abhängigkeit der Könige vom Papste gepredigt hatte, begehrte die Absezung des Richers. Ein junger Ehrgeiziger, vom Geschlechte und Namen du Harlai, der Abbe von Saint-Viktor, trug darauf an. Eben von diesem Abbe sagte der Bischof von Nantes, statt mit der Mütze der Sorbonne, hätte man ihn mit einer grünen Schellenkappe ausschmücken sollen.

1 Sept. Die Feinde Richers triumphirten bei Hofe über ihn, und man nahm ihm sein Syndik-Amt in der Sorbonne. Man strafte an ihm eine Tugend, welche Belohnungen verdiente. Der Pfarrer von Saint-Gilles widersezte sich dieser Ungerechtigkeit, und sogleich wurde ihm die Haltung der Messe untersagt. Dieser Pfarrer, da er keine Messe mehr zu lesen hatte, rächte sich an dem Bischof — er wurde Hugenote.

Richer war also von seinem Syndikat abgesezt: aber der Papst glaubte ihn noch nicht genug gestraft. Er beharrte darauf, ihn zu Rom zu richten, und schrieb an die Königin, ihn auszuliefern. Man versammelte einen geheimen Rath, welchem der Nuncius beiwohnen durfte. Der Duc von Epernon unterstüzte die unsinnigen Forderungen dieses Italiä-

ners. Schon wollte man den Befehl ertheilen, Richer anzuhalten: aber Prinz Condé kam noch zu rechter Zeit in den Rath. „Dies ist mir eine wunderliche Forderung, sagte er zum Nuncius, Richer ist ein rechtschaffener Mann und ein ächter Diener seines Königs: dies hiesse seine Unterthanen aufopfern, wenn man sie nach Rom schicken wollte.“ Richer ist Priester, antwortet Epernon, und folglich dem Papste unterthan. Die Priester, erwidert Condé, sind dem Papste nicht unterthan, wenn sie Franzosen sind.

Diese Berathschlagung war sehr stürmisch, und entschied nichts. Der noch immer erboste Papst droht, den Richer in effigie zu verbrennen; er wollte ihn zu Rom haben, es möchte auch kosten, was es wolle. Dem Duc von Epernon war für seinen Sohn Lavalette ein Kardinalshut versprochen, wann er ihm denselben lebendig überschicken würde. Um diesen Hut zu erlangen, ließ er den Richer in seinem Kollegium gefangen nehmen: dieser ehrwürdige Bürger wurde durch die Gassen geschleppt, mit Koth bedeckt, und in die Gefängnisse von Saint-Viktor geworfen. Das Parlament trat dazwischen, stellte ihn wieder in Freiheit, gab ihm eine Schuzwache, und bemächtigte sich der Person der Trabanten, welche ihn angehalten hatten. Aber der Duc 1613.
von Epernon war der Mann, welcher bestraft werden sollte. Bis zu unsern Tagen haben die Gesetze nur dazu gedient, die Schwachen im Zaume zu halten.

Was hatte wohl Richer gesündigt? er hatte in einem kleinen Büchelchen von dreißig Seiten gesagt, daß die Päpste die Könige nicht absetzen könnten: er hatte dies zu einer Zeit geschrieben und behauptet, wo sich alles verbunden hatte, um in Frankreich die Obergewalt des Papsts einzuführen;
1614. wo die Jesuiten sich alle Mühe gaben, diese abscheuliche Lehre zu verbreiten. Suares, unter dem Vorwande einer Vertheidigung des katholischen Glaubens, hatte so eben durch den Druck bekannt gemacht, daß die Päpste die Könige absetzen, und sie, nach ihrer Absetzung, tödten lassen könnten. Vier Jesuiten wurden an die Schranken des Parlaments berufen; man warf ihnen die Zügellosigkeit in Verbreitung dieser so oft verbannten Lehre ihres Mitbruders vor, und befahl, daß die Vertheidigung des Glaubens, in ihrer Gegenwart durch die Hand des Henkers verbrannt werden sollte.

Ungeachtet dieses Schlusses, auf welchen Doctor Richer gedrungen hatte, wagte es Duperron dennoch, vor den General-Ständen, welche damals gehalten wurden, öffentlich auszusagen: daß die Macht des Papstes unbegränzt, ja am allerunumschränktesten seie, und daß er alle diejenige, welche behaupten würden, die Kirche habe das Vermögen nicht, die Könige abzusetzen, in den Bann thun werde.

Es würde sehr schwer seyn, einen schlechteren Franzosen, als diesen Duperron, zu finden; doch muß man den Kardinal de la Rochefoucault, welcher

ihm in der Stelle eines Großalmoseniers in Frankreich folgte, davon ausnehmen. Dieser Kardinal war an die Jesuiten verkauft; auf das Gesuch des Pater Arnoux, des Beichtvaters Ludwigs XIII., hatte er das Großalmosenier-Amt erlangt. Er war bei weitem nicht so gelehrt als Duperron, aber viel aufbrausender und rachsüchtiger. Er bewies seine Erkenntlichkeit gegen die Jesuiten dadurch, daß er, als ein reissendes Thier, auf das Verderben Richers ausgieng. Er versprach Bentivoglio, dem neuen Nuncius, seine Widerrufung. Alle nur ersinnlichen Mittel wurden angewandt, um diesen tugendhaften Bürger zu verführen. Da er aber unbestechlich war, so wollte man ihn wenigstens verdächtig machen. Er wurde bei dem Könige als Beleidiger der königlichen Hoheit, und seine Anhänger, als ein gefährlicher Haufe Schismatiker, angeklagt. Man sagte Ludwig dem dreizehnten, auf seinen Rath hätte sich der Prinz Condé vom Hofe entfernt, und er wafne sich nur darum, um sich der Rechtmäsigkeit der Kinder Heinrichs IV. zu widersetzen. Sire, sagte ihm dieser verleumderische Kardinal, diese Leute sind noch weit mehr zu fürchten, als die Hugenoten: man muß sie ausrotten, oder sie doch wenigstens so strafen, wie Sie die Protestanten bestraft haben.

Ludwig XIII. eilte nicht, den ungestümmen Eifer seines Almoseniers zu unterstützen. Dieser, in Hilfsquellen unerschöpflich, ruft eine Versammlung der Prälaten zusammen, stellt ihnen vor, daß Richer

schismatisch sei; man müsse ihn zwingen zu unterzeichnen, daß der Papst, als Papst, Gesetze machen könne, die die Gewissen verbinden, und, wenn er sich weigert, so müsse man ihn mit zehn seiner Anhänger in die Bastille sperren lassen. Richer wird vor den Richterstuhl der Prälaten gefordert, und weigert sich, zu unterzeichnen. Weil er sich weigert, schrie der ergrimmte Kardinal von Rochefoucault, so muß man ihn in einen Sack einnähen, und ersäufen. Wir bitten diesen Kardinal um Verzeihung, doch wenn einer verdiente, gestraft und ersäuft zu werden, so waren es die, welche ihren König und ihr Vaterland verriethen. Und beide wurden dadurch verrathen, daß man behaupten wollte, ein Bischof von Rom könne einen König von Frankreich absetzen.

Duvair hatte die Siegel erhalten. Richer, der von ihm geschätzt war, besuchte ihn, und bat ihn, einer Verfolgung, die schon zehn Jahre daurte, Schranken zu setzen; aber Duvair, dieser als Vorsteher des Parlements von Provence so untadelhafte, und zur Vertheidigung des Buchs von Richer so muthige Rechtsgelehrte, war nicht mehr der nämliche. Die Hofluft hatte ihn angesteckt. Er antwortete dem Richer, er solle dasjenige unterzeichnen, was der Nuncius und die Bischöffe begehrten. Aber, gnädiger Herr, antwortete Richer, hier ist die Rede von der Unabhängigkeit der Krone. „Thut nichts, erwiderte der Siegelbewahrer, Sie müssen nicht vernünftiger seyn wollen, als die Zeiten.

Wenn die Sorbonne mit den Bischöffen einig ist, so müssen Sie nicht anders denken.“ Der Gordische Knoten bestund darinn, daß dieser Siegelbewahrer, der schon Bischof zu Lisieux war, auf ein Kardinal-Amt hofte, und daß ihm in Erwartung des Huts, die Geistlichkeit sechstausend Livres Gehalt gab.

Unerschütterlich, wie ein Fels mitten im stürmischen Meere, war Richer gegen Verführungen, Drohungen, Versprechungen, Gewaltthätigkeiten, Unfälle und Verfolgungen. Da man also die Regierung nicht gegen ihn aufhetzen, noch seine Denkungsart beugen konnte, so nahm man seine Zuflucht zu einer Kriegslist, welche Schurken schon oft angewendet haben, um ihre Feinde verhaßt zu machen. Man ließ den Himmel gegen ihn zeugen, und bediente sich eines Karmeliten, Namens Dominikus, um das Werkzeug desselben zu seyn.

Bruder Dominikus war ein Wunderthäter. Er durchlief die Welt unter dem Titel Apostolischer Vikar: er hatte Deutschland durchreißt, und schleppte in seinem Gefolge eine Menge Leute mit sich; er machte die Hinkenden gerade, die Tauben hörend, die blinden sehend, und trieb Teufel aus den Leibern der Besessenen. Paris wär ein seiner grossen Talenten würdiger Schauplatz; sein Ruf hatte sich vor seiner Ankunft daselbst verbreitet; das aller Orten nach Wundern lüsterne Volk erwartete ihn als einen Boten des Himmels. Um die Gemüther auf seine Ankunft vorzubereiten, hatten die Karmeliten das Bildniß des Taumaturgen mit der Legende der Wun-

der, die er unter den böhmischen, teutschen und champagnischen Weibern verrichtet hatte, stechen lassen. Die schon ohnehin erhitzte Einbildungskraft wurde vollends durch die Erzehlung seiner Wunder entflammt. Das Kloster der Karmeliten war in Kurzem von einer unzählbaren Menge von Einhändigen, Krätzigen, Einäugigen, Aussätzigen und Blatterhaften umgeben. Alle diese unglückliche giengen einer nach dem andern vor ihm vorbei. Er segnete sie, indem er sagte: „Ich berühre dich, Gott segne dich!“ Man schnitte Stücke von seinem Mantel, um sie in Heiligthums-Schränken aufzubewahren, und der heilige Mann, der weiter nichts, als ein Betrüger war, ließ sich seinen Mantel zerschneiden, um nicht, wie sie sagen, den Glauben der Gläubigen zu betrüben.

Der Taumaturge hatte bisher nichts, als die Gabe, Wunder zu thun, besessen. Aber bald verschaffte man ihm die Ehre der Gabe der Weissagung; er prophezeihte dem Doctor Richer, er würde, weil er dem Papste und den Bischöffen ungehorsam seie, verdammt werden. Die Betschwestern säumten sich nicht, diese Prophezeihungen in ihren Quartiren auszubreiten.

Diese Marktschreiereien waren nur allzuoft durch Bösewichter verübt worden. Es waren ungefehr zwanzig Jahre verflossen, als man, um eine Verfolgung gegen die Protestanten zu erregen, in Paris eine Besessene aufstellte, welche denselben in ihren Entzückungen grosses Unglück prophezeihte.

Duval,

Duval, eben der Doctor der Sorbonne, welcher dieses Weib in Ruf gebracht hatte, verschafte auch der Prophezeihung des Bruder Dominiks gegen Richer Glauben. Aber das Parlament, welches 1599 gegen die Farçen dieser Besessenen, gegen den Mönch, welcher sie beichtete, und die Bischöffe, die sie anleiteten, gerichtlich verfahren hatte, drohte, sich auch in die Wunderwerke und Prophezeihungen des neuen Elias zu mischen. Die Karmeliten und ihre Mitbrüder, zufrieden, sich durch die Freigebigkeit der Thoren bereichert, und ihre Kirche mit ex voto ausgeschmückt zu sehen, kamen dem Parlamente zuvor, und der durch seine Mitbrüder abgefertigte Taumaturge begab sich in andere Gegenden, seine Wunder zu bewirken.

In Erwartung, daß Richer verdammt werden würde, wie es ihm Bruder Dominik geweissagt hatte, behandelte man ihn von den Kanzeln als Ketzer und Schismatiker. Gondi, der Bischof von Paris, verbot, ihn zu beichten, und ließ ihm sagen, daß nach seinem Tode er des kirchlichen Begräbnisses beraubt werden solle. Richer war ein allzuaufgeklärter Bürger, um diese bischöfliche Rache nicht zu verachten.

Fünf und fünfzigstes Kapitel.

1625 bis 1630.

Abscheuliches Unternehmen des Pater Josephs, eines Kapuziners. Strafwürdiger Schluß der Sorbonne. Schwachheit und Tod des Richer.

Die Politik von vier Nuncien hatte an Richer gescheitert. Durch seine Entschlossenheit zernichtete er die listigen Versuche der Jesuiten und der Väter vom Oratorium; er hatte der Wuth des fanatischen und unwissenden Duc von Epernon nichts, als eine muthige Stirne, dargeboten; hatte zwanzig Jahre hindurch den Anfällen der Kardinäle Duperron, von Bonsi, von Retz, von Rochefoucault und Berrule widerstanden: ihm blieb noch übrig, gegen die Verführungen des Kardinals Richelieu auszuhalten.

Man weiß, daß dieser zum Minister gewordene Priester seinen König Ludwig XIII. am Gängelbande führte. Er hatte sich eine unumschränkte Herrschaft verschaft, und hielt die Zügel des Staats in seinen Händen, wie es jeder Minister thut, wenn die Fürsten schwach, und die Nationen noch nicht aufgeklärt sind. Ihm wurden fast alle Andachts-Bücher zugeeignet, und er ließ in seinem Palaste Sätze von der weltlichen Liebe behaupten. Eben dieser Priester, Bischof und Kardinal, der wäh-

rend seines tyrannischen Ministeriums die Kommissarien und die Henker bereicherte, wollte, um die Sorbonne ganz auf seine Seite zu bringen, ihr Wohlthäter seyn.

Die armen Priester dieser Schule wohnten in alten Häusern: er räumte ihnen einen herrlichen Pallast ein; statt einer Art von Höhle, welche ihnen zur Kapelle diente, errichtete er ihnen einen prächtigen Tempel.

Der Anhang Richers, welcher sehr klein in der Sorbonne war, brachte es endlich nach vielen Zänkereien dahin, daß ein Buch des Sarterel — in welchem dieser Jesuite noch immer behauptete, daß die Päpste die Könige entthronen können, durch dieselbe verdammt wurde. Urban VIII. wurde über diese Verdammung aufgebracht, und die Sorbonne, um ihn zu besänftigen, befahl allen ihren Kandidaten, Bakkalauren und Licenciaten, einen Eid über das Dekret der Päpste abzustatten. Duval, welcher die Sorbonne, wie ein Obrister seine Soldaten, anführte, hatte diese Eidesleistung erfunden. Er verfertigte eine Sammlung von allen den Dekretalen, durch welche sich die Päpste eine weltliche und geistliche Macht über die Könige anmassen. Eben diese Sammlung, über welche man den Titel Pars decretorum, in qua jurabunt studiosi in theologia gesezt hatte, sollte man beschwören. Seit den Dekreten gegen Heinrich III. und Heinrich IV. hatte die Sorbonne nichts so Lasterhaftes begangen.

Dieser Eid entzündete die Fackel der Uneinigkeit in der Sorbonne. Richer und seine Freunde verlangten die Unterdrückung desselben. Der Kardinal von Richelieu, welcher seine Absichten dabei hatte, wollte Mittler zwischen denselben seyn. Er versammelte eine grosse Anzahl Theologen bei sich, und fieng damit an, daß er sagte, der König habe ihn mit einer eisernen Ruthe bewafnet, um die Strudelköpfe zu züchtigen; hernach verschwendete er Schmeicheleien an sie; er verbot ihnen, sich als Ketzer zu behandlen, und endigte seinen Vortrag mit einer Lobrede auf Richer. Aber niemand anders, als diesen guten Bürger, wollte er verführen. Er hatte dem Papste die Widerrufung seines Buchs über die geistliche Macht versprochen, und der Nuncius Scapi verzögerte seine Abreise, bis diese Widerrufung geschehen wäre. Sie war der bedungene Preis für einen Kardinals-Hut, welchen Urban VIII. seinem Bruder Alphonsus, einem Exkarthäuser, schenken sollte, der aus dem Kloster, worinn ihm die Zeit lange wurde, auf den erzbischöflichen Stuhl von Lion gestiegen war.

Der Papst, welcher sich auf die Zusage und Allmacht des Richelieu verließ, hatte dem Bruder Alphons schon den Hut geschickt. Aber Richer, seinen Grundsätzen treu, widerstund allen Ränken der Emissarien des Richelieu. Der Papst, mit diesem Minister unzufrieden, redete von ihm als von einem Schurken, der ihn betrogen habe. Um Ihro Heiligkeit zu besänftigen, begehrt Richelieu einen apostolischen No-

tarius, und dieser wird sogleich von Rom abgefertigt. Man quartirte ihn bei dem Pater Joseph, einem Kapuziner und Spion dieses Kardinals, und einem seiner vornehmsten Agenten, ein. Im Schooße des Glanzes und des Ueberflusses, hatte sich dieser Kapuziner das Verdienst gemacht, den Orden der Verkündigung, einen der strengsten unserer Religion, zu stiften, und doch klagt man ihn in allen Denkschriften jener Zeit an, er habe nicht an Gott geglaubt!

Richer und mehrere Doctoren der Sorbonne wurden bei ihm zum Mittagessen eingeladen; nach der Mahlzeit wird er in eine Kammer geführt; Pater Joseph überreicht ihm eine völlig aufgesezte Widerrufung, und sagt mit drohender Stimme: Heut noch müßt Ihr euer Buch widerrufen, oder sterben!

Auf diese Worte treten zween gedungene Banditen aus einem nahen Kabinete, stürzen sich auf diesen Greisen, setzen ihm den Dolch an die Kehle, und zwingen ihn, die Widerrufung zu unterzeichnen. Richer, der aus Furcht niedergesunken und vor Schrecken erstarrt war, kehrt mit Weinen zurücke, und bietet Gott das Uebrige seines Lebens zur Versöhnung einer Schwachheit an, die er nur wenige Monate überlebte. Der Dolch war vielleicht nur ein Spiel, um den Alten zu schröcken; aber hätte er auch sein Leben verloren, so würde ihn der Ruhm, welchen er dadurch sich erwarb, vor den Augen der Nachkommen, an dem niederträchtigen Morde, wel-

cher durch einen Kardinal = Priester veranstaltet, und durch einen Kapuziner = Priester vollzogen war, sattsam gerächt haben.

Diese Widerrufung war nicht der einzige Fehler, den dieser Greis vor seinem Tode begieng. Das von der Sorbonne beschlossene Gesetz, auf die Dekretalen der Päpste zu schwören, verursachte ein Schisma unter den Theologen. Richelieu mäsigte dies Gesetz ein wenig, und Richer, welcher es als eine Schandthat verworfen hatte, unterzeichnete es mit einigen Einschränkungen. Dieses Statut wurde ein Aergerniß in Frankreich: man heftete dieses Distichon an die Pforte der Sorbonne an:

Instaurata ruet jam jam Sorbona. Caduca
Dum fuit, inconcussa stetit. Renovata peribit.

(Bald, bald wird die neuerbaute Sorbonne einstürzen. So lange sie morsch war, stund sie unerschütterlich. Erneuert wird sie gänzlich zu Grunde gehen.)

Ausser diesen Zeilen erschienen noch andere Bemerkungen über die Hinfälligkeit der Sorbonne, welche noch mehr Wahrheiten enthielten. Man führte in denselben alle die Zeiten an, welche sie demüthigen konnten. Sie wurde unter folgenden Benennungen vorgestellt: die burgundische, englische, guisische, spanische, italiänische und richelieuische Sorbonne.

Doctor Filsac, welcher bei jeder Begebenheit seine Meinung veränderte, und dem man bald, Doctor hieher, Doctor dorthin, bald Terminus in-

definitus nannte, kömmt in die Sorbonne, um gegen den Eid und die Einschränkungen des Richelieu zu protestiren. Er erklärte allen seinen Mitbrüdern, daß er als ein guter Franzose sterben, und aus der Sorbonne, als aus einem Babylon und geschändeten Aufenthalte gehen wollte.

Sein Muth gieng noch weiter: er gab bei dem Parlamente eine Bittschrift ein, worinn er die Abschaffung dieses Eides begehrte; aber dieses an Richelieu verkaufte, oder vor seinem Despotismus zitternde Corps, schwieg!

Sechs und fünfzigstes Kapitel.

Vanini in der Sorbonne verdammt, und zu Toulouse verbrannt. Drei Chymisten durch die Sorbonne verdammt, und durch das Parlament von Paris verbannt. 1616 bis 1626.

Man hört den Namen Vanini nicht aussprechen, ohne einen Gotteslängner dabei zu denken. Aber gerade das Gegentheil! er war ein neapolitanischer Priester, welcher sein Vaterland, wo er im Elende lebte, verlassen, und sich nach Frankreich, um hier sein Glück zu suchen, begeben hatte: aber er fand in diesem Lande nichts, als verfolgende Priester, barbarische Obrigkeiten und einen Scheiterhaufen.

Ob er schon in Italien geboren, und Priester war, so hegte er doch von der päpstlichen Macht keine von den ultromontanischen Meinungen, welche Europa so oft zerrüttet, und damals unsere Sorbonne in zwei Factionen, die Richelieuische und Duvalische, zertheilt hatten. Er war eben so wenig ein Verrükter, ob man sich schon Mühe gab, ihn dafür zu erklären. In unsern Tagen würde man ihn für einen sehr gelehrten Mann ansehen. Er besaß Kenntnisse in der Sternkunde, der Zergliederungskunst, der Arznei- und Scheidekunst. Auf die Metaphysik hatte er sich am meisten gelegt, und eben diese Wissenschaft hatte für ihn traurige Folgen.

Vanini fand zu Paris keine andere Hilfsquellen, sein Leben durchzubringen, als die Messe täglich für fünf Sols zu lesen. Er machte sich ein Vergnügen, mit den Theologen, welche er in den Sakristeien antraf, und mit diesen Bastarten der Philosophie, die damals so gemein waren, und die Fortschritte der Vernunft hemmten, zu disputiren; und eben durch dieses Disputiren verschafte sich Vanini einigen Ruhm, und machte sich unversöhnliche Feinde. Er wollte Schriftsteller seyn, und dieß richtete ihn vollends zu Grunde. Die Gespräche, welche er heraus gab, waren lateinisch geschrieben, wurden folglich wenig gelesen, und waren nicht sehr gefährlich. Der finstere Jargon seiner Metaphysik schadete der Orthodoxie seiner Meinungen. Diese Gespräche erwekten die Eifersucht seiner Feinde, welche behaupteten, daß ein Mensch, welcher soviel von der Natur redete, ohne daß man

ihn verstehen konnte, sehr wenig Glauben an die Geheimnisse der Religion haben müsse.

Zween Doctoren der Sorbonne*) hatten diese Gespräche gebilligt. Ihre Beipflichtung, welche sie gegen die Censur in Schutz nehmen sollte, war eben die Ursache, wodurch sie in dieselbe fielen. Die Billiger der Gespräche des Vanini waren Franziskaner. Die Doctoren aus den Dominikanern, geborne Feinde der Franziskaner, erblickten in diesen Gesprächen nichts weniger, als, was man damals die Abscheulichkeiten des Naturalismus nannte, und klagten sie bei der Sorbonne ein. Ihr Verfasser war dem grösten Theile der Theologen nur dadurch bekannt, daß er gegen sie sowohl in den Sakristeien, als öffentlich, auf eine unbescheidene Art disputirt hatte. Niemand nahm sich seines Schicksals an, und man censirte sein Buch, ohne es zu verstehen.

Zwei Jahre nach dieser Verdammung war Vanini zu Toulouse, disputirte immer über die Metaphysik, und machte sich folglich neue Feinde. Die, welche er sich zu Paris machte, hatten nur sein Buch censirt: die, welche er sich zu Toulouse machte, verursachten, daß auch seine Person verdammt wurde. Sie klagten ihn als einen Gotteslängner an. Bei

*) Es ist zwar eine Kleinigkeit — doch dients zur Genauigkeit — zu bemerken, das es F. Edmund Corradin, Guardian der Minoriten, und F. Claud. le Petit, Doctor regens, waren, die den Druck dieses höchst druckenswürdigen Buchs erlaubten.

d. H.

dieser Anklage wird immer die bürgerliche Gesellschaft in Harnisch gebracht, und fängt, ohne lange zu untersuchen, ob sie gegründet ist, an, zu schreien: Dies ist ein Ungeheuer, man muß es vertilgen!

Der arme Priester, der ein Metaphysiker und Zänker war, wird gefangen und eingethürmt. Da er befragt wurde, ob er einen Gott glaube, nimmt er einen Strohhalm, zeigt ihn seinen Richtern, und sagt: dieser Halm allein beweist die Existenz eines Gottes.

Nach diesem Bekenntnisse sollte man, wie esscheint, ihn wieder losgelassen haben; aber zum Unglück für ihn, glaubte man in den Beweisen gegen ihn gewahr zu werden, daß er mit der Gotteslaugnung auch die Zauberei verknüpfe. Man fand in seiner Kammer eine Pistole, in welcher eine Kröte war. Die Richter waren noch zu unwissend, um einzusehen, daß diese zwei Laster nicht mit einander bestehen könnten: daß ein Hexenmeister kein Gotteslaugner seyn könne; denn wer an die Macht des Teufels glaubt, der muß gewiß auch einen Gott glauben.

Vielleicht wäre Vanini losgesprochen worden: aber zum Unglück erinnerte man sich, daß die Sorbonne seine Werke verdammt habe. Man glaubte, daß ein durch diesen Richterstuhl verurtheilter Mann, welcher Kröten in einer Pistole ernährte, ein sehr gefährlicher Mensch seyn müsse; und das Parlament von Toulouse, welches seinen König Heinrich III. in die Acht, und Heinrich IV. des Throns unfähig erklärte, auch den tugendhaften

Calas, in unsern Tagen, radebrechte, ließ damals den unglücklichen Vanini auf einen Scheiterhaufen werfen, nachdem es ihm vorher die Zunge hatte abschneiden lassen, und glaubte dadurch, ein vor den Augen Gottes verdienstliches Werk zu thun. Diese erbauliche Handlung trug sich im Jahr 1619 zu. Um die Erde mit Gotteslängnern zu bevölkern, brauchte man nur, diesen Namen oft zu wiederholen. Bitten wir Gott, daß er uns einsichtsvolle Obrigkeiten schenke. Die Unwissenheit der Richter ist eine der größten Geisseln der Gesellschaft. Nach der Todesstrafe des Vanini nahm sein Name immer mehr und mehr zu. Aber diejenige, welche seine Werke besitzen, sind auch gezwungen, zu bekennen, daß dieser ehrliche und weit gelehrtere Mann, als die Schulfüchse, welche ihn anklagten, und die barbarischen Richter, welche ihn verbrennen liessen, an Gott glaubte; daß er dieses höchste, ewige, durch keine Zeit umschränkte, allgegenwärtige, über alles erhabene Wesen, welches alles erschaffen hat, und alles regirt, verehrte. So glaubte, so drückte sich Vanini, wie seine Lehrer, ein Plato, ein Averoes, aus. Wirklich war also der Glaube des Vanini von allem Aberglauben frei, und vor den Augen rechtschaffener Männer eben dadurch desto schäzbarer.

Als er todt war, so glaubte man seine Geschichte interessanter zu machen, wenn man sie mit Possen, Lügen und Ungereimtheiten verschönerte. Der Minorit Mersenne schrieb, er seie mit zwölf Aposteln

aus Italien gekommen, um den Atheismus zu predigen. Dieser Vorsatz wäre eben so unmöglich als unsinnig gewesen. Nichts desto weniger wurde es dennoch von denen geglaubt, welche weder die Zeit noch die Geisteskraft hatten, etwas zu untersuchen, und alle Dummheiten, mit welchen sie Betrüger einzuwiegen suchen, für wahr halten.

Der Jesuit Garrasse ist einer von denen, die mit der größten Wuth in ihren Schriften gegen diesen neapolitanischen Weisen losziehen. O mein lieber Leser! wenn ich die Zeit hätte, und mich ein wenig in dem Gange dieser nur allzusehr mit finstern Thaten überladenen Geschichte, aufhalten könnte, so würde ich dir den Abriß dieses Garrasse, dieses häßlichen Menschen, dessen Name mit einem abscheulichen Brandmal ausgezeichnet ist, den Abriß dieses Ungeheuers würde ich dir geben. Ich würde dir ihn als eine unversöhnliche Furie vorstellen, welche bald gegen die noch rauchende Asche des unglücklichen Vanini, und gegen den Staub des Charrons, bald gegen die Ehre des unglücklichen Dichters Theophile wüthet. Dieser junge und gesellige Mann von aufgewektem und angenehmem Umgange, wurde durch die Jesuiten als ein Gotteslängner angeklagt: man verbrannte ihn in effigie: nachdem er gefangen ward, so warf man ihn in dem Châtelet in das nämliche Gefängniß, worinn man den Ravaillac geworfen hatte, und stellte falsche Zeugen an, um ihn zu verderben: es ist wahr, er siegte über die Verleumdung. Aber die Jesui-

ten, seine Ankläger, blieben ungestraft. Seine Gesundheit wurde durch das Elend erschöpft, und es daurte nicht lange, so unterlag er der Last von Schwachheiten, die er in seinem Kerker eingesogen hatte.

Indem die Jesuiten Garrasse, Guerin und Voisin an dem Verderben des armen Theophile arbeiteten, so verfolgte die Sorbonne ihrerseits drei Chymisten, Billon, Bitaut und Claves, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie den Aristoteles widerlegt, sich über die substantiellen Formen lustig gemacht, und andere Urstoffe, als dieser griechische Philosophe, angenommen hatten. 1624.

Diese Neuerungen waren ein Aergerniß für die Universität; man schrie in derselben über Ketzerei, Gottlosigkeit und Atheismus; die Verfechter der Theologie redeten von denselben, als wenn sie den Sturz des Evangeliums verursachen würden. De Claves wurde vor die Sorbonne gefordert, und hier zerriß man in seiner Gegenwart seine Sätze: hernach gab man bei dem Parlamente eine Bittschrift ein, welches sie aus seiner Gerichtsbarkeit verbannte. Dies begab sich ungefehr zu eben der Zeit, in welcher das heilige Officium, welches mit eben so unwissenden Richtern, wie das Parlament, besetzt war, den Galiläus verdammt hatte, der beschuldigt war, er habe die alte Planeten-Lehre erneuert.

Das Parlament verbot auch, irgend eine Meinung zu lehren, welche nicht durch die Beipflichtung zweier Doctoren der Theologie, oder der Magister

aus den andern Fakultäten gebilligt wäre. Auf die Uebertretung dieses Gebots wurde die Todesstrafe gelegt. Es war widersinnig und barbarisch; hätte es die Philosophie nicht verachtet, so würden wir, Dank seie es dem Eifer unserer Vorsteher, noch in den Finsternissen der Dummheit vergraben seyn.

Ein philosophischer Bürger muß mit den Zähnen knirschen, wenn er diese unglückliche Zeiten, worinn die Unwissenheit öffentlich sprach, und das Recht zu haben glaubte, allein zu sprechen, überdenkt; worinn der kriechende und wüthende Aberglaube seine Wohnung aufschlug, und sich furchtbar machte; worinn die Ausleger der Gesetze unwissend, fanatisch, grausam und despotisch dachten.

Diese Zeiten sind nicht mehr! Segnen wir die Philosophie!

Sieben und fünfzigstes Kapitel.

Der Abbe von Saint-Cyran wird eingethürmt. Arnaud aus der Sorbonne gestossen, und durch Pascal gerochen. Thorheit mit dem Formular.

1624 bis 1657.

Garrasse, dieser unduldsame und unsinnige Jesuit, hatte bisher niemand anders, als schon Verstorbene, — welche zu rechtfertigen, man sich selten die Mühe nimmt, oder Dichter, welche sich nur durch Spott-Gedichte rächen, oder Philosophen, welche der Ver-

leumdung gemeiniglich nichts anders als Verachtung und Stillschweigen entgegensetzen, — nur diese hatte er angegriffen: aber nun unterstund er sich auch, die Theologen in einem Buche, welches er Inhalt der Religionswahrheiten nannte, und das andere nur Inhalt der Irrthümer des Garrasse betitelte, anzufallen. Der Abbé du Berger de Haurane, der unter dem Namen Abbé von Saint-Cyran bekannt ist, entschloß sich, die Ungereimtheiten dieses Buchs bekannt zu machen. Die Sorbonne nahm diesen Prozeß über sich, und that den Ausspruch, daß der Inhalt der Religionswahrheiten das Werk eines Betrügers seie, welcher die heilige Schrift verfälsche, die Kirchenväter falsch anführe, und mit der lautren Einfalt der heiligen Schrift den Jargon eines elenden Possenreissers vermische. 1624. 1625.

Im folgenden Jahre ließ das Parlament eine Schrift gegen den König und Kardinal Richelieu verbrennen. Die Schreibart derselben entdeckte die Hand des fanatischen Narren, der sie geschrieben, und behauptet hatte, der Papst müsse sowohl den König, als seinen Minister in den Bann thun, weil sie einen Verbindungs-Traktat mit den Protestanten aus Teutschland geschlossen hatten. Die Jesuiten konnten dem Doctor von Saint-Cyran nicht vergessen, daß er das Werk bei dem Parlamente eingeklagt hatte, und warteten nur auf die Zeit, sich zu rächen: und diese Zeit blieb nicht lange aus. Sie schrieben gegen die Bischöffe und gegen die Sorbonne. Der Doctor von Saint-Cyran antwortete 1626.

ihnen in einem Buche, welches er Petrus Aurelius betitelte, daß sie freche Strudelköpfe und rebellische Ordensleute gegen die Kirche seien. Diese, welche bei dem Könige in Gnaden stunden, wirkten einen Befehl aus, um ihn in dem Gefängniß zu Vincennes einzusperren: und er mußte fünf Jahre in demselben schmachten.

Die Bischöffe rächten den Saint-Cyran dadurch, daß sie seinem Buche, welches sehr schlecht war, grosse Lobsprüche beilegten. Die Sorbonne ergrif die Partie ihres eingethürmten Doctors: sie stellte auf gut theologisch Untersuchungen gegen den Jesuiten, Celot, an, welcher sich unterfangen hatte, in einem sehr abgeschmackten Buche von der Gerichtsbarkeit der Kirche zu schreiben. Aber der abgefeimte Jesuite kam dem Urtheil der Sorbonne zuvor: er gieng in eine ihrer Versammlungen, demüthigte sich, bekannte seine Irrthümer, und erlangte Verzeihung.

Diese Begebenheiten sind geringe, frostig und unbedeutend; ich selbst muß es gestehen: sie verdienen nicht einmal angeführt zu werden; aber sie machten doch damals einiges Aufsehen; ein zwanzigster Theil der Nation gab sich damit ab; und auch in unsern Augen können sie einigermassen wichtig werden, weil sie die berühmte Zänkerei des Jansenismus, dieses Aussatzes, mit welchem der Staat hundert und vierzig Jahre hindurch geplagt war, hervorgebracht haben. Nur die Philosophie hat ihn, ungeachtet aller Marktschreier, die sich Mühe gaben,

diese schändliche Krankheit zu verlängern, gänzlich davon gereinigt.

Arnaud, ein junger, aber rüstiger Doctor, trat auf den Kampfplatz, und wollte zu Gunsten des Saint-Cyran, seines Lehrers in der Philosophie, eine Lanze brechen. Er gab das Buch von dem öftern Genuß des heiligen Abendmahls heraus. Vier und zwanzig Doctoren und mehrere Bischöffe billigten dieses Werk, welches eine Censur über die Jesuiten war, die damals schon, wie seit der Zeit, tausendmal angeklagt wurden, daß sie aus ihren Kirchen, Werkstätte der Gottlosigkeit machten, indem sie ihren Beichtstühlen, durch die ausserordentliche Freigebigkeit mit der Absolution, Kunden verschaften.

Die Jesuiten antworteten, daß der Doctor Arnaud ein exkommunizirter und ehrloser Verräther seie. Der Pater Petau, der nämliche, welcher, nach dem Ausdrucke des Voltairs, Menschen durch Federstriche hervorbrachte, schrieb diese seltsamen Worte: Der Verfasser von dem oftmaligen Genusse des heiligen Abendmahls ist uns zuwider: man muß die Schlinge zuziehen, ihn sogleich erdrosseln, und mit ihm alle diejenigen, welche ihm Beifall geben.

Richelieu starb, und Saint-Cyran kam aus dem Gefängniß. Der erste Gebrauch, den dieser Doctor der Sorbonne von seiner Freiheit machte, war, in Frankreich einen geistlich-bürgerlichen Krieg zu entzünden, indem er ein Buch, welches ein Bischof von Ypern, sein Freund, zur Ehre

Jesu Christi, zum Ruhm des heiligen Augustins, und aus Haß gegen die Jesuiten aufgesetzt hatte, darinn bekannt machte. Dieser Bischof hieß Jansenius: ein Priester, der in der Dunkelheit lebte. Sein Buch, welches Augustinus betittelt war, wäre in Vergessenheit geblieben, so schlecht war es, hätte es nicht die Jesuiten angetastet. Sie zogen einige Sätze aus demselbigen, und beklagten sich darüber zu Rom. Urban VIII. verdammte dieselben, ohne von Jansenius zu reden. Die Sorbonne theilte sich: mehr als achtzig Doctoren verdammten diese Sätze, sechszig andere appellirten deswegen an das Parlament. Arnaud mischte sich zum Unglücke für Frankreich in diese Zänkerei: er antwortete, daß die Bulle des Papsts aller Ehren werth, daß die Lehre, welche er verdammte, abscheulich seie, aber daß die Bulle nicht von Jansenius rede.

Mazarin war im Verdachte, daß er keine grosse Freude habe, theologische Bücher zu lesen: er gab sich mehr Mühe, sich gegen die Partie der Schleuderer zu vertheidigen, als ein Buch, welches er nicht verstanden hätte, zu lesen; er begehrte eine andere Bulle, kraft welcher die aus Jansenius gezogene fünf Sätze verdammt wurden. Nur um den Bischöffen, von welchen er Hilfe erwartete, zu schmeicheln, that er diese Anforderung. Der Papst bewilligte ihm diese Verdammung, welche die Gemüther nur noch mehr erbitterte. Bald hernach traten die Ehrgeizigen auf den Schauplatz: man gab sich nur mit dem Interesse des Hofes, und mit

dem Intereſſe der Politik ab. Dies war ein wenig wichtiger, als die theologiſchen Zänkereien. Die Namen eines Condé, eines Beaufort, eines Longueville, eines Turenne, tönten ein wenig heller, als alle Namen der Jeſuiten und Sorbonniſten, welche ſich damals zankten.

Ein Parlament, welches eine Armee errichtet, und einen Preis auf den Kopf eines Miniſters ſetzt; ein König, der als Kind mitten in ſeinen Staaten flüchtig iſt, und des Nöthigen mangelt; ein Kardinal, welcher ſich aus den Armen ſeiner Maitreſſe in das Parlament mit einem Dolch in der Taſche begibt; die Tochter Heinrichs IV. im Elende, die, um ſich zu erwärmen, aus Mangel des Holzes, im Bette bleiben muß — Mademoiſelle, des Königs Vaters-Bruderstochter, die mit den Kanonen aus der Baſtille auf die Soldaten ihres Königs ſchieſſen läßt; dies ſind Gegenſtände, die ein wenig wichtiger ſind, als alle Schulzänkereien.

Unterdeſſen gaben die Ehrgeizigen ihre Rache auf, und mehrere von ihnen lachten in der Folge ſelbſt über das Lächerliche, das ihre Streitigkeiten hatten; aber die Theologen fuhren fort, ſich untereinander zu bekriegen. Die Kriege des Ehrgeizes haben allezeit ein Ende genommen, aber die der Theologie werden durch keine Zeit begränzt.

Es iſt für einen Philoſophen nicht unwichtig, 1654.
zu bemerken, daß ein unwiſſender Prieſter, Namens Picoté, der bei Saint-Sulpice Pfarrer war, den Streit von Neuem entzündete. Dieſer Picoté wei-

gerte sich, dem Duc von Liancourt die Absolution zu ertheilen. Das Unglück will, daß der Reuende eben so unwissend, als der Beichtvater tyrannisch ist. Picoté droht, ihm seine Sünden auf dem Halse zu lassen, wenn er den Abbé Boursier von der französischen Akademie nicht aus seinem Hause jage, wenn er seine Tochter nicht aus Port-Royal zurücknehme, und nicht jede Gemeinschaft mit den Einsiedlern dieses Hauses abbreche.

24 Jenn. Arnaud, der einen hitzigen Kopf auf die Welt gebracht hatte, war an der Spitze aller dieser Gelehrten: er war ein Feind der Jesuiten, und ein Freund des Duc de Liancourt. Aufgebracht, daß man seinem Freunde die Absolution verweigerte, schreibt er einen Brief gegen den Abbé Picoté, den Beichtvater. Die Jesuiten beantworteten diesen Brief mit Schimpfworten, und der Streit wird immer hitziger. Arnaud schreibt einen Brief an den Duc von Luynes, welcher sehr wenig von der Theologie verstund, und den Abbé Picoté nicht kannte.

Wir sind einstimmig: wenn in unsern Zeiten ein Priester zu Saint-Sulpice uns die Absolution, die wir nöthig zu haben glaubten, verweigerte, so würden wir ohne grossen Lärm zu machen, uns an einen Priester von Saint-Roch wenden, und wollte sich der zu Saint-Roch nicht zur Ordnung bequemen, so gienge man nach Saint-Gervain oder nach Saint-Gilles: dort würde man vielleicht seine Rechnung besser finden.

Die zween Briefe des Doctor Arnaud wurden bei der Sorbonne eingeklagt. Ohne einen Ausspruch zwischen dem Abbé Picoté, welcher die Absolution verweigerte, und dem Duc von Liancourt, welcher sie begehrte, zu thun, ernannte sie Kommissarien, um diese Briefe zu untersuchen, in welchen Arnaud einstimmig mit diesem Priester, der einem Franzosen von hohem Adel die Absolution verweigerte, sagte: daß er mit dem Papste die fünf verworfene Sätze verdamme, aber daß er sie nicht im Jansenius gelesen habe, und dazu sezte: daß, obschon die Kirche in thesi unfehlbar seie, sie es doch nicht in Thatsachen wäre, und daß der heilige Petrus, welcher dem Malchus ein Ohr abgehauen, und Jesum Christum verläugnet hat, ein Gerechter seie, dem die Gnade gemangelt habe.

Zweihundert in der Sorbonne ordentlich versammelte Doctoren quälten sich fünf Monate hindurch vergeblich, den Sinn dieses Satzes zu bestimmen. Man erlaubte dem Arnaud, seine Meinung zu sagen, doch wurde ihm verboten, gegen die zu disputiren, welche in ihrer Meinung anders dächten, als er. Er hätte sie durch die ungeheure Menge seiner Beweisgründe zerschmettert. Die Sorbonne hatte damals, und wird auch keinen so rüstigen Doctor in den scholastischen Kämpfen haben, als Arnaud war.

Sechszig Doctoren stritten für Arnaud; aber die Mehrheit war gegen ihn. Sie suchte, den Jesuiten zu gefallen, die damals bei dem Kardinal Mazarin in Gunsten standen, welcher die Bulle ge-

gen den Jansenius begehrt hatte, und indem er die Sorbonne gegen die Jansenisten anfeurte, sich an ihrem Protektor, dem Kardinal von Retz, zu rächen suchte, der Schuld hatte, daß ein Preis auf seinen Kopf gesezt worden war.

Die Gewohnheit, welche jedem Opinanten die Freiheit gab, so lange zu reden, als ihm gut dünkte, schien die Sitzungen zu verewigen. Jeder wollte sich hören lassen, indem er die unverständlichsten Materien von der Gnade abhandelte, und dies verursachte, daß dieser Streit lang und langwierig wurde.

Der Kanzler Seguier kam in diese stürmische Versammlungen, um darinn Ordnung und Friede zu erhalten. Wann ein Doctor genug geredet hatte, so befahl er ihm niederzusitzen, und zu schweigen. Jedem Doctor wurde eine Zeit von einer halben Stunde eingeräumt, um sich in derselben zu erklären. Deswegen sezte man eine Sanduhr vor den Syndik. Dieser Zeitraum ist vollkommen genug, um sich deutlich zu machen; denn wer sich in einer halben Stunde nicht völlig erklären kann, der wird sich auch, und wenn er zehn Jahre hindurch redete, nicht verständlich machen.

Dieser Gebrauch mit der Sanduhr sollte in allen grossen Gesellschaften angenommen werden. Man würde in denselben weniger Zeit — unter dem elenden Vorwande, Sachen, welche schon ohne dies klar, oder so beschaffen sind, daß sie niemalen deutlich werden können, zu erläutern — mit peroriren

verlieren. Pascal nannte den Gebrauch der Sand-Uhr eine Richtschnur für Dummköpfe. Mit grösserm Rechte könnte man sie einen Maulkorb für Schwätzer nennen, welche die allerfurchtbarsten Feinde für grosse Gesellschaften sind.

Die Sorbonne hob auch noch den Gebrauch auf, welcher nicht mehrern, als zweien Doctoren aus jedem Bettelorden, erlaubte, ihre Meinung zu sagen. Man ließ vierzig dazu, und eben diese Anzahl verursachte, daß ein lustiger Kopf sagte: darum lassen wir so viele Mönche kommen, daß wir das Uebergewichte erhalten.

Wirklich gewannen sie auch. Arnaud wurde als Ketzer erklärt, und aus der Sorbonne gestossen. Und dennoch war er derjenige Theologe, welcher ihr die meiste Ehre machte. Er hatte sonst nichts wiederholt, als das, was der heilige Augustin schon tausend Jahre vor ihm geschrieben hatte: Gott, sagt er, um zu zeigen, daß man ohne die Gnade nichts vermag, hat den heiligen Petrus ohne Gnade gelassen. Dieser Satz wurde in Frankreich als ketzerisch erklärt, den man in Afrika als orthodox ansahe.

Im weltlichen Stande hätte Arnaud ein grosser Staatsmann werden können: man bestimmte ihn zur Priesterschaft, um einen Bischof aus ihm zu machen, und er war doch ein thätiger rastloser Mann. Die Natur bringt wenige Menschen mit einem so schlichten und unermüdeten Geiste hervor. Wenn er die Theologie nie gekannt, und die Vernunft allein ge-

hört hätte, so würde er durch den Schwung seines Geistes den Bajle übertroffen haben: er war ein eben so grosser Dialektiker, als dieser Philosophe, aber ein mehr richtiger und kraftvoller Schriftsteller. Man sezt ihn in die kleine Anzahl derjenigen, welche die Gesellschaft ein wenig aufgeklärt haben: aber man muß ihn auch unter die zählen, welche sie verwirrt haben.

Wenn er von nichts anders, als von Vervollkommung der französischen Sprache, von der Rechenkunst und von der Art zu beweisen geschrieben hätte, so würde er zu seiner Zeit weniger Ehre, aber mehr Ruhe, welche vielleicht jener vorzuziehen ist, eingeerndet haben, und vielleicht auch noch heut zu Tage eines grössern Ruhms geniessen.

Nur auf das Geräusch, welches die witzigen Einfälle des Pascal verursachten, verdammte die Sorbonne den Arnaud. Eben dieser war Ursache, daß man in allen Gesellschaften um die Wette wiederholte, der Sorbonne seie es leichter zu verdammen, als zu antworten: ihr seie es leichter gewesen, Mönche, als Beweise zu finden. Seine Provinzial-Briefe hatten das Gute an sich, daß sie lachen machten, daß sie unterrichteten, und das Muster einer reinen und richtigen Sprache waren. Würklich war Pascal nichts, als der Handlanger. Die Einsiedler von Port-Royal lieferten ihm die Materialien: aber die Façon, die er ihnen gab, war mehr werth, als die Materialien.

Nachdem Pascal in seinen ersten Briefen die Sorbonne zum Gelächter gemacht hatte, so fiel er über die Jesuiten her, deren Anhänger in der theologischen Fakultät den Sturm, welcher über Arnaud ausgebrochen war, erregt hatten. Sie antworteten ihm durch eine Menge Schriften, um ihm zu beweisen, daß er ein Pickelhering, und ein von einer Legion Teufel besessener Narr, daß seine Einbläser die Portner der Hölle, und die Priester des Satans seien. Sie thaten noch mehr, sie liessen die Briefe des Pascal, welche Nicole in das Lateinische übersezt hatte, durch die Sorbonne verdammen.

Die Zeit, welche die Jesuiten zerstörte, und die Gruft grub, worein die Vernunft die Sorbonne stürzen wird, hat die Briefe des Pascal, als ein Denkmal der Beredsamkeit, der Stärke und des Scherzes noch aufbehalten. Ich sage nicht, daß man seine Lehre immer billigen kann. Sie ist oftmalen nichts anders, als die Einbildung eines eingenommenen Träumers, welcher, in allen Handlungen der Menschen, Sünden, und in allen, die nicht von Judäa reden hören, Verdammte sieht.

Beklagen wir ihn, daß er seinen Geist nach den Meinungen einiger tugendhafter, aber finsterer und eigensinniger Menschen, gebildet hat! Ein grosses Unglück für seinen Ruhm ist es, daß er nur mit Theologen lebte, welche seine Einbildungskraft verfinsterten. In ihrer Schule, welche der Wohnsitz des äussersten Menschen-Hasses war,

lernte er, daß das ewige Wesen, der Vater aller Menschen, nicht der Gott aller Menschen seie. Nach seinem Tode fand man in dem Futter seines Kleides ein aufgerolltes Pergament, auf welches er folgende Worte geschrieben hatte: Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs, und nicht der Philosophen! Dieses Stück Papier trug er aus Aberglauben bei sich, wie ein Türke, um den Himmel zu erlangen, ein Amulet bei sich trägt.

Man kann dem Pascal den Ruhm nicht nehmen, daß er einer der schönsten Geister war, welche jemals existirten; aber blickt man auf seine Pergament-Rolle, so muß man auch gestehen, daß sein Geist sehr schwach war.

Wie, mein lieber Blasius! du hast geglaubt, daß das ewige Wesen der Gott Jakobs seie, der, wie es in dem anbetungswürdigen Willen der Vorsehung beschlossen war, seinem Bruder, durch eine Schüssel mit Linsen, die Erstgeburt stahl; Der Gott Isaacs, der seine Schaafe, Ziegen und Esel in den Wüsten des steinigten Arabiens waidete; und du willst nicht, daß er der Gott eines Confucius, Sokrates, Platos, Mallebranche, Descartes, Bayle, Locke und aller der Männer seie, deren er sich selbst bediente, die Einsichten ihrer Mitmenschen zu vervollkommnen! Was! er sollte nicht der Gott des Neutons seyn, der, wie du, einen tiefen Verstand und einen sehr kleinen Geist besaß.

Du willst, daß dieses ewige Wesen der Gott deiner Freunde, der Theologen, seie, welche von

Frieden, Glauben und der Liebe reden, die bürgerliche Gesellschaft aber zerrütten, und du willst nicht, daß er der Gott der Philosophen seie, welche friedlich mitten unter dieser Gesellschaft, die sie durch ihre Schriften aufklärten, gelebt haben; welche durch Aufklärung sie verhindern, sich wegen widersinnigen Schlüssen und scholastischen Zänkereien den Dolch ins Herze zu stossen.

Wir kehren zu dem Doctor Arnaud, den die Sorbonne aus ihrem Schooße stieß, zurücke! hören wir ihn einen Augenblick selbst. „Ich verdamme, „ sagt er, die Ketzereien, welche die Kirche verdammt, „ aber ich habe sie nicht im Jansenius gesehen, und „ biete Troz, sie zu beweisen.“ Indem Doctor Arnaud dergleichen Ausforderung that, handelte er, wie es scheint, nicht ganz ehrlich. In dem Buche des Jansenius haben wir die zween folgenden Sätze mit deutlichen Worten gelesen: nichts ist gegründeter, als daß es gewisse, sowohl für Ungläubige, als Gerechte, unmögliche Befehle gibt a) — Jesus Christus ist nicht für alle Menschen gestorben b). Die Sorbonne hätte durch Vorweisung derselben ihn zum Stillschweigen bringen können, aber sie wollte ihn lieber quälen, als überweisen.

Darinnen handelte Arnaud vernünftiger, daß er behauptete, Rom ist in den Lehrsätzen unfehlbar, aber nicht in Thatsachen. Die Jesuiten, welche

---

a) Augustinus, siehe die Pariser Ausgabe, III Tom. pag. 138.

b) Die nämliche. Seite 165.

damals durch Hülfe der Sorbonne die Apostel der Unfehlbarkeit worden waren, wollten den Arnaud und seine Anhänger bis aus den lezten Verschanzungen herausschlagen. Sie wollten sie ein Glaubensbekenntniß unterzeichnen lassen: man sezte ein Formular auf, welches in sich hielt, daß die zu Rom verdammten fünf Sätze in Jansenius anzutreffen, und in dem Sinne des Schriftstellers verdammt seien.

Man versprach denen, welche es unterschrieben, Belohnungen, trug es in die Sorbonne, und dort wurde es fast einmüthiglich unterzeichnet. Hernach schikte man es nach Port-Royal, wo die Jansenisten ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten; sie verwarfen es mit Abscheu. Man bot es den Nonnen und den Weibern, welche beichten wollten, dar. Nichts war abgeschmakter, als daß man ein in lateinischer Sprache geschriebenes Buch von französischen Jungfrauen verdammen lassen wollte. Sie gehorchten aber lieber ihren Beichtvätern, als den Abgeordneten der Jesuiten; umsonst sagte man ihnen, die Sorbonne hätte es verdammt. Ihr Eigensinn mißfiel dem Hofe: sie wurden also, wie die Einsiedler und ihre Schüler, vertrieben.

Diese Jungfrauen sezten den Verfolgungen nichts, als eine völlige Gelassenheit, entgegen. Die Jesuiten, als die Mächtigsten am Hofe und in der Sorbonne, waren sowohl in dem Felde der Vernunft, als in dem des Spottes geschlagen worden. Um sich zu vertheidigen, nahmen sie ihre Zuflucht zur

Verleumdung. Sie breiteten aus, daß die Zernichtung der christlichen Religion der Zweck der Jansenisten seie. Die Geschichte dieser Verschwörung kam unter dem Namen Vorhaben von Bourg-Fontaine heraus. Nach diesem Projekte hatten sich die Häupter der Verbindung im Jahr 1621 in diesem Dorfe versammelt. Diese Häupter waren Jansenius, der Doctor St. Cyran, der Bischof von Belley, und Doctor Arnaud. Jedem der Verbundenen wurde ein Gegenstand des Angriffs angewiesen: der eine sollte seinen Anfall auf Jesum Christum und die Geheimnisse der Gnade — der andere, auf die Kirche und den Papst thun; dieser sollte an der Vertilgung des Sakraments des Altars, und jener an der Aufhebung der Orden arbeiten. Einige unterschobene Zeugen unterstützten diese Mähre: sie wurde von der Königin und den Hofleuten, welche bei Jesuiten beichteten, geglaubt, aber sie machte die Jesuiten zum Scheusal der Welt.

Die Jansenisten wälzten diese Verleumdung, durch andere nicht minder schändliche Verleumdungen, von sich. Sie überschwemmten Europa mit einer Fluth von Schmähschriften, um zu beweisen, daß die Jesuiten eine Verschwörung angesponnen haben, die Sittenlehre zu zerstören; daß sie nur darum nach Indien und China gehen, um sich zu bereichern, sich in Palankinen tragen zu lassen, und den Götzendienst und den Atheismus zu predigen.

Halten wir hier ein wenig inne, und belehren unsere Leser, daß sich unsere französische Theologen

hundert und dreißig Jahre hindurch wegen einer oder zweier Stellen von der Gnade gezankt, gelästert, und aufs grausamste verfolgt haben, und dies darum, weil sich jede Partei solcher Redensarten bediente, welche die andere verwarf, und weil einige diesen Redensarten, die weder in dem Evangelio, noch in der heiligen Schrift vorkommen, einen Sinn beilegten, den ihnen die andern nicht zugestehen wollten.

Ein Freund des Pascal sagte im Jahre 1656: „Ich wollte, daß die Sorbonne, welche dem „Andenken des Kardinals Richelieu so viel zu „verdanken hat, die Gerichtsbarkeit der franzö„sischen Akademie anerkennen möchte!“ Er hatte Recht. Dieser Richterstuhl, wenn er anders damals eben so aufgeklärt gewesen wäre, als er es in unserm Jahrhunderte war, hätte damit angefangen, daß er entweder die Worte, über welche man stritte, verbannte, oder aber den Sinn derselben festsezte.

Die französische Akademie hätte wohl anfänglich in Gegenwart der Sorbonne das Buch des Jansenius herbei bringen lassen, und beide sich streitende, und gleichsam durch einen Widerstoß den Frieden des ganzen Reiches störende Parteien, der Untreue überwiesen. Sie hätte den Jansenisten die beiden Sätze, die wir schon anführten, vorgelegt, hätte den Jesuiten gezeigt, daß sie die drei übrige verdammte Sätze selbst geschmiedet haben; sie hätte zu den einen, wie zu den andern, gesagt: „Mazarin, der den Augustin des Bischofs von Ypern einklagte,

hat ihn nicht gelesen, weil er nicht Zeit dazu hatte.“ Der Papst, der ihn verdammte, hat ihn nicht gelesen, denn er hatte noch weniger Zeit dazu. Laßt uns also nicht mehr von diesem Buche reden! es ist Ursache, daß ihr euch herumschlagt: es unterhält eure Verbitterung, und ist noch überdies sehr unangenehm zu lesen!

Nachher hatte der Geheimschreiber der Akademie eine kleine Rede an die Theologen gehalten, und sie belehrt, daß die Geheimnisse der Gnade und andere Mysterien, Gegenstände des Stillschweigens und der Anbetung, aber nicht ein Stoff zu menschlichen Zänkereien seyn sollten. Er hätte sie gelehrt, daß alle diese Ausdrücke von dem nahen Vermögen, dem entfernten Vermögen, der mitwirkenden Gnade, der scientia media, der erweckenden Gnade, der zulänglichen Gnade, der triumphirenden Gnade, der übereinstimmenden Gnade, nichts anders als Losungsworte für müßige Leute sind, um sie zu ärgerlichen Kriegen anzuhetzen, und den Schwachköpfen, welche sich in diese Schlachten mischen wollen, ihre Ruhe zu rauben.

Dieser Geheimschreiber hätte auch noch die Theologen gelehrt, daß alles von Seiten Gottes, Gnade ist, daß, ihrem Ursprunge nach, diese Gnade nur eine einzige ist, daß man ihr aber, ohne sich eben deswegen zu zanken, nach den verschiedenen Vorfallenheiten unsers Lebens, auch verschiedene Benennungen geben kann.

Der Nutzen der Gesellschaft erfordert eine gute Sittenlehre, und nicht diese Lehrsätze, welche Zank und Haß veranlassen. Gibt es deren, welche man für göttlich erkennt, so muß man sie eben dadurch, daß man nicht davon redet, oder wenigstens nicht über dieselben streitet, verehren, aus Furcht, den Glauben an dieselben zu schwächen, und sie, wenn man den Glauben an sie geschwächt hat, der Verachtung und dem Gespötte Preis zu geben.

Insonderheit erfordert die Ruhe der Bürger, daß man alle Glaubens-Formulare verbanne, welche die Menschen nur zu Betrügern und Heuchlern machen, und immer ein Vorwand zu Verfolgungen gewesen sind. Aus Furcht, eine Lüge zu bestätigen, sagte Augustin, so schwöret nicht, und hätte es auch Augustin nicht gesagt, so wäre es nichts desto weniger wahr.

Acht und fünfzigstes Kapitel.

Alexander VII. verdammt die Sorbonne. Das Parlament verdammt Alexandern VII.

Die Zänkeret, die sich zwischen dem Papste und den französischen Theologen erhob, war sehr groß: sie entstund über die guten Sitten und über die Unabhängigkeit der Könige. Die Sorbonne hatte erst vor Kurzem die Jesuiten in allen ihren Unternehmun-

mungen unterstützt, und, um die Rache des Mazarin zu befriedigen, den Doctor Arnaud verdammt, und seine Anhänger verfolgt. Nach dem Tode Mazarins kam der größte Theil der Freunde Arnauds wieder in die Sorbonne, und machten, daß zwei Bücher, die gewiß weit gefährlicher, als die Träumereien des Jansenius über die Gnade und die Freiheit des Menschen waren, in derselben verdammt wurden.

Das eine dieser Bücher war die Vertheidigung U. H. V. des Papsts, und von dem Berufe der Bettelmönche. Dieses Buch war ein, dem päpstlichen Despotismus, durch einen Jesuiten, unter dem Namen Vernant, errichtetes Denkmal. Die Unfehlbarkeit des Papstes und seine Obergewalt über die Kirchenversammlungen, dienten dem Gebäude zum Grundpfeiler; die Macht der Bischöffe ward zernichtet, und über kurz oder lang sollte der Bischof von Rom, allein durch Hilfe der Mönche, seiner Emissarien, die Könige und Völker beherrschen. Wir müssen, sagt der Jesuite: den Befehlen des Papsts gehorchen, ohne nach der Ursache dessen, was er thut oder gebietet, zu fragen: denn wir müssen festiglich glauben, daß er uns nicht betrügen, noch betrogen werden kann. *)

Dieses Werk wurde bei der Sorbonne eingeklagt, in derselben mit Schande belegt, und es verdiente es auch. Doch kaum hatten die Theologen diese Probe 1664 26 Mai.

*) Seite 120.

von Muthe und Vaterlandsliebe abgelegt, so erschien schon wieder ein Buch über den Probabilismus (Lehre von wahrscheinlichen Meinungen.) Es war von dem Jesuiten Moya, einem Spanier, dem Beichtvater der Maria Anna von Oestreich, verfertigt. Das Buch, welches die Sorbonne verdammt hatte, untergrub die Grundpfeiler des Throns: das von Moya zernichtete alle Grundsätze der Sittenlehre, und verwandelte die bürgerliche Gesellschaft in eine Art von Mördergrube. Der Beichtvater der Königin Anna von Oestreich behauptete, daß es erlaubt seie, denjenigen, welcher uns beschimpfe, mit dem Messer zu erstechen, und, wenn man nicht anders kann, heimlich zu ermorden; daß ein Vater, mit gutem Gewissen, seiner Tochter in den Armen ihres Liebhabers den Dolch in das Herz stossen könne; daß ein Richter in gewissen Umständen sein Urtheil, wie ein Geistlicher seine Pfründe, verkaufen kann.

Der Theologe Moya beschrieb auch auf mehreren Seiten seines Buchs das Vergnügen der Ehemänner und der Liebhaber. Er untersuchte aufs gewissenhafteste, welche Stellungen der Wollust Todsünden, und welche nur läßliche Fehler seien; welche Gefühle in den Vergnügungen der Sinne erlaubt werden könnten, und welche verboten seyn sollten.

Mehrere Theologen hatten die Lehre des Moya gebilligt. Die Sorbonne befahl ihnen, zu erscheinen: sie wurden aus ihren Sitzungen ausgeschlossen, und ohne sich in irgend ein Detail einzulassen, ver-

dammte sie das Buch des Beichtvaters der Königin, als würdig, in ewiges Stillschweigen begraben zu werden.

Die Urtheile der Sorbonne erzörnten Alexandern VII; er schikte ein Breve an Ludwig XIV, lobte ihn listiger Weise wegen seines Eifers, die Jansenisten zu verfolgen, und lud ihn ein, die Spitze seines Degens, welchen er ihnen an die Kehle hielt, nicht abzustumpfen. Nollet..... gladii eorum jugulo instantis aciem adeo importune retundi. Dieser Papst endigte mit der Anforderung an Ludwig XIV: er sollte die Ausprüche der Sorbonne gegen die Bücher des Vernant und Moya unterdrücken, indem er diese Urtheil-Sprüche, als schimpflich für den heiligen Stuhl, ansehe. Der Nuncius Alexanders VII. begab sich in die Sorbonne, und, da er diese Unterdrückung nicht erhalten konnte, so entrüstete er sich so sehr, daß er sagte: „er mache sich eben soviel aus den Schlüssen der Sorbonne, als aus den Zeitungs-Neuigkeiten!“ Dies war ein grober Einfall, aber das Breve Alexanders VII. ein Schandfleck der Vernunft. Man klagte darüber bei dem Parlamente, und es wurde in einer grossen Versammlung beschlossen, daß Ludwig XIV. dem Papste nicht Genugthuung geben könne, ohne die Rechte von Frankreich zu vergeben, und daß die Sorbonne, weit entfernt, getadelt zu werden, vielmehr mit aller Macht aufgemuntert werden solle, in ihrer Gesinnung zu verharren. 1664. 26 Apr.

Das Ansuchen des General-Advokaten Talon, hielt dieses Gute in sich, daß es den größten Theil von Roms übertriebenen Anmassungen durchgieng, alle Päpste, welche im Glauben und der Sittenlehre geirret hatten, anführte, und das immer wiederauflebende Hirngespinste von Unfehlbarkeit gänzlich zernichtete.

Alexander VII. mit Ludwig XIV. und dem Parlamente unzufrieden, verdammte die zwo Censuren der Sorbonne, indem er durch seine Bulle eine von den höhern Exkommunikationen gegen diejenige ausprach, welche sich unterstehen würden, sich als Vertheidiger derselben zu erklären, und alle diejenige, die seiner unumschränkten Macht nicht gehorchen wollten, mit dem Zorne Gottes und dem Unwillen des heiligen Peter und Paul bedrohete.

29 Juli. Das Parlament, welches den heiligen Petrus und Paulus auf die rechte Weise ehrte, und sich wenig um die Exkommunikation des Papstes (wie es vielleicht jezuweilen erlaubt seyn kann) bekümmerte, verdammte seine Bulle, und unterstützte die Sorbonne in dem Rechte, über die Vorzüge der Krone und die Reinigkeit der Sitten zu wachen. Die Superioren der vier Bettel-Orden, die der Bernhardiner und die vornehmsten Jesuiten, wurden an die Schranken des Parlaments gefordert, und ihnen eingeschärft, nichts von alle dem zu lehren, was die Sorbonne verdammt hätte.

Mann that noch mehr. Das Parlament schickte zwei Kommissarien in die Sorbonne, um daselbst

seinen Schluß in ihre Berathschlagungen einschreiben zu lassen. Du Harlai, Substitut des General-Prokurators, seines Vaters, hielt eine eben so schöne, als gelehrte Rede, um die Ungereimtheit und Gefährlichkeit der Bulle Alexanders VII. zu zeigen. Diese Rede war um desto nöthiger, weil die Bulle viele von den Theologen beunruhigt hatte, weil mehrere sich der Versammlungen, worinn man die, gegen die Jesuiten Vernant und Moya, ausgesprochene Censuren, in Ordnung brachte, enthielten, und weil sich in der Sorbonne erklärte Anhänger Alexanders VII., seiner Unfehlbarkeit und seiner Frechheit, befanden. Bossuet, indem er von diesem Papste handelt, sagt: seine Bulle diene zu nichts anders, als die Kirche mit Schimpf und Schande zu bedecken.

Neun und fünfzigstes Kapitel.

Zank des Hauses der Sorbonne mit den Schauspielern.

Die Sorbonne genoß einen Augenblick des Ruhms: sie machte zwar nicht alle ihre Fehler gut, doch, daß man sie einige Zeit hindurch vergaß. Ihre Entschlossenheit gegen den Papst brachte sie in Gunst, und der Monarch bot ihr die Aufsicht über das Mazarinische Kollegium an. Sie nahm dieses An-

erbieten unter der Bedingung an, daß die Schauspieler, welche ihren Schauplatz in der Straße Guenegaud, nahe bei dem Kollegium, aufgeschlagen hatten, entfernt werden sollten. Diesem Begehren wurden von Seiten des Hofes viele Schwierigkeiten entgegen gesetzt. Molière hatte mächtige Anhänger daselbst, und die Jesuiten, mit der Sorbonne unzufrieden, unterstützten die Schauspieler mit all' ihrer Macht und all' ihren Ränken. Die Sorbonne gewann, und Molière war, ungeachtet des Raths seiner Freunde, die ihn zur Rache anspornten, verständig genug, nichts auf seinem Theater zu wagen, das der Theologie mißfallen konnte.

Die Truppe des Molière mußte sich lange Zeit Mühe geben, einen Platz zu finden; fast alle Pfarrer waren Jansenisten, und haßten den Beichtvater des Königs, folglich waren sie auch Feinde der Schauspieler und der Jesuiten, ihrer Beschützer: keiner derselben wollte sie in seiner Pfarrei dulden.

Die Schauspieler kauften das Schloß Sourdis, nahe bei dem Louvre; aber der Pfarrer von Saint-Germain-l'Auxerrois, welcher glaubte, daß die Schauspieler verdammte Menschen seien, sprach mit dem Könige hierüber, und Molière ward gezwungen, einen andern Platz zu suchen. Ein anderer Pfarrer entfernte ihn dadurch von seiner Kirche, daß er sagte, wenn seine Pfarrkinder einmal ein Schauspiel in der Nähe hätten, so werden sie ihm nicht mehr in die Vesper kommen.

Es war damals kein Pfarrer in Paris, der nicht Doctor in der Sorbonne war, und der, um sich der Komödianten zu entledigen, nicht das Evangelium angeführt hätte. In Athen und in allen Städten von Klein-Asien hatte man Theater. Der heilige Paulus verkündigte das Evangelium in diesen Städten, und predigte niemals gegen die Theater.

Dies Kapitel ist geringfügig! Es mag also mit dem was wir gesagt haben, genug seyn; wir kommen auf Descartes.

Sechszigstes Kapitel.

Von Descartes und der Verdammung seiner Lehre in der Sorbonne.

Dieser Philosophe, der erste in Frankreich, lehrte uns, unsere Vernunft gebrauchen. Man kennt alle seine Versuche, um die Sorbonne in sein Interesse zu ziehen. Nichts wurde versäumt, um sie sich günstig zu machen, und sich die Einstimmung der meisten Theologen zu verschaffen. Er ließ mehreren von ihnen ein Exemplar seines Buches der Meditationen zustellen: hernach erbot er sich, dieses Werk der Sorbonne zuzueignen. Freilich war dies eine Kinderei von ihm: aber sie beweißt doch seine Furcht vor ihren Censuren.

Der Pater Mersenne erhielt den Auftrag, der Sorbonne diese Zueignung anzubieten. Man mag auch so recht haben, schrieb er ihm, als man will, so hat man nichts destoweniger Freunde nöthig. In einem Briefe des Descartes an einen Doctor der Sorbonne, liest man diese Worte: „Die „Sache Gottes ist es, welche ich zu vertheidigen „unternommen habe: ich setze grosse Hoffnung in „Sie, sowohl in Ansehung Ihres Raths als Ih„rer Gunst; Sie werden mir geneigte Richter „verschaffen, und selbst ihre Anzahl durch „Ihre Person vermehren."

Die Sorbonne merkte die Schlinge, welche ihr dieser Philosophe stellte. Dem Aristoteles getreu, befürchtete sie, daß, wenn sie die Lehre des Descartes annähme, man Neuerungen in dem Glauben vornehmen möchte: sie fürchtete sich, daß der Verstand, wenn er sich an das Urtheilen gewöhne, sich durch nichts anders, als durch unumstößliche Gründe überzeugen lassen werde. Diese Gründe vermochten sie, die Zueignung des Cartesius von den Meditationen nicht anzunehmen. Descartes tröstete sich damit, daß er sagte: die bessern Köpfe der Sorbonne dächten, wie er, und er ziehe das Urtheil des jungen Doctors Arnaud dem der alten Doctoren vor.

Unterdessen verschaften die Schmeicheleien, welche Descartes an mehrere Theologen verschwendete, ihm Freunde in der Sorbonne, und eben diesen Freunden hat er den Frieden zu verdanken, welchen ihm

die Sorbonne zugestund, als die elenden holländischen Theologen sich gegen ihn sezten, und seine Lehre des Atheism beschuldigten; als die römische Inquisition, nachdem sie diese Lehre dem Verzeichniß der verdammten Bücher einverleibt hatte, mit einem Dekret gegen sie losdonnerte.

Descartes war nicht mehr, und seine Meinungen machten große Fortschritte in Europa. Malebranche vertheidigte einige derselben mit Nachdruck und Genie, und in der Folgezeit schmükte Fontenelle seine Romanen damit aus. Aristoteles, der seine Herrschaft in unsern Schulen aufgerichtet hatte, fiel in Verachtung. Die Theologie wurde darüber aufgebracht. Man sprach mit Ludwig XIV. von der Gefährlichkeit der Meinungen des Descartes; und dieser König, welchen Ehrgeiz und mit Vorurtheilen geplagte Leute beherrschten, glaubte, diese Gefahr seie gegründet. Der Erzbischof von Paris erhielt von ihm Befehl, die Fakultäten der Universität zu versammeln, um die Lehre des Descartes zu untersuchen. Unter der Zahl der verdammten Sätze findet man folgende zwo Wahrheiten:

Man muß sich von jedem Vorurtheile losmachen, und an allem zweifeln, ehe man sich von einer Wissenschaft überzeugt.

In der Philosophie muß man sich nicht um die Folgen bekümmern, welche eine Meinung auf den Glauben haben können: dieser Folgen ungeachtet, muß man darauf beharren, wenn sie überzeugend zu seyn scheinen.

Zwei Jahre, nachdem die Universität diese zwo Wahrheiten verdammt hatte, glaubte die Sorbonne, es seie ihre Schuldigkeit, nicht stumm dabei zu bleiben; auch sie ihrerseits verdammte sie. Sie that noch mehr: sie fügte ihrem Anathema, welches sie gegen dieselben schleuderte, auch noch das Verbot bei, sich von der Lehre des Aristoteles zu entfernen. Das nämliche hatte sie schon siebenzig Jahre zuvor gethan; das heißt im Jahre 1624, wo dieselbe nach Verdammung der Meinungen des Billon, Bitaud und Claves, mitten in dem Saale ihrer Uebungen, die Sätze derselben, vor den Augen des leztern zerreissen ließ.

Ein und sechszigstes Kapitel.

Von Maria Agreda und ihren durch die Sorbonne verdammten Erscheinungen.

1696.

Man kann die Sorbonne tadlen, daß sie Meinungen im Descartes verdammte, welche einsichtsvolle Köpfe in unsern Tagen als Wahrheiten ansehen; aber man muß sie auch loben, daß sie mit ihren Censuren die Erscheinungen der Maria Agreda verfolgte. Vielleicht wäre es noch besser gewesen, sie dem Gelächter, als dem öffentlichen Tadel, Preis zu geben.

Diese Schwärmerin nannte sich Coronel, war aus Agreda, einer kleinen Stadt in Spanien, die dem Vaterlande der heiligen Therese nahe liegt, welche in dem Verzeichniß der Prophetinnen durch ihre Entzückungen und durch die Verbesserung der Karmeliter berühmt ist, nachdem sie sich in ihrer Jugend durch ihre Galanterien in Ruf gebracht hatte.

Man kann nicht läugnen, daß die Eltern der Maria Coronel den Kopf nicht an der rechten Stelle hatten, und die Tochter ererbte vieles von ihren Eltern. Der Vater und die Tochter der Maria wurden auf Befehl Gottes Franziskaner-Mönche; dieses höchste Wesen hatte, wie niemand zweifelt, ehe es noch unsere Vernunft zur Vollkommenheit gebracht hatte, eine grosse Vorliebe für die Mönche dieser Stiftung. Der nämliche Befehl, sich in einen geistlichen Stand zu begeben, wurde auch der Mutter und Schwester der Maria gegeben, und so das väterliche Haus in ein Kloster der unbefleckten Empfängniß verwandelt.

Maria, als die Verständigste, wurde im Jahr 1627 zur Aebtissin desselben erwählt; und Jesus Christus seinerseits erwählte sie auch, das Leben der heiligen Jungfrau, seiner Mutter, zu beschreiben. Während sie schlief, empfieng sie die Befehle dazu: aber sie widerstund lange, und nur nach wiederholten Offenbarungen und dem ausdrücklichen Befehle ihres Beichtvaters, entschloß sie sich, die Thaten, Gebärden, Gaben und Vorrechte der heiligen Jungfrau zu beschreiben.

Alles, was uns die Evangelisten von ihr gesagt haben, macht ungefehr drei bis vier Seiten aus. Maria von Agreda, um das auszufüllen, was die Evangelisten verschwiegen hatten, schrieb acht grosse Bände von ihr. Dieses Supplement war in Ansehung seiner Länge sehr vollständig, und in Ansehung seines Inhalts, sehr erbaulich.

Ein Frömmling muß nothwendig ungemein erbaut werden, wenn er liest, und vernimmt, daß die heilige Jungfrau in dem Augenblicke ihrer Empfängniß in den Glori-Himmel, welcher wahrscheinlich etwas erhabener ist, als derjenige, worein der heilige Paulus in einer seiner Entzückungen reisete, versezt worden ist. Ein Detachement von neunhundert Geistern erhielt den Befehl, sie zu bewachen. Zwölfe von diesen Geistern verrichteten bei ihr, in Gestalt schöner Knaben, als der Kern der treusten Pagen, die ordentliche Dienste. Achtzehen wurden aus der Legion der Cherubim gezogen, und als Gesandte gebraucht. Damit die Aufträge geschwinder und bequemer ausgeführt werden konnten, wurde die Jakobs-Leiter an das Himmels-Gewölbe angestützt, und Sanct Michael an die Spitze der gefiederten Diener gestellt, um die Aufsicht über ihren Dienst zu haben. Er war Oberaufseher in dem Pallaste der Königin, und nie war in der Welt das Haus einer Königin so gut bedient, als das ihrige.

Maria Agreda, ihre getreue Geschichtschreiberin, schildert nachher die Ebentheuer, welche der heiligen

Jungfrau in dem Schooße der heiligen Anna widerfuhren, und die schöne Unterredung, welche sie mit Gott in einem Alter von achtzehn Monaten hatte. Sie gibt uns ein genaues Verzeichniß von allen den Gaben, Gnaden-Geschenken, Vorrechten und der Grösse der heiligen Jungfrau: von der Macht, die sie hat, Könige ein- und abzusetzen: dies alles gründet sich auf das Glück, daß sie unbefleckt in ihrer Empfängniß war.

Soviel unaussprechliche Geheimnisse, waren seit siebzehnhundert Jahren, vor welchen die heilige Jungfrau in den Himmel stieg, noch keinem Menschen geoffenbart worden. Die Ehre ihrer Kundmachung war der Aebtissin Agreda aufbehalten, welche sie aber nicht anders, als durch die Kraft der Wahrheit getrieben, verbreitete.

Dieses Mädchen war, wie man durch das, was wir so eben von ihr gesagt haben, schliessen kann, des nämlichen Geistes voll, womit die heilige Theresa, ihre Zeitgenossin, und zu andern Zeiten sowohl die Guion in Frankreich, welche Jesum Christum heirathete, und von dem heiligen Geiste schwanger war, als auch die Bourignon in Flandern, und soviel andere Mädchen, erfüllt waren, welche Entzückungen hatten, und prophezeihten, die aber nur in ihren Straßen und bei ihren Nachbarinnen berühmt waren.

Die mystischen Frechheiten der Maria Agreda, welche sie von Gott geoffenbarte Geheimnisse, eine göttliche Geschichte betittelt hatte, machten in

Spanien, dessen hitziges Klima die Einbildungskraft des Frauenzimmers ungemein erhebt, ein erstaunliches Glücke.

Zu Salamanka redeten die Theologen von Maria Agreda, als von einer Heiligin. Zu Rom arbeitete man daran, sie zu kanonisiren. In Frankreich gab sich ein Franziskaner alle Mühe, die Erscheinungen der Maria in Ansehen zu bringen. Schon hatte er einen grossen Theil derselben übersezt, aber seine Uebersetzung, ob sie schon unvollkommen war, wurde dennoch bei der Sorbonne eingeklagt. Diese wiedmete neun und dreißig Sitzungen dazu, die Sache dieses spanischen Mädchens zu untersuchen; man wird nicht in Abrede seyn, daß man seine Zeit besser hätte anwenden können.

Drei Bischöffe, durch die Dominikaner, den geschwornen Feinden der unbefleckten Geburt, gereizt, gaben sich heimlich Mühe, das Verdammungs-Urtheil der Maria Agreda zu bewirken. Andere Bischöffe die auch in der Sorbonne durch die Kapuziner unterstützt wurden, stritten für sie. Man nannte sie nur die Agrediner. Einer ihrer Vertheidiger appellirte von ihr an den heiligen Vater. Zween Parlamentsräthe, welche auch zugleich die Ehre hatten, Doctoren der Theologie zu seyn, Die Abbé Mas und Bos, protestirten, daß die Censur, welche in der Sorbonne vorgenommen werden sollte, vernichtet werden müsse.

Man sieht also, daß die Visionen der Agreda die Sorbonne trennten, und unter die Bischöffe, selbst

zu der Zeit, Zwitracht ſtreute, in welcher Boſſuet und Fenelon von der Guion, einer Närrin von einer andern Art, welche man in das Gefängniß von Vincennes eingeſperrt hatte, eingenommen waren.

Ungeachtet der Appellation der Agrediniſchen Biſchöffe und der Proteſtation der theologiſchen Parlaments-Räthe, wurden die Erſcheinungen der Maria Agreda durch einen Schluß der Sorbonne verdammt. Durch Leute von Kopfe waren ſie es ſchon.

Die Agrediner rächten ſich durch kleine Schriften voller Beſchimpfungen an denjenigen, welche die Cenſur bewirkt hatten. Sie klagten ſie an, als hätten ſie ihre Stimme an etliche Ehrgeizige verkauft, um fette Pfründen zu erlangen.

Wahr iſt es, daß die Verſammlungen der Sorbonne, in Anſehung der Maria Agreda, ſehr ſtürmiſch waren; daß beide Parteien ſich aufs gröbſte ſchimpften, und daß, nach dem Berichte eines Schriftſtellers dieſer Zeiten, ſie auf eine ſolche Art ſchrieen, daß man glaubte, man ſeie auf einem Speiſemarkte.

Aber es iſt auch wahr, daß der Lärm die Wahrheit nicht hindert, ſich bekannt zu machen. Der heilige Geiſt kündigte ſich den Apoſteln am Pfingſttage durch einen groſſen Lärm an: & factus eſt reperte de cœlo ſonus.

Zwei und sechszigstes Kapitel.

Die Franziskaner und die Huronen vor dem Richterstuhle der Sorbonne.

Die Franziskaner waren gegen das Ende des leztern Jahrhunderts die ersten Apostel in Canada. Sie liessen sich in der nämlichen Gegend, wo izt Quebek liegt, nieder, von da giengen sie zu den Huronen, und errichteten sich daselbst einige Hütten. Durch Gedult, Zeit, Brantewein und Scharlachkörner erwarben sie sich nach und nach das Zutrauen dieser Wilden, wie man sich durch Zuckerwerk die Freundschaft der Kinder erwirbt.

Dies war aber noch nicht das schwerste: man mußte sie auch noch unterrichten. Die Versuche der Franziskaner und alle ihre Arbeit war vergebens, ihnen die verwirrten und metaphysischen Begriffe unsers Katechismus in den Kopf zu bringen. Was konnten auch wohl die Lektionen dieser Missionarien, ihr Eifer mochte auch noch so groß seyn, in dem Geiste dieses Volkes, dessen Gedächtniß durch das feuchte Klima geschwächt, das um sein Leben zu erhalten gezwungen ist, sich mit der Jagd und Fischerei abzugeben, und beständig durch die lange Gewohnheit an einer herumschweifenden Lebensart zerstreut ist, für Fortschritte machen? Konnten Wilde, deren Mundart gänzlich aller Worte beraubt ist,

wodurch

wodurch man Ideen ausdrückte, konnten diese an einer Sprache Gefallen haben, welche kein einziges Bild für die Einbildungskraft in sich faßt?

Man sagt, bei uns begnügen sich die Kinder mit Worten; dies ist wohl wahr, aber eben deswegen begnügen sie sich damit, weil sie Kinder sind, und weil man sie, wie sie aus der Wiege kommen, daran gewöhnt; endlich weil wir sie zwingen, einem Katechisten, der mitten in einer Kirche mit dem Ansehen eines Lehrers und Abgeordneten Gottes mit ihnen spricht, um sie zu belehren, auf sein Wort zu glauben.

Dies geschieht aber nicht bei den Wilden. Ein Missionar zwingt sie nicht, auf sein Wort zu glauben, wie man mit Kindern thut: ferner erlöschen die Begriffe eben so geschwind wieder in dem Gedächtnisse der Huronen, als man sie ihnen beibringt. Setzen wir noch dazu: daß sie die Zeit nicht haben, wie unsere Kinder, ihren Lehrmeistern zuzuhören, weil das Bedürfniß, sich ihre Nahrung zu verschaffen, sie öfters zwingt, sich auf etliche hundert Meilen von ihren Wohnsitzen zu entfernen.

Ich glaube wohl, daß man einen Iroquesen lehren kann, daß es einen Gott, daß heißt: ein grosses Wesen gibt, welches die Welt beherrscht; daß wir eine Seele, das heißt: ein kleines Wesen in uns haben, welches den Leib bewegt und beherrscht, wie etwa ein Uhrmacher eine Wanduhr richtet, und aufzieht. Dieses grosse und dieses kleine Wesen können in der Einbildungskraft eines Canadiers ein

mehr oder weniger grobes Ideal von irgend einem Bilde hervorbringen.

Ferner kann man ihn auch lehren und glauben machen, daß das erste Weib einen verbotenen Apfel aße; aber darinn besteht die Schwierigkeit, ihm, ehe man ihn tauft, in den Kopf zu bringen, daß drei nur Eins machen, daß in der Dreieinigkeit drei Personen nur Einen Gott ausmachen, daß die Eßlust der Eva sowohl ihrer eigenen, als ihrer Kinder Seele, einen Flecken aufgedrückt, und daß dieser Flecken, wenn man ihn nicht vertilgt, ihre Urenkel bis in die tausendste Geburt verdammt; daß man mit geweihtem Wasser und einigen Worten diesen Flecken reinigen kann, wie wir mit Saifen-Wasser eine sehr beschmuzte Leinwand von ihren grossen Flecken reinigen.

Es ist glaublich, daß es die Franziskaner so weit brachten, daß die Huronen einige Worte dieser Mysterien wiederholten, ungefehr so: wie wir unsere Kinder diese Worte nachsagen lassen, die sie auch, ohne das Geringste dabei zu denken, wiederholen, und sich selbst in einem reifern Alter darüber verwundern, daß sie dieselben, der vielen seitdem erlangten Einsichten ungeachtet, nicht verstehen können.

Unterdessen wagten es die Franziskaner, einige zu taufen; dies glükte aber nicht. Sie hätten, wie es scheint, den Wilden vor allen Dingen das Sakrament der Firmung, weil es verständig macht, ausspenden sollen, ob sich schon in dem christlichen

Europa eine unzählbare Menge konfirmirter Personen befindet, die keinen Verstand haben.

Man hat nicht die Gewohnheit, wird man mir einwenden, dieses Sakrament zuerst auszuspenden. Uebrigens hat nur der Bischof das Recht, dieses Sakrament zu verrichten: und damals gab es noch keinen Bischof bei den wilden Huronen. Aber da die Bischöffe die Nachfolger der Apostel sind, so käme es ihnen zu, das Evangelium zu verkündigen; doch seitdem sie aus armen Predigern in der christlichen Kirche glänzende Fürsten geworden sind, so haben sie die Sorge ihres Apostelamts denjenigen, welche sich damit abgeben wollen, überlassen.

Die Franziskaner und die Huronen wurden verdrüßlich: die erstere, weil man sie nicht verstehen wollte, und die andern, weil sie ihre Lehrer nicht verstehen konnten. Die Franziskaner fragten bei der Sorbonne an, wie sie sich bei der Art von Unmöglichkeit, die Wilden zu unterrichten, zu verhalten hätten. Ihr Gewissensgericht antwortete: daß, um zu dem Sakramente der Taufe gelassen zu werden, man wenigstens einen dunklen Begriff von dem, was man dadurch empfange, haben müsse.

Die Franziskaner sprachen die Jesuiten, welche damals die christliche Welt mit ihren Lügen-Erzehlungen erfüllten, um Hilfe an: man redete von nichts, als von den Wundern, welche die Jesuiten verrichteten, und von den Bekehrungen, die sie bewirkten. Dieser unüberlegte Schritt kam die Franziskaner theuer zu stehen, denn die erste Unterneh-

mung dieser apostolischen Männer, welche sie nach Huronien gerufen hatten, um ihnen den Weinberg des Herrn anbauen zu helfen, bestund darinn: daß sie sich ihrer Wohnungen bemeisterten. Hernach breiteten sie aus: daß die Wilden aus Canada jedes Unterrichts fähig seien, daß es aber die Franziskaner nicht recht angriffen, daß sie schlechte Bekehrer seien, und daß die Huronen mehr Verstand, als ihre Apostel, hätten.

Lauson, Präsident der canadischen Handlungs-Gesellschaft, diente den Jesuiten, und diese unterstützten ihn ihrerseits mit ihrem Ansehen bei Hofe. Er befahl den Franziskanern, unter den strengsten Strafen, dieses Land zu verlassen. Auf ihre abschlägige Antwort, fieng er einen Prozeß mit ihnen an, und diesen verloren sie. Sie wurden verurtheilt, sich nicht mehr in Canada sehen zu lassen.

Ludwig XIV., der bald durch Weiber, bald durch Priester und ihre Anhänger betrogen wurde, erhielt in kurzem Glückwünsche, daß er die Canadier durch Hilfe der Jesuiten bekehrt habe; aber bald darauf vereinigte sich die Stimme der Herren Missionarien in fremden Landen mit den Klagen der Franziskaner gegen die Jesuiten; sie wurden, so wie die Huronen, vor den Richterstuhl der Sorbonne gefordert; hier entstund die Frage: ob ein Jesuiten-Missionar einen Neubekehrten, — welcher für ein Glas Brantewein oder ein Pfötchen voll Scharlachkörner, einwilligte, sich ein Glas frisches Wasser auf den Kopf giessen zu lassen, — taufen könnte? Die Sor-

bonne hatte bei Gelegenheit der Franziskaner schon einen Ausspruch in dieser Sache gethan: sie sprach nochmals, daß ein Amerikaner, welcher nicht so viele Kenntnisse hätte, als ihm nöthig seie, um das was er thue zu verstehen, nicht getauft werden könne. Die Jesuiten kündigten Bekehrungen über Bekehrungen an, die sie in diesem Lande verrichteten. Es mag nun wahr daran seyn, was da wolle, so trift man heut zu Tage fast keine Spur von diesen vorgegebenen Bekehrungen mehr an.

Wir beziehen uns hierinn auf Herrn Paw, welcher uns lehrt, das menschliche Geschlecht seie in Amerika durchgehends unter seiner Würde, und dieß hat er unumstößlich bewiesen. Vierzig Jahre nach der Entdeckung von Amerika, waren einige Europäer so sehr über die Geistes-Schwäche dieser Völker betroffen, daß sie zweifelten, ob sie wirklich Menschen seien. Sie befragten den Papst Paul III. über diesen Zweifel, und dieser antwortete: wir erklären hiemit, daß man sie für Menschen ansehen solle — utpote verè homines Indos existere decernimus.

So eben sahen wir Descartes, Maria Agreda, die Franziskaner und die Huronen vor dem Richterstuhle der Sorbonne. Nun wollen wir auch noch die Chinesen und die Jesuiten vor denselbigen stellen!

Drei und Sechszigstes Kapitel.

Die Jesuiten und Chinesen durch die Sorbonne verdammt.

1700. Die Zänkereien der Theologen über die wirkende und unbeständige Gnade, erwekten in der Sorbonne einen neuen Streit über die Gebräuche der Chinesen. Dieser Zank war eben so heftig, eben so unnütze, aber noch weit lächerlicher. Man stritt sich seit langer Zeit, um zu wissen, wie Gott auf die Kreatur wirke? nun wollte man auch wissen, wie die Chinesen Gott anbeten, was sie für einen Begriff hätten, sowohl wenn sie den Himmel anruften, als auch wenn sie vor den Bildnissen des Confucius und ihrer Vorfahren Weihrauch brannten.

Der Jesuite, le Comte, welcher unter ihnen gewohnt hatte, sagt in seinen Bemerkungen: daß China in dem ältesten Tempel der Welt geopfert, daß es mehr als zweitausend Jahre die Kenntniß des wahren Gottes beibehalten, daß es ihn auf eine Art geehrt habe, welche den Christen zum Beispiele dienen könne, und endlich, daß, während Europa noch im Irrthum und Verderben lag, es eine Sittenlehre ausgeübt habe, die eben so lauter, als seine Religion gewesen seie.

Der Pater le Comte gründete diese Lobsprüche sowohl auf die Kenntniß, die er von der Sprache und den Jahrbüchern dieses Reichs hatte, als auch auf die Finsternisse, welche seine Mitbrüder untersucht und ausgerechnet hatten. Nun war die Frage, ob dieser Jesuit und seine Mitbrüder, deren Werkzeug er war, diese Religion der Chinesen, mit welchen sie hundert Jahre hindurch lebten, recht kannten, ob sie ihre Jahrbücher recht durchgelesen, und die Finsternisse richtig ausgerechnet hätten? Endlich, ob sie sich nicht betrügen, wenn sie von dem Alterthum, dem Gottesdienste und den Tugenden dieses Reichs reden?

In der Sorbonne, wo man kein chinesisches Wort weiß, wo die größte Menge der Doctoren nicht einmal die ersten Gründe der Meßkunst und der Sternkunde inne hat, behauptete man, daß die Jesuiten in China schlecht gesehen und schlecht gerechnet hatten, daß sie sich nicht, um den gekreuzigten Jesus zu verkündigen, in diese Erdgegenden begeben, sondern nur, um sich daselbst zu bereichern, Mandarinen zu werden, und die Abgötterei und die Gotteslängnung zu lehren. Diese zwo leztern Aufbürdungen schlossen einen ungeheuern Widerspruch in sich.

Der Doctor Boileau und der Doctor Priour klagten bei der Sorbonne die Bemerkungen des Paters le Comte, und die Geschichte des lezten Edikts des Kaisers, durch den Pater Gobien ein. Man ernannte Kommissarien. Der Abbé Boileau,

der Ankläger gewesen, war einer der Examingtoren; dies war ein zänkischer Alter, von einer beissenden und zu Possen aufgelegten Einbildungskraft. Er suchte sich an den Jesuiten zu rächen, weil sie über eines seiner Werke eine sehr bittere Kritik herausgegeben hatten. Man kennt das sonderbare Buch dieses Theologen: über die unkeusche Berührungen, und seine noch weit sonderbarere Geschichte der Flagellanten; Werke, die er, wie er sagt: nur darum in lateinischer Sprache geschrieben, weil er sich gefürchtet hätte, die Bischöffe möchten sie lesen und censiren. Sie sind in dem Tone eines Possenreissers geschrieben, und, wie man sagt, dazu gemacht, um in der Büchersammlung eines Musketirs zwischen den Petron und Lucian aufgestellt zu werden. Man nannte diesen Doctor den kleinen Flagellanten; und der sinnreiche Despréaux, sein Bruder, sagte von ihm, daß er, wäre er nicht Doctor der Sorbonne gewesen, Doctor in der italiänischen Komödie geworden wäre.

Eben dieser Doctor Boileau, legte im Namen der Kommissarien, den Bericht über die beiden Jesuiten, le Comte und Gobien, ab. Wir führen hier in wenigen Worten dasjenige an, was er sagte, und was die übrigen Doctoren seinem Berichte beisezten.

Er fieng damit an, daß er erklärte: die Meinungen des Pater le Comte, in Ansehung der Chinesen, hätten sein christliches Gehirne erschüttert. Diese Erschütterung war wahrscheinlich, und daurte ohne Zweifel damals noch, als er sagte, daß die Chinesen

Zauberer, Pelagianer und Atheisten seien, daß sie ohne Sakramente leben, und daß ihr erster Grundsatz, wenn sie je einen hätten, nur ein Gegenstand der Philosophie und nicht der Religion seie, objectum philosophiæ, non religionis. Hernach sprach er von der Sittenlehre des Confucius, als von einer abscheulichen Sache, und nach einigen übelangebrachten Possen über die Liebhaberinnen dieses Philosophen, sezte er hinzu: die Jesuiten, diese Neulinge, welche den König mit ihrer Bosheit und ihren Lügen unterhielten, hätten, statt herzukommen und uns mit der Religion der Chinesen zu unterhalten, die unsrige zu ihnen bringen sollen.

Die meisten Doctoren der Sorbonne, welche nach der Meinung des Abbé Boileau schlossen, sprachen eben so unvernünftig. Einer, Namens Dupin, behauptete, daß, wenn der Pater le Comte Recht hätte, Jesus Christus in China hätte geboren werden müssen, und schloß damit, daß die Chinesen Abgötter seien, welche dem Himmel in rotundo und der Erde in plano opferten.

Der Doctor Chaussemerd sagte, entweder haben die Jesuiten unrecht, oder Gott war ein Lügner und Jesus Christus unnütze. Die Meinung des Herrn le Sage gieng dahin: zwölf Doctoren von der dauerhaftesten Gesundheit nach China zu senden, um mit eigenen Augen zu sehen, ob der Kaiser und die Gelehrten Gotteslängner seien. Dieser Vorschlag war sehr gut, weil er aber nicht gesagt

hatte, wer die Kosten dieser Reise tragen sollte, so unterblieb diese Gesandtschaft.

Der Pfarrer von Gonesse, ein ubiquitistischer Doctor, behauptete, daß die Jesuiten Füchse wären, und daß man sie ausrotten müsse, um sie zu verhindern, den Weinberg des Herrn zu verwüsten. Man antwortete ihm, daß es einem Pfarrer von Gonesse nicht zustünde, die Ordensleute der Gesellschaft Jesu zu beschimpfen. Wann sie unrecht haben, sagte man, so wollen wir sie verdammen, aber schimpfen müssen wir sie nicht.

Der Doctor Imbert sagte zu den Widersachern der Jesuiten, daß, weil sie nicht Muth genug hätten, sich zu den Chinesen zu begeben, und sie zu bekehren, sie auch nicht diejenigen verfolgen sollten, welche dorthin giengen. Doctor Berbise sezte hinzu: daß das Kennzeichen der Dreieinigkeit in der Philosophie der Chinesen angetroffen werde, und daß der General der Genovesianer, die nämlichen Wahrheiten, welche man in dem Pater le Comte verdammen wollte, mit Gutheissen dreier Doctoren hätte drucken lassen. Dies war wahr, aber man gab dem Herrn Berbise zu verstehen, daß man nichts gegen die Herren von der heiligen Genovefa, sondern gegen die Jesuiten habe. Man sieht also, daß man in der Sorbonne, wie in andern Gesellschaften, nur das Interesse zum Grunde legt, um jemand zu verdammen oder loszusprechen.

Die Meinung des Doctors Fevrier verdient angeführt zu werden; wir erzählen sie also, so wie

die Höflichkeiten die auf dieselbe folgten. „Die Men„schen, sagte er, schwingen sich von Natur gerne „aufwärts, wie die Fische, die sich aus dem Meere „in die Flüsse begeben. Die Kinder Noä mußten „also, wenn sie dem gemäßigten Erdgürtel folgen „wollten, geradezu nach China reisen.“ Herr Fevrier zog nun eine Karte von Asien hervor, und wieß mit dem Finger den Weg, den die Kinder Noä eingeschlagen hatten.

Ein Doctor unterbrach den weisen Meister Fevrier, und machte ihm einen Vorwurf, daß er die Menschen mit den Fischen vergleiche. Dieser antwortete: Gott schicke die Menschen zu den unvernünftigen Thieren, um sich zu belehren. Dann stund der Syndik auf, und bat die weisen Meister, nichts zu sagen, das der Gesellschaft unwürdig seie. Doctor Fevrier erwiedert: daß dasjenige, was er gesagt habe, die Meinung des weisen Salomon seie, und Salomon gelte noch wohl soviel, als ein Syndik der Sorbonne.

Der Doctor Chaussemerd nahm das Wort, und zeigte, wie herabwürdigend es seie, Doctoren zu unvernünftigen Thieren zu schicken. Diese Schule antwortete Fevrier, ist der Schule der Dominikaner noch vorzuziehen. Nachdem er also allen seinen Widersprechern den Mund gestopft hatte, so sezte er seine Rede fort, und behauptete, daß die Kinder Sems, nachdem sie das Königreich China gründeten, die Religion des Noä dahin gebracht hätten; und warum sollten sie sie nicht dorthin gebracht

haben, quare non detuliſſent? Er bat die Verſammlung, ihm dieſen Beweis umzuſtoſſen; reſpondete ad hoc!

So urtheilte man im ſiebenzehnten Jahrhunderte in der Sorbonne; aus dieſen Beweisgründen und Poſſen kann man ſchlieſſen, was dies für Verſammlungen von Doctoren waren, welche über die Jeſuiten und Chineſen urtheilten; ſie beſtunden nie in kleinerer Anzahl, als aus achtzig Opinanten. Endlich wurden die Bemerkungen des Paters le Comte verdammt, und der Gottesdienſt der Chineſen, die drei tauſend Meilen von der Straße Sanct Jakob lebten, für Abgötterei erklärt.

Die Sorbonne, nachdem ſie die Jeſuiten und Chineſen verurtheilt hatte, verklagte ſie noch heimlich zu Rom; dort entſchloß man ſich, zween Deputirte nach China zu ſchicken, um mit eigenen Augen zu ſehen, wie man Gott daſelbſt anbete, und wie die Kinder daſelbſt ihre Vorfahren verehrten?

Die zween Abgeordnete waren Feinde der Jeſuiten; der eine war ein Doctor der Sorbonne, ein Prieſter der ausländiſchen Miſſionen, und ein Freund des Boileau, welchen der Pater le Comte verklagt hatte. Der Papſt gab einem derſelben den Titel eines Biſchofs von Conon; der Kaiſer wurde berichtigt, daß ſich in ſeinem Reiche ein Biſchof befände, und ließ ihn vor ſich kommen; dieſer Biſchof verſtund die chineſiſche Sprache nur ſehr mittelmäſig; er bediente ſich einer ſehr unpaſſenden Politik, indem er vor dieſem Kaiſer behauptete,

daß er und seine Völker Atheisten seien. Aber der Kaiser, welcher gütig war, begnügte sich damit, ihn nach Canton zu schicken.

China überhaupt kann nicht für die Theologen taugen. Es ist in gewisser Rücksicht das Reich der Philosophen. Sie sind daselbst alles, und die Theologen nichts; dort läßt man die Bonzen in Frieden, welche, um ihre Nahrung zu gewinnen, die Hefen des Volks in den Mähren des Laokium und der wunderbaren Geschichte des Foe unterrichten. Die Regierung beschäftigt sich mit nichts, als mit den Fortschritten der Tugend. Wann sie sich eben so sehr mit den Fortschritten der Vernunft beschäftigte, so würde sie die Bonzen dieses Ungeziefers, das sich an den niedrigen Pöbel ansezt, und ihn zu Grunde richtet, ausrotten. Wahrscheinlich sind sie weder ehrgeizig, noch frech, noch unduldsam. Dies eben versichert ihnen ihre Ruhe, und verlängert ihre Existenz.

Es ist erwiesen, daß die Jesuiten in China nur geduldet waren, daß sie nur deswegen in den Pallast des Kaisers aufgenommen wurden, weil man sie für Philosophen ansahe. Ricci, Hal, Martin — Martinus, Perreyoa, Gerbillon, Werbiest gaben sich keinen andern Titel, als den der Philosophen; sie waren duldsam, weil sie nöthig hatten, daß man sie duldete.

Da der Dominikaner-Orden sahe, daß man daselbst die Jesuiten in vergoldeten Palankinen trug, daß man sie zu Mandarinen erhub, und daß sie

bei dem Kaiser in Gunst stunden, schikte er eine Colonie von seinen Ordensleuten dorthin: aber diese wollten die Theologen spielen, und verleumdeten die Jesuiten, die als Philosophen angesehen waren. Der Kaiser ließ sie vor sich kommen, um sie zu befragen, ob sie das Chinesische verstehen und Philosophen seien? Sie unterstunden sich, sich dem Kaiser zu widersetzen, und waren thöricht genug, die Bulle in cœna domini und die Extravagante Super gentes, welche den Christen verbieten, weltlichen Mächten in göttlichen Dingen zu gehorchen, anzuführen, um ihren Ungehorsam zu beschönigen.

Die Jesuiten unterrichteten den Kaiser von dem Gegenstande dieser Bulle. Dieser Ungehorsam wäre bei einem weniger sanftmüthigen Volke sicher aufs strengste gerügt worden. Man begnügte sich, sich über sie und ihre Bulle in cœna domini lustig zu machen, und sie mit der Extravagante Super gentes nach Europa zu schicken; dort konnten sie zanken, und insonderheit gute Sitten lernen, und Philosophen werden.

Dies waren in China die Folgen des Prozesses, welchen die Jesuiten in der Sorbonne hatten! Der Jesuit le Tellier, um seine Mitbrüder wegen des Ausspruchs, der in der Sorbonne über sie ergangen war, zu rächen, verfertigte ein dickes Buch, um den Gottesdienst der Chinesen zu rechtfertigen. Der Kardinal von Noailles ließ, auf Antrieb einiger Doctoren der Sorbonne, das Werk des le Tellier zu Rom durch das heilige Offizium verdammen. Le

Tellier, in seinem Hasse unversöhnlich, schmiedete, um sich an dem Duc de Noailles zu rächen, die Bulle Unigenitus. Es ist Zeit, von dieser Bulle und von allen den Uebeln zu reden, welche mit ihr in Frankreich einrissen.

Vier und sechszigstes Kapitel.

Von der Bulle Unigenitus in Frankreich; sie wird bald von der Sorbonne angenommen, bald verworfen. Von dem Doctor Grand-Colas. Von 1714 bis 1728.

Was ist die Verordnung Unigenitus? Bei dieser Frage höre ich aus dem Schooße der Sorbonne hundert Doctoren ihre Stimme erheben, um mir zu antworten: sie schreien, schimpfen sich, reden alle auf einmal, und belegen sie wechselsweise mit Verwünschungen. Das Getöse, das sie verursachen, hindert mich, sie zu verstehen. Ich frage sie besonders, und einen nach dem andern. Die Hälfte der Theologen versichert, daß diese Bulle ein dogmatisches Dekret sei, welches gegen ein sehr gefährliches Buch durch einen Papst gegeben worden, welcher so wie alle Päpste unfehlbar ist; daß man sich diesem Dekrete bei Strafe exkommunizirt, verbannt, in dieser Welt verfolgt und in jener verdammt zu werden, unterwerfen müsse.

Die andere Hälfte der Doktoren sagt mir, daß diese Bulle ein gottloses Dekret seie, welches das Evangelium und unsere Freiheiten vernichte, und ein sehr gutes Buch verdamme. Einige Abbés, sezzen sie zu, die entweder ehrgeizig, oder verzagt, oder unwissend seien, nehmen diese Bulle an, einige aus Interesse um Abteien zu erhalten, andere aus Furcht, verfolgt zu werden.

Beide Parteien haben sehr lange geredet; das, was sie gesagt haben, würde, ohne die Auszüge aus Büchern und die Beschimpfungen, welche sie wechselweise gegen einander ausstiessen, mehr als hundert Bände ausmachen. Nachdem ich alles genau überlegte, so habe ich gefunden, daß die Bulle Unigenitus eine kleine lateinische Schrift von zwanzig Seiten ist, welche durch den Jesuiten le Tel-
1713 den lier, in Frankreich geschmiedet, durch Clemens XI.
8ten unterzeichnet, zu Rom im Campo Floro publizirt,
Herbstm. und durch einen Kapuziner mit der Post Ludwig XIV. überbracht worden, um seine Staaten zu verwirren, den Jansenisten ein Gegenstand der Aergerniß und des Abscheues, den Lustigmachern ein Stoff zu Spott-Gedichten und Gassenhauern, und endlich den Jesuiten und Bischöffen ein Vorwand zu den abscheulichsten Verfolgungen zu werden.

Die Jesuiten liebten den Kardinal von Noailles, der sich durch sein eigenes Verdienst erhoben, und dem Könige ohne ihre Beistimmung gefallen hatte, ganz und gar nicht. Ich will, sagte dieser Kardinal, wohl ihr Freund, aber nicht ihr Diener seyn.

Seine

Seine Meinungen über die Zänkereien von der Gnade, kamen nicht mit denen ihrer Gesellschaft überein. Pater la Chaise, der durch seine Stelle, als Beichtvater Ludwigs XIV., allmächtig war, sagte in Ansehung seiner: **Ich will ihn den Kelch des Zorns der Gesellschaft bis auf die Hefen austrinken lassen.**

Der Jesuit le Tellier folgte dem Pater la Chaise in dem wichtigen Posten eines Beichtvaters. Dieser heftige und unversöhnliche Mann wollte den Kardinal von Noailles persönlich angreifen, der zu Rom ein Buch für die Vertheidigung der Christen in China hatte verdammen lassen, welches aber auch durch alle Akademien von Europa verdammt zu werden verdiente, so schlecht war es geschrieben. Man wollte Friede zwischen Noailles und le Tellier stiften, aber dieser antwortete: daß man keinen andern, als einen falschen Frieden mit ihm machen könne, und daß es viel sicherer seie, ihn zu verderben, als zu gewinnen.

Der erste Versuch des le Tellier, nachdem er Beichtvater Ludwigs XIV. geworden war, um den Kardinal zu verderben, zwekte dahin ab, seinen Glauben verdächtig zu machen. Dieser Kardinal hatte vor wenigstens zehen Jahren die moralischen Bemerkungen über das alte Testamnet gebilligt. Dieses durch Quesnel, vom Orden des Oratorier, verfaßte Buch war voll Stärke und Salbung: es war das beste, welches noch in dieser Art erschienen

war. Le Tellier gab es bei dem Könige, seinem Beichtkinde, als sehr gefährlich an.

Die Bischöffe theilten sich zwischen le Tellier und Noailles; aber die größte Anzahl stellte sich auf die Seite des Beichtvaters, welcher mit den Kirchen-Gütern schalten und walten konnte. Ludwig XIV., durch le Tellier betrogen, begehrte von dem Papste die Verdammung des Buches der Bemerkungen. Le Tellier sezte die Bulle, durch welche es verdammt werden sollte, auf; und in Erwartung, daß der Papst sich entschliessen würde, diese Bulle zu unterzeichnen, gaben die Bischöffe, um sich bei dem Beichtvater beliebt zu machen, Warnungen gegen das Buch und den Erzbischof von Paris, den Billiger desselben, heraus. Die Partie der Jesuiten trieb ihre Unverschämtheit so weit, daß sie diese Warnung an die Thore der Hauptkirche anschlug: man tapezierte die Mauern und die Zugänge zu seinem Pallaste damit. Warlich eine freche und sträfliche Beschimpfung für einen friedlichen Mann.

1711. Die Emissarien des le Tellier wandten alles zu Rom an, um die Unterzeichnung der Bulle Unigenitus zu betreiben. Der Papst wollte sich gerne an dem Kardinale von Noailles, der im Jahr 1705 die bischöflichen Rechte gegen die Anmassungen Roms verfochten hatte, rächen; aber er mußte zu gleicher Zeit befürchten, daß er durch Bestätigung dieser Bulle seiner Unfehlbarkeit etwas vergeben könne. Man beredete ihn, das Machtwort Ludwigs XIV.

werde alle diese Schwierigkeiten heben, und er unterzeichnete sie.

Das heilige Kollegium wurde nicht um Rath gefragt; nur der Form wegen überlegte es Klemens XI. mit einigen Kardinälen. Cassini warf sich ihm zu Füssen, um die Publikation derselben zu hintertreiben. Der Kardinal Campeche rieth ihm, sie ins Feuer zu werfen. Sie wurde dem Pater Timotheus, einem Kapuziner, zugestellt; dies war der Eilbote des Molinismus: ihm wurden gemeiniglich die Briefe der Jesuiten anvertraut; er machte mehrere Reisen nach Rom, gestiefelt und gespornt, und als Postillion verkleidet. Man speisete ihn mit der Hoffnung, daß er Kardinal, oder doch wenigstens Bischof werden sollte. Seine Mitbrüder, die Kapuziner, wiedmeten sich gänzlich den Diensten des le Tellier. Von dieser Zeit an wurden sie in der Welt für nichts anders, als für die Laquaien der Jesuiten zu Fuße angesehen.

Dreißig Bischöffe, die sich zu Paris befanden, erhielten von dem Könige Befehl, sich zu versammeln, und diese Bulle, welche hundert und einen Satz des Buches der moralischen Betrachtungen verdammte, zu überlegen. Sie ernannten eine Kommission, und stellten den Erzbischof von Paris an die Spitze derselben. Die Kommissarien waren größtentheils ehrgeizige Leute, welchen es ein Spiel war, der Lauterkeit dieses Erzbischofs, der sich in Kurzem, um, wie er sagte, unschikliche Zänkereien zu vermeiden, ihrer Sitzungen enthielte,

Fallstricke zu legen. Acht Bischöffe sonderten sich von der Versammlung ab, worinnen man, nach Silleri, dem Bischofe von Soissons, eine Sache, die nichts anders als ein Geheimniß der Bosheit war, abhandelte.

Der Bericht des Bischofs von Mans ist einer der allermerkwürdigsten und sonderbarsten dieser Versammlung. „Ich habe, sagte er, das Buch der „Bemerkungen, welches die Bulle verdammt, „niemalen gelesen; aber viel Gutes habe ich von „demselben sagen hören. Mehrere heilige Bischöffe „haben es gebilligt, bei alle dem verdammt es der „Papst. Diese Widersprüche verursachen keine ge„ringe Schwierigkeit: auf der einen Seite, Heili„ge, die es billigen, auf der andern, ein Papst, „der es verdammt. Einige Bischöffe haben geglaubt, „man müsse die heilige Schrift wegen ihrer Dun„kelheit verbieten; die Bulle ist nicht weniger dun„kel, man sollte das Lesen derselben auch untersagen.“

Dies ist eben der Bischof, der aufrichtige und gerade Mann, der im Scherze sagte, da er die vielen Ränke, die zum Verderben des Kardinals von Noailles abzwekten, sahe, wenn wir den Glauben in Verwahrung bringen, so wollen wir doch nicht das nämliche mit Treue und Glauben thun.

1714. Endlich nahmen vierzig, in dem Soubisischen
27 Horn. Pallaste versammelte Bischöffe, nach einem langen Gezänke, die Bulle an, und unterzeichneten einen Hirtenbrief; neun Prälaten aber eine Protestation.

Der König ſchärfte dieſen ein, Paris zu verlaſſen, und verbot dem Erzbiſchofe, ſich nach Verſailles zu begeben. Die Antwort des Biſchofs von Vames, dem man Vorwürfe darüber machte, daß er die Bulle angenommen hatte, iſt bekannt: darum that ich es, weil es, ohne ſich immer herum zu zanken, nicht möglich war, anders zu handeln.

Der Unterricht, welcher der Bulle beigefügt war, ſchien in Kurzem nicht zureichend. Man übertrug den Doctoren der Sorbonne, ihn zu verbeſſern. Noailles kam der Publikation dieſer Bulle zuvor; er gab eine andere heraus, durch welche er die Annahme der Bulle Unigenitus in ſeinem Kirchſprengel aufſchob. Ganz Paris liebte dieſen Kardinal, und bezeugte ſein Wohlgefallen über dieſen muthigen Schritt. Am Hofe ſahe man ihn als eine Urſache zu einem Schiſma mit Rom, und als einen Ungehorſam gegen Ludwig XIV. an. Die Bulle wurde ein Gegenſtand des Gelächters. Der erzörnte Papſt ſchleuderte ein Dekret gegen den Erzbiſchof. Die luſtigen Köpfe rächten dieſen dadurch, daß ſie dieſes Dekret in ein Liedchen verwandelten. In keiner Epoche der Geſchichte Frankreichs, die ſtürmiſchen und lächerlichen Zeiten der Schleuderer ausgenommen, ſahe man in Paris eine ſo groſſe Raſerei mit Liederchen, Spottgedichten und Gaſſenhauern gegen den Papſt, gegen die Jeſuiten, gegen die Bulle und gegen die Biſchöffe, die ſie angenommen hatten, als damals.

Der Kardinal d'Eſprée und der Abbé von Polignac bekamen von Ludwig XIV. den Auftrag,

die Gemüther zur Eintracht zurückzubringen; aber sie arbeiteten umsonst. Sie wohnten den geheimen Versammlungen, welche noch in dem Soubisischen Pallaste gehalten wurden, und deren Seele le Tellier noch immer war, bei. Man sezte ihren frommen Wünschen und Vernunftgründen nur Drohungen entgegen. Der Kardinal von Rohan und der Ehrgeizige von Bissi, waren wüthend gegen den Kardinal von Noailles: sie wollten ihn zwingen, das zu glauben, was sie doch selbst nicht glaubten. Rohan war sein Freund gewesen, und nun sein Verfolger. Diese Niederträchtigkeit verschafte ihm die Abtei von Saint-Vast *). Bissi seines Orts bekam die von Saint-Germain-des-Près und den Kardinalshut. Eben zu diesem Fanatiker sagte einst der Kardinal d'Estrée: Mein Herr! Sie reden nicht, wie ein Bischof, sondern wie ein Barbar. Er führte kein anderes Wort im Munde, als Verfolgung. Le Tellier bediente sich dieser beiden Männer, um den König, sein Beichtkind, welcher ein Frömmling, ein Schwachkopf und Verfolger geworden war, zu betrügen. Ohne eben ein Theologe zu seyn, sagte einst dieser König zu dem Abbé Polignac, sehe ich dennoch, daß der Kardinal von Noailles ein Ketzer ist; er kann versichert seyn, daß ich noch übel mit ihm verfahren werde.

Bei alle dem gestund dieser König noch kurz vor seinem Tode, daß er niemalen nichts von den Streitigkeiten dieser Bulle verstanden habe. Dieses Be-

*) Zu Arras.

Kenntniß war ein deutliches Kennzeichen seiner Beängstigungen, vielleicht auch der Gewissensbisse seiner verwirrten Seele. Le Tellier und die beiden Kardinäle von Rohan und von Bissi beruhigten das erwachte Gewissen dieses sterbenden Monarchen; sie sollen es auf sich genommen haben, Bürge für ihn bei Gott zu seyn. Kaum hatte Ludwig der XIV. die Augen geschlossen, so jagte der Regent den lasterhaften le Tellier vom Hofe.

Die Bulle Unigenitus, welche einen schimpflichen Krieg in der hohen Geistlichkeit entzündet hatte, wurde auch noch der Stoff zur Uneinigkeit in der Sorbonne. Zwo Parteien braußten in derselben auf die ärgerlichste Weise gegen einander auf. Diese Zwistigkeiten, so unbedeutend sie in unsern Tagen sind, waren es doch damals ganz nicht, und sind auch izt noch nicht völlig unwürdig, die Muße eines philosophischen Lehrers für einige Augenblicke zu beschäftigen.

Die Geschichte der Zänkereien, welche diese Bulle in der Sorbonne erregte, enthält mehr, als dreißig Bände. Wir ziehen sie in zehn Seiten zusammen, denn wir führen nur das Merkwürdigste an, und lassen denen Gerechtigkeit widerfahren, welche es verdienen.

Le Tellier grif alles weislich an; er versicherte sich, ehe er diese Bulle in die Sorbonne schikte, der Beipflichtung des Syndiks, Namens le Rouge, und vieler Doctoren: unter andern, des Doctors Tournely, den er zu seinem Spione, oder, wie

man damals sagte, zu seinem Polizeidiener (Mouchard) machte, durch Versprechungen. Auf die Anklage des niederträchtigen Tournely, verjagte man seine Mitbrüder, stieß sie aus den Versammlungen, und thürmte sie ein.

1714. 29 Horn. Ludwig XIV. schikte die Bulle mit einem Briefe in die Sorbonne, durch welchen ihr die Einregistrirung eingeschärft wurde. Ehe sie sie in ihre Register schrieb, erlaubte sie sich, dieselbige durchzulesen; dies brachte die Regel mit sich. Sie mußte doch wissen, was sie einschrieb. Aber diese Durchlesung brachte eine ganz besondere Wirkung hervor; bei jedem verdammten Satze schrieen diejenigen Doctoren, die an le Tellier verkauft waren: dies ist abscheulich! dies ist ärgerlich! dies ist der Umsturz aller geistlichen Herrschaft! Die andern antworteten auf dieses Geschrei dadurch, daß sie sagten: ist dies nicht Wahrheit? haben unsere Väter nicht das nämliche gesagt? haben wir nicht selbst diese Wahrheiten geglaubt und gelehrt?

Der Hof, der schon die Schwierigkeit, welche die Untersuchung dieser Bulle nach sich zog, merkte, schikte einen zweiten Brief, der den Befehl in sich hielt, nicht länger mit der Annahme derselben zu zaudern, noch sie mit einigen Einschränkungen einzuregistriren. Dieser Brief des Königs wollte in kurzen Worten nichts anders sagen, als: Leset, schreibt ein, glaubt, ich gebiete es. Mehrere Doctoren, die das Ungewitter, welches sich über ihnen zusammen zog, merkten, vergossen Thränen,

und verliessen die Versammlung. Es gab noch andere, die zurück blieben, um, wie sie sagten, das Leichenbegängniß der Freiheit der Sorbonne durch ihre Gegenwart zu ehren.

Wir wollen doch einige der theologischen Sätze, deren Untersuchung damals den Theologen verboten war, mit wenigen Worten durchgehen. Wir haben keinen geheimen Verhaftsbefehl zu befürchten. Die Zeit dieser abgeschmakten und tyrannischen Narrheiten ist auser Mode gekommen.

Wir gehen aufrichtig zu Werke. Quesnel hatte sein Buch, moralische Bemerkungen, wirklich nur deswegen verfertigt, um die Bannflüche, welche Rom auf eine so ungereimte Weise mißbraucht, und die Glaubensformularen, die es in Frankreich eingeführt hatte, um einen Vorwand zu haben, die welche es zu Grunde richten wollte, zu verfolgen, in Mißkredit zu bringen. Quesnel's Absicht blikt aus zwanzig Stellen seines Buches hervor, und eben darinn bestund damals sein grosses Verdienst. Aber er wollte zu gleicher Zeit die Lehre von der wirksamen Gnade, welche die Jesuiten verwarfen, behaupten, da man doch von diesem Geheimnisse aus Furcht, Thorheiten zu sagen, oder aber nicht verstanden zu werden, niemalen sprechen sollte.

Unter den hundert und einem Satze, welche le Tellier zu Rom einklagte, und die Unfehlbarkeit Clemens XI. verdammte, waren mehrere für den gemeinen Mann ganz unverständlich, und diese verdienten wirklich durch alle die verdammt zu werden,

welche dafür halten, daß die Deutlichkeit die erste Eigenschaft der Sprache ist.

21 Saz. „ Die Gnade Gottes (sagt Quesnel) ist eine „ göttliche Gnade, gleichsam geschaffen, des „ Sohnes Gottes würdig zu seyn; sie ist stark, „ mächtig, unumschränkt, unüberwindlich, und „ gleichsam, da sie das Werk des allmächtigen „ Willens ist, eine Folge und Nachahmung des „ Werks Gottes, der seinen Sohn Fleisch wer- „ den ließ, und ihn wieder auferwekte.“

Als die närrische Guion Jesum Christum geheirathet, und durch das Wort, das heißt, durch den Mönchen Lacombe, ihren Beichtvater, umschattet worden war, so wurde sie von der Gnade schwanger; sie redete niemals anders. In diesem mystischen Galimatias des Quesnel würde man Stoff genug finden, um alle europäische Theologen in Verwirrung zu setzen, wenn man sie in ihrem Eifer unterstützen wollte. In dem Heiligen Paulus und Augustinus fand man hundert Stellen von der nemlichen Stärke und Klarheit, und eben darum führt man sie so oft an, und zankt sich schon seit siebenzehnhundert Jahren, um sie zu verstehen, ohne sie zu verstehen.

22 Saz. „ Die Uebereinstimmung, fährt Quesnel fort, „ der allmächtigen Wirkung Gottes in dem Her- „ zen des Menschen mit der freien Bestimmung „ des Willens, ist uns sogleich in der Mensch- „ werdung gezeigt, daß sie die Quelle und das „ Muster aller andern Gnadenwirkungen und

„ aller andern unverdienten Gnadengaben ist,
„ die eben sowohl von Gott abhängen, als diese
„ ursprüngliche Wirkung.

Die Erhabenheit dieser Sprache kann durch niemand deutlicher eingesehen werden, als durch diejenige Menschen, die jeden Morgen, wenn sie vom Bette aufstehen, das Licht des Tabor an der Spitze ihrer Nase sehen. Unglücklicher Weise ist unsere Nase sehr lang, und unser Gesicht sehr kurz. Dies ist ein Einwurf, den uns Herr le Galic, unser würdiger Vorsteher im Seminarium, oft gemacht hat, und woraus er schloß, daß wir einstens das Unglück haben könnten, ein ehrlicher Mann und schlechter Theologe zu werden.

Wir tadlen Quesnel, wenn er nicht verständlich redet; wir müssen ihn auch tadlen, wenn er sagt:
„ Gott fordere von dem Sünder die Erfüllung 6 Saz.
„ des Gesetzes, und lasse ihn doch in der Un-
„ möglichkeit, es zu erfüllen.“ Dies scheint hart;
mir kömmt es vor, man mache aus Gott einen barbarischen Tyrannen, der, um sich zu belustigen, einem Menschen ohne Füße befehlen wollte, zu springen.

Quesnel verdient ohne Zweifel verdammt zu werden, wenn er Ungereimtheiten vorbringt; aber er verdient es nicht, wenn er sagt: „ Man glau-
„ be oft, Gott ein Opfer mit einem Ruchlosen zu 100 Saz.
„ bringen, und man opfere jezuweilen einen
„ wahren Diener Gottes auf.

Redliche nicht durch Vorurtheile geblendete Leute, stimmen auch mit Quesnel überein, „ daß, wenn
101 Saz. „ man die Kirchen-Eide gemein mache, man die „ Gelegenheiten zum Meineide vervielfältige, „ daß man dadurch den Unwissenden Schlingen „ lege, und daß der Name Gottes öfters zu dem „ Vorhaben der Ruchlosen gebraucht werde.“

Ein guter Bürger, der mit Quesnel die nämlichen Gesinnungen über die Formularen hegt, kann sich nicht enthalten mit ihm zu sagen: „ Die Furcht
91 Saz. „ vor einer ungerechten Exkommunikation soll „ uns nicht verhindern, unsere Pflicht zu thun.“ Der Papst, der durch seine Bulle eigenmächtiger Weise diejenigen verdammte, welche diese Wahrheit, die in allen Ländern und zu allen Zeiten bestehen wird, glaubten, war er wohl thöricht genug, zu behaupten, daß die Furcht, ungerechter Weise in den Bann gethan zu werden, die Franzosen hindern sollte, ihrem Könige zu gehorchen, die Abgaben zu entrichten, ihren Vater und Mutter zu ehren? nichts ist falscher in der Sittenlehre, und nichts gefährlicher in der Politik.

Die Bulle Unigenitus, welche zugleich einige theologische Irrthümer und moralische Wahrheiten verdammte, mußte in der Sorbonne ein Gegenstand der Aergerniß werden. Das Ende meines Lebens, sagte Doctor Bigre, das Ende meines Lebens ist nahe; aber ich will lieber sterben, und auf meine Doctor-Würde Verzicht thun, als diese Bulle annehmen. Der Abbé Coursier

schrie aus: warum versammelt man uns denn? Um ein Gesetz anzunehmen, ohne es zu beurtheilen? man nehme es also mit dieser Bedingung, aber nicht anders, an.

Jedem Opinanten schrie der Syndik zu: adversatur regi, er widersezt sich dem Könige, er ist ein Rebelle! die Emissarien des le Tellier machten das Echo; ja, wiederholten sie mit Geschrei, ja er ist ein Rebelle, zeichnet seinen Namen auf: nota nomen. Endlich wurde diese Bulle, unter dem Lärm des Unwillens, der Klagen, der Drohungen und Beschimpfungen, welche beide Parteien wechselsweise gegen einander ausstießen, angenommen. Sechs Doctoren, die den Syndik an ihrer Spitze hatten, überbrachten dem Könige das Dekret der Annahme, und sagten ihm, daß es mit Unterwürfigkeit angenommen worden seie; ja sie sezten hinzu: Ihre Majestät müsse von dem heiligen Geiste inspirirt worden seyn, um diese Bulle von Ihro Heiligkeit zu begehren.

Das Dekret der Sorbonne wurde gedrukt, und 1715.
dadurch die Uneinigkeit in der Theologie mehr, 15 März.
als jemals, entflammt, der Syndik aber in Kurzem als Betrüger behandelt, und er war es auch in der That; man wollte ihn aus der Sorbonne jagen; aber le Tellier kam ihm zu Hilfe, bezahlte seinen Eifer mit einem Gehalte von fünfhundert Thalern, und ließ sechs Widersacher der Bulle von den Sitzungen ausschliessen. Mehrere andere wurden durch geheime Verhaftsbefehle gezwungen, Pa-

ris zu verlassen. Der Abbé Boileau sagte: diese Verhaftsbriefe seyen Adelsbriefe. Dieser witzige Einfall zog ihm einen derselben und eine Verbannung von zwei Jahren zu.

Die Sorbonne, die unter Ludwig XIV. molinistisch gewesen war, wurde unter dem Regenten Jansenistisch, doch blieb sie immer getheilt. Der Doctor Ravechet erhielt das Syndikat: er haßte die Jesuiten so sehr, als sie der Syndik le Rouge geliebt hatte. Seit dem Tode Ludwigs XIV. waren sie nicht mehr furchtbar. Mehrere Doctoren, die man schlecht bezahlt hatte, zogen sich zurücke: etliche derselben baten auf den Knieen um Verzeihung, daß sie die Bulle unterzeichnet hatten: andere waren der Meinung, man sollte alles, was sich unter dem vorigen Syndik begeben hatte, für ungültig erklären. Das Dekret der Annahme, welches Ludwig XIV. vorgelegt worden war, wurde aus den Registern gerissen, zerfezt, und als ungültig, verfälscht und unterschoben, spurium, falsum, adulterinum, erklärt.

Der Friede des Königreichs war durch diese Bulle zerrüttet, und der Hauptsitz dieser Zerrüttungen war in der Sorbonne. Der Regent verbot ihr, von dieser Bulle zu reden, und sie schikte mehrere Doctoren an ihn ab, um die Erlaubniß anzuhalten, noch ferner darüber zu sprechen. Der Regent erneuerte sein Verbot; die Sorbonne sezte sich darüber hinaus, und appellirte von der Bulle an ein künftiges Concilium. Vierzig Doctoren wurden verbannt. Der Bischof

von Toulon, der die Sorbonne als schismatisch ansahe, verbot denen von seinen Pfarrkindern, welche die Theologie studiren wollten, durch eine bischöfliche Verordnung, ihre Schulen — welche er einem Flusse, der angesteftes und verdorbenes Wasser mit sich führt, verglich — zu besuchen.

Unter dem Ministerium des Kardinals Fleuri wurde die Sorbonne wieder molinistisch. Alles, was nicht molinistisch dachte, wurde verfolgt; damals schien in Frankreich eine Verschwörung zu seyn, um alle die, welche es nicht waren, es mochten nun Mönche, Priester oder Laien seyn, zu Grunde zu richten. Man fand keinen Bischof, der nicht mit geheimen Verhaftsbefehlen, die er nach seinen Einfällen gegen diejenige ergehen ließ, die nicht seiner Meinung anhiengen, versehen gewesen wäre. Die Verfolgung war offenbar; es war ein wahrer bürgerlicher Religionskrieg.

Das Parlament, welches, aus Haß gegen die Jesuiten und den Kardinal Fleuri, diejenigen, welche die Bulle verwarfen, unterstützte, unterließ nicht, Schlüsse gegen die bischöflichen Verordnungen herauszugeben; fast kein Monat vergieng, wo es nicht eine derselben verbrannte.

Von dem Doctor Grand-Colas.

Der Doctor Grand-Colas glaubte, er müsse sich darüber in der Sorbonne beklagen, und sie, zu Gunsten der bischöflichen Würde, gegen das Parlament bewafnen. Er klagte bei ihr über das Betragen der Parlamente. Seine Rede fieng mit diesen Worten an: Raucæ factæ sunt fauces meæ;

heiser ist meine Kehle geworden, durch das viele Schreien; und mit einer Stimme, die von der Wahrheit dieser Worte eine Probe ablegen sollte, sagte er: „Man verdammt, man zerreißt, man „unterdrükt, man verbrennet die Hirtenbriefe und „Vermahnungen, man greift die Bischöffe in ihrer „Gerichtsbarkeit an; die Sorbonne, diese, diese „muß ihnen zu Hilfe kommen, und die bischöflichen „Rechte sicher stellen. Dies ist wahr, antworteten „die Theologen, aber was für Hilfsmittel gegen so „viele Uebel? „Was für Hilfsmittel! schrie Grand-„Colas, was für Hilfsmittel! Sie erhuben sich ge-„gen Moses und Aaron. Die Erde that sich auf, „und verschlang Korah, Dathan und Abiram.“ Der Doctor, welcher zu behaupten schien, man müsse die Parlamenter in die Grube stürzen, machte aus der Begebenheit dieser drei Juden den Schluß, daß die Sorbonne ohne Verzug sich zu dem Könige begeben, ihm zu Füßen fallen, und Gerechtigkeit gegen die Parlamente begehren sollte.

Die Versammlungen der Sorbonne, bei Gelegenheit der Bulle, waren immer mit vielem Getümmel begleitet; ein Augenzeuge beschreibt sie uns folgender Gestalt: „Stellen Sie sich vor, Sie „würden in einem dicken Walde von einem wüthen-„den Sturme überfallen, der durch seine heftige „Erschütterungen einen Baum an den andern schmet-„tert. Vermischen Sie mit diesem schröklichen Ge-„brause das Geheul der wilden Bestien, so haben „sie ein Bild derselben, so war das wüste Geschrei

in

„ in dem Saale der Sorbonne! Die Molinisten „ schrien aus vollem Halse, die andern schrien nicht „ minder. Man hörte eher ein verwirrtes Getöse, „ als menschliche Stimmen.

Nach dem Tode des le Tellier fieng ein molinistischer Doctor, der nichts mehr weder zu fürchten noch zu hoffen hatte, an, gegen die Bulle loszuziehen. Ein junger Abbé von Brajelonne schrie voll Erstaunen über diese unerwartete Veränderung aus: Gott seie gelobt! hier ist doch einer, der an Gott glaubt.

In Gesellschaften hat man diesen drollichten Einfall öfters angeführt. Er ist ein Goldkorn in einem Misthaufen.

Fünf und sechszigstes Kapitel.

Der Czar Peter I. in der Sorbonne. Von den Abgeordneten der Sorbonne nach Rußland.

Von 1717, bis 1730.

Während dieser ungereimten und lächerlichen Erschütterungen, welche die Bischöffe, die Sorbonne, und durch einen Gegenstoß alle Stände des Staats erfuhren, kam der Kaiser von Rußland nach Paris: anfänglich sahe er alles, was ihn unterrichten konnte, die Gobelins, die Saifensiederei, die Werkstätten

aller berühmten Künstler, hernach die der Mahler und Bildhauer, bis auf diejenigen, wo die phisikalischen und astronomischen Werkzeuge gemacht wurden; mit einem Worte, er sahe alle die Denkmäler, welche sowohl die Grösse Ludwigs XIV. als die prangende Sklaverei der Nation bezeugen. Er wohnte einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften bei, und der Saal war mit alle dem, was seine Neugierde und Verwunderung reizen konnte, ausgeschmükt.

Die Sorbonne, als theologische Schule, verdiente seine Aufmersamkeit nicht. Er sahe sie auch für nichts anders, als für eine Schule von Zänkern an, welcher die Regierung so eben, sich zu versammeln, untersagt hatte — wegen des Lärms, den sie anrichteten, und wegen den Beschimpfungen, mit denen sie sich wechselseitig über der Bulle Unigenitus, die sie anfänglich angenommen und hernach mit Abscheu verworfen hatten, belegten.

Der Czar Peter I. besahe noch den Tag vor seiner Abreise, und ohne sich anzumelden, die Gebäude dieser stürmischen Schule, und das Grabmal des Kardinals Richelieu. Alle Doctoren naheten sich ihm: man führte ihn in die Kirche: hier sieht man das berühmte Grabmal, den Gegenstand der Neugierde des Czars Peters I. und das Meisterstück eines grossen Künstlers.

Dieser Grabhügel ist, wie die gröste Anzahl der Mausoleen, nichts anders, als ein Denkmal der Schmeichelei und der Lügen, zum Ruhme eines

ehrgeizigen, eiferſüchtigen, undankbaren, betrügeriſchen, ſchamloſen, rachſüchtigen und blutgierigen Pfaffen errichtet. Die Religion, welche er nie zu Rathe zog, ſteht ihm mit weinendem Angeſichte zur Seite, und er ſelbſt iſt mit der Miene der Frömmigkeit, welche er doch nie hatte, dargeſtellt. Der Künſtler hätte auf ſeine Stirne die Züge einer durch Gewiſſensbiſſe gepeitſchten Seele graben ſollen; ferner hätte er annehmen ſollen, daß er noch in ſeinem Tode Tugend genug beſaß, um über den Tod de Thou und Marillac, — welche er auf dem Blutgerüſte ſterben ließ, über den des Urbain-Grandier, welchen er hatte verbrennen, und über die groſſe Anzahl von Bürgern, die er, um ihren Tod vor den Augen des Publikums zu bemänteln, heimlich hatte hinrichten laſſen, — noch Gewiſſensbiſſe zu fühlen.

Der Czar Peter ſahe in dieſem Denkmale nichts, als das Bildniß eines groſſen Politikers; in der Fülle ſeines Enthuſiaſmus umarmte er dieſe Bildſäule, und rief aus: Groſſer Mann, dir hätte ich die Hälfte meiner Staaten abgetreten, um von dir die andere Hälfte beherrſchen zu lernen! Dies war der Ausruf einer groſſen, erhabenen, und des Richelieu weit übertreffenden Seele, denn er hat Peter I. nichts in Regierungsſachen gelehrt, als etwa ein harter, unduldſamer, verfolgender, und in ſeinem Haſſe unverſöhnlicher Deſpote zu ſeyn.

Aus der Kirche führten die Doctoren den Kaiſer in die Bibliothek; während er einige ſklavoniſche Manuſcripten durchgieng, that man ihm den Vor-

schlag, sich zu bekehren. Der Doctor Boursier hielt eine lateinische Rede an ihn, und bewies ihm, daß seine russische Kirche verdammt seie, und daß er sich mit der römischen Kirche vereinigen müsse.

Der über dieses Kompliment ziemlich ausser Fassung gebrachte Czar antwortete, er seie ein Soldat, und kein Theologe. Man bemerkte ihm, daß er, als Fürst, sich mit der Religion seines Reiches beschäftigen, und beide Kirchen vereinigen solle. Diese Vereinigung ist nicht leicht, erwiederte der russische Kaiser; Der Papst, der heilige Geist, das Brod und der Kelch theilen uns; wenn nur der Kelch allein Ursache daran wäre, so würden wir bald einig seyn; er wollte sagen: wir wollten mit einander trinken, und unser Streit würde geendigt seyn.

Die Theologen lachten über den witzigen Einfall des Czars, der geradezu die Unterredung auf die Bulle Unigenitus lenkte — dies machte ihnen Vergnügen; er verstand diese Bulle aus dem Grunde. Man weiß, daß er bei einer Unterredung von der Aufführung des Papstes sagte: Wenn er sich unfehlbar glaubt, so ist er ein Narr, und glaubt er es nicht, so ist er ein Betrüger.

Die Doctoren brachen das Gespräch von dem Papste ab, und verdoppelten ihre dringenden Vorstellungen zu Vereinigung der griechischen und römischen Kirche. Der Czar, um sich heraus zu wikkeln, begehrte einen schriftlichen Aufsatz über diese Sache. Der Abbé Besogne erhielt den Auftrag,

ihn zu verfertigen; aber als er aufgesezt war, war Peter I. abgereißt; es wurde ihm also derselbe nach Spaa nachgeschikt, wo sich Peter verweilte, um sich der warmen Bäder zu bedienen.

Die Aufführung der Sorbonne war sehr rühmlich; aber sie mußte in den Augen eines Mannes, der über alles, was er hörte und sahe, Ueberlegungen anzustellen gewohnt war, sonderbar scheinen. Der Redner selbst war ein Friedensstörer; man sahe sich in kurzem gezwungen, ihn von der Sorbonne auszuschliessen, um den Frieden in derselben wieder herzustellen. Uebrigens, bei welchen Umständen schlug die Sorbonne die Vereinigung beider Kirchen vor? Zu einer Zeit, wo sie in ihren eigenen Eingeweiden durch zwo stürmische Parteien zerfleischt war, wo sie durch Rom, weil sie ein für dogmatisch erkanntes Urtheil desselben so eben vernichtet hatte, verdammt worden war.

Im sechszehnten Jahrhunderte wurde die bisher dem Patriarchen von Konstantinopel unterworfene russische Kirche frei und unabhängig, und der Erzbischof von Novogorod durch Jeremias, den Patriarchen von Konstantinopel, der auf seine Rechte Verzicht gethan hatte, im Jahre 1588 zum heiligen Patriarchen ernannt.

Seit dieser Zeit haben die Päpste vergebliche Versuche gemacht, ihre Oberherrschaft über dieselbe einzuführen. Der Jesuite Possekin wurde gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts abgeschikt, um an diesem grossen Werke zu arbeiten; er bediente

sich aller Ränke, und wurde fortgejagt. Die Sorbonne wollte den Ruhm haben, diese Vereinigung, welche den durch die Jesuiten unterstützten Päpsten mißlungen war, zu bewirken.

Der Czar stellte bei seiner Ankunft in Rußland die Denkschrift der Sorbonne dem Erzbischof von Novogorod zu, und schärfte ihm ein, sie auf eine höfliche Weise zu beantworten. Peter der Erste dachte niemalen daran, den Papst anzuerkennen. Vierzig durch die Päpste exkommunizirte Fürsten, und zwanzig durch sie zerrüttete Staaten zeigten ihm genugsam, was ihm zuträglich war.

Was den Erzbischof von Novogorod, immerwährenden Präsidenten der griechischen Synode, anbelangt, so war er ganz nicht aufgelegt, einem italiänischen Priester, den die griechische Kirche verabscheute, der sie alle Jahre exkommunizirt und von dem sie exkommunizirt wird, für seinen Herren zu erkennen. Ware es auch wohl wahrscheinlich, daß diese russische Kirche, die sich von dem Joche der konstantinopolitanischen Patriarchen befreit hatte, sich wieder unter das für sie noch weit furchtbarere Joch der päpstlichen Herrschaft begeben würde?

Die Sorbonne brachte durch ihre Denkschrift sowohl den französischen als den römischen Hof gegen sich auf. Der Abbé Dubois, der damals Geheimschreiber der auswärtigen Angelegenheiten war, sahe sie als ein aufrührisches Corps an. Der Papst, seinerseits, betrachtete sie als ein Schismatisches Corps, welches sich gegen die Bulle Unigenitus auflehnte. Ueberdies war er sehr erzürnt, daß sie

in ihrem Denkschreiben an den Czar angeführt hatte, daß die Kirchenversammlungen über die Päpste seien, daß die russische Kirche, wenn sie sich mit Rom vereinige, ihre besondere Freiheiten, wie die französische Kirche, haben könne. Alles dies machte den Papst unwillig: er rächte sich deswegen dadurch, daß er die Unternehmung der Sorbonne rückgängig machte, und schikte fünf Kapuziner nach Rußland, um an dieser Vereinigung zu arbeiten. Diese Kapuziner griffen die Sache verkehrt an; sie waren Dummköpfe, die, nach dem Berichte des Paters Quien, eines Dominikaners, mit Schimpfworten gegen die Russen loszogen; eine schlechte Aufführung für Apostel! die Jesuiten wären zu dieser Gesandtschaft geschikter gewesen; aber der Czar, der in Frankreich erfahren hatte, wie unruhig und gefährlich sie waren, hätte sie, bei ihrer Ankunft in seine Staaten, wieder fortgejagt.

Die Sorbonne hielt sich nicht an die Antwort des Erzbischofs von Novogorod; sie schrieb an einige russische Bischöffe, um diese Vereinigung zu betreiben. Der Czar wurde davon, so wie von dem Auftrage der fünf Kapuziner, im Namen des Papstes benachrichtiget. Die russische Geistlichkeit und das Volk, von dem, was im Werke war, benachrichtigt, erregten einen Lärm; um ihn zu stillen, verordnete der Czar das Conclave-Fest. Dieses Fest war ein grobes aber unterrichtendes Possenspiel. Es lehrte die Russen, daß sie nichts zu fürchten, den Papst, daß er von seinen Emissarien nichts

zu hoffen, und die Sorbonne, daß sie nichts von ihrer Denkschrift und ihren Briefen zu erwarten hätte.

In dem kaiserlichen Pallaste war ein alter Trunkenbold, Namens Sotof, der in seinem Kopfe nicht recht richtig war, und um die ersten Ehren = Aemter des Staates anhielt; der Czar machte ihn zum Kenef Papa, und gab ihm, um diese Würde zu behaupten, ein gutes Gehalt und ein Haus, welches man den päpstlichen Pallast nannte. Sotof, der seine Rolle verstund, errichtete sich ein Kollegium von Kardinälen, ließ dem Volke den Tag seiner Einsetzung in die päpstliche Würde verkündigen, und veranstaltete eine Prozession. An der Spitze seiner Kardinäle und seiner ganzen Geistlichkeit nahm er Besitz von seinem Pallaste. Possenreisser sezten ihn mit grossen Zeremonien auf den päpstlichen Stuhl. Vier Stumme in Chorhemden wünschten ihm Glück zu seiner Einsetzung in die päpstliche Würde. Eine von den besonderen Merkwürdigkeiten dieser Farçe ist, daß der Papst, die Kardinäle, die Redner die ihm Glück wünschten, die Possenreißer, die ihn einsezten, mit einem Worte alle Geistliche der russisch = päpstlichen Kapelle, von Brantewein trunken waren.

Nach dem Tode des Sotof ernannte man einen andern Kenef, und diese Würde wurde nicht eher abgeschaft, bis das Volk genugsam überzeugt war, daß die griechische Kirche niemals von der römischen abhängen würde. Diese grobe Belustigungen unterhielten Rußland in seiner Abneigung gegen den Papst.

Diese eben so politische, als lächerliche Farçe benahm der Sorbonne einige Zeit die Hoffnung, die Vereinigung beider Kirchen zu bewerkstelligen. Unterdessen schikte sie doch, nach dem im Jahre 1727 erfolgten Tode des Czars, einen Priester, Namens Jubé, der Pfarrer zu Asmières, nahe bei Paris, gewesen, und wegen dem Jansenism verfolgt worden war, nach Rußland. Dieser hatte sich von seiner Pfarrei geflüchtet; es war ein Befehl gegeben worden, ihn anzuhalten, weil er jansenistische Bücher verbreitet hatte. Er irrte einige Zeit von Provinz zu Provinz und bettelte sein Brod; nachdem er sich endlich nach Holland geflüchtet hatte, so lebte er daselbst eine lange Zeit hindurch vom Allmosen. Im Jahre 1728 schikte ihm die Sorbonne Beglaubigungsschreiben zu, um nach Rußland zu reisen, und mit der Geistlichkeit daselbst die Näherung beider Kirchen zu betreiben. Der Kardinal von Noailles beredete sich in geheim mit ihm, gab ihm seinen Segen, und er verreisete.

Die dem Doctor Jubé zugestellte Vollmachten waren durch zwölf Jansenisten aus der Sorbonne unterzeichnet. Diese Unterzeichnung verdient bemerkt zu werden. Die Jansenisten gaben sich, selbst zu der Zeit wo sie der Papst aus dem Schooße der Kirche stieß, wo er alle Donnerkeile des Vatikans gegen sie abschleuderte, alle Mühe, die Herrschaft desselben auszubreiten.

Der Abgeordnete der Sorbonne wurde, nach seiner Ankunft in Rußland, Lehrer der Prinzessin Olgo-

rouski, die er in Holland zu der Zeit, worinn der Prinz, ihr Gemahl, Gesandter daselbst war, gekannt hatte. Dieser Stand eines Lehrmeisters verschafte ihm Gelegenheit, mit dem Prinzen Galitzin, der das Reich beherrschte, und mit Wasili Dolgorouki, der Peter den Ersten nach Frankreich begleitet, und mit ihm die Sorbonne besucht hatte, bekannt zu werden.

Dieser Prinz hatte keine Kinder, aber einen Neffen, Namens Jakob, der zu Paris in dem Glauben der lateinischen Kirche erzogen wurde. Das Patriarchat, welches der Czar abgeschaft, und welches man wieder einführen wollte, ward diesem Neffen bestimmt. Wasili wurde durch eine solche ausgezeichnete Ehre für seine Familie geschmeichelt. Seine Gemalin bekannte sich zur römischen Religion.

Im Jahre 1730 verschwanden die Hoffnungen dieser Familie und des Doctors Fybé plözlich. Der Czar Peter II. starb an dem nämlichen Tage, an dem man seine Hochzeit mit Katharina Dolgoruki, der Schwester Jakobs, feiren sollte.

Die Prinzessin Anna, Herzogin von Kurland und Tochter des Iwan, des ältern Bruders Peters I., wurde zum Throne ernannt. Der Erzbischof von Novogorod ließ mit Begünstigung dieser neuen Regierung alle diejenigen strafen, welche von der Vereinigung der russischen Kirche mit der römischen gesprochen, oder sie begünstigt hatten. Die ganze Familie Dolgorouki wurde in die Acht erklärt, und Wasili in die äussersten Gränzen des Sees Ladoga verbannt. Der Prinz Demetrius von der nämlichen

Familie, wurde auf die Galeeren geschikt, und Jakob, der Patriarch werden sollte, verdammt, Matrose zu werden. Die Prinzessin Dolgorouki wurde begnadigt, doch unter der Bedingung, daß sie den Katholicismus, welchen die Kaiserin eine teuflische Religion nannte, abschwören sollte.

Jubé, der Abgeordnete der Sorbonne, der Beichtvater dieser Prinzessin gewesen war, bekam Befehl, das Reich, worinn er nur das Handwerk eines Haus-Lehrers, Beichtvaters und Religionszänkers getrieben hatte, zu verlassen. Er kehrte nach Paris zurück, und starb daselbst im Jahre 1745 im Hospital, mit der Ueberzeugung, daß, wann Gott die wirkende Gnade mit ihm zu den Russen geschikt hätte, sie die Macht des Papstes erkannt, und das Credo von einem Ende des Reichs bis an das andere nach römischer Art gesungen hätten. Dies hätte der Sorbonne eine grosse Ehre gemacht.

Sechs und sechszigstes Kapitel.

Von dem Diakonus Paris, von den Wunderwerken, die er auf einem Kirchhofe und auf den Fruchtböden verrichtete. Wunderbare Bekehrung eines Parlaments-Raths.

Schön ist es, wenn man die Sorbonne für das Wohl der Könige und Völker gegen Rom streiten, wenn man sie gegen ungerechte Exkommunikationen, gegen Glaubens-Formulare, die immer gefährlich sind, ihre Stimme erheben sieht. Aber es ist traurig, eben diese Sorbonne, wegen der wirkenden Gnade und einigen Stellen eines seit vierzehn Jahrhunderten an dem Fuße des Bergs Atlas verstorbenen afrikanischen Bischofs, Frankreich verwirren zu sehen.

„Gott ist für uns, sagten die Jansenisten in „der Sorbonne. Um die Jesuiten, unsere und der „Religion Feinde, zu beschämen, heilte er ehemals „auf eine bewunderungswürdige Art die Nichte des „Pascal von einer Thränenfistel: auch heute noch „zeigt er sich als Stütze unserer Rechte, er verherr„licht, auf dem Kirchhofe einer Vorstadt von Pa„ris, den Ruhm eines unserer Heiligen.

Gott hatte, ehe er in Paris Wunderwerke verrichtete, schon mehrere in den Provinzen zu Gunsten des Jansenismus bewerkstelligt. Ein Priester,

Namens Rousse, starb in d'Avenai, einem Dorfe in dem Kirchsprengel von Reims. Während seines Lebens stund er bei den Menschen in geringem Ansehen; aber nach seinem Tode war er von Gott ungemein hoch geschäzt. Anna Augier, die einen lahmen Arm, und eine vom Krebs angefressene Brust hatte, wandte sich, da sie ihre Heilung von dem heiligen Remigius, ungeachtet ihrer Bitten, nicht erlangen konnte, an den verstorbenen Herrn Rousse, und nur durch seine Vermittlung, erhielt sie den Gebrauch ihres Arms, und die Genesung ihrer Brust. Acht und dreißig Jansenisten bezeugten dieses Wunderwerk. Aber die Weihbischöffe, welche den Jansenismus als eine Sekte, die den Gnadenbezeugungen der Kirche die Thüre verschloß, verabscheuten, und als gute Rechenmeister, die Abteien den Wunderwerken vorzogen, verboten den Kranken, durch eine öffentliche Verordnung, sich nicht weiters, wenn sie ihre Gesundheit erlangen wollten, an den Priester Rousse zu wenden, und neuntägige Gebete oder Wallfahrten zu seinem Grabe anzustellen; und es war unter dem Volke weiters keine Rede mehr von ihm.

Wenige Jahre nach diesem in einem Dorfe auf dem Grabe eines champagnischen Priesters bewirkten und ziemlich unbekannten Wunder, verrichtete Gott in Paris ein desto augenscheinlicheres auf dem Grabe eines Diakons; und dies that er, um zu beweisen, daß die Bulle Unigenitus abge-

schmakt, der Papst nicht unfehlbar, und die Jesuiten Schurken seien.

Dieser Diakon nannte sich Franz Paris, und war Bruder eines Parlaments-Raths. Um Gott zu gefallen, wollte er die Priester-Würde nicht annehmen. Nachdem er von der Bulle Unigenitus auf ein künftiges Concilium appellirt, und wieder appellirt hatte, so that er auf sein väterliches Erbgut, und auf den Menschenverstand Verzicht, und verbarg sich in der Vorstadt Saint-Marceau. Zehn Jahre hindurch bestund seine Beschäftigung in nichts anders, als Strümpfe zu verfertigen, und er starb auch in dieser Dunkelheit, für welche er geboren war. Diese Vorstadt ist, wie bekannt, der Sitz des Elends, der Bettelei, und die ungesundeste Gegend der Hauptstadt. Nach dem Tode des Diakons Paris, ließ ihn die jansenistische Partei eine große Rolle spielen; sie machte einen Wunderthäter, einen Thaumaturgen aus ihm.

Einige kranke Bettler giengen auf sein Grab, um zu beten, und behaupteten, sie seien gesund worden. Ein Wunder zu Gunsten dieser Bettler, brachte ihnen einige Allmosen, und die Achtung ihres Quartiers zuwege: andere Bettler, ihrerseits, die sich, um Geld zu gewinnen und Mitleiden zu erwecken, für krank ausgaben, ruften den neuen Heiligen an, und genasen. Der Ruf von diesen Heilungen verbreitete sich in ganz Paris; und izt schleppten sich die Hinkenden und Lahmen in Menge

auf den Kirchhof des heiligen Medards; hier lag der Diakon Paris begraben.

Am Hofe und in den Provinzen sprach man von nichts mehr, als von Wundern und durch Wunderkuren Genesenen. Margaretha Tibaut, Maria Couroneau, Louisa Coirin, Louisa Hardouin, Fraziſca Ducheſne wurden der Gegenstand fast aller Gespräche. Die einen lobten ihren Glauben, die andern besangen sie. Alle diese Weiber, wovon einige wassersüchtig, andere kontract, oder mit Wunden und Geschwüren bedekt waren, erlangten ihre Gesundheit dadurch wieder, daß sie sich auf den Diakon Paris, oder in der Sprache seiner Anhänger zu reden, auf die kostbaren Ueberbleibsel seiner Moralität legten, und sich auf denselben hin und her bewegten. Hundert betrogene und betrügerische Zeugen bezeugten diese neue Wunder, die weiters zu nichts dienten, als die in noch weniger aufgeklärten Zeiten bewirkte Zeichen verdächtig zu machen.

Philipp Sergent, Wollkämmer, Peter Gautier und ein Abbé Becheraud, hatten Antheil an den Wunderwerken des auserwählten Diakons. Dieser Abbé hatte den einen Fuß weit kürzer, als den andern; der Zeitungsschreiber der Religionsbegebenheiten, schrieb in das Publikum, daß sich sein Bein um einen Zoll verlängert habe. Nachdem man aber diesen Fuß einige Zeit hernach genau untersucht hatte, so hatte er sich nur um eine Linie verlängert; dieses Wunderwerk wurde aber auch nur für ein Halbwunder angesehen. Der Glaube dieses

languedokischen Abbés war wahrscheinlich nicht vollkommen, vielleicht nur ein halber Glaube; dessen ungeachtet wäre er doch für den gemeinen Pöbel ein Gegenstand der Verehrung geworden, wenn die Regierung ihn nicht zu Saint-Lazare hätte einthürmen lassen. Es muß auch etwas an dem Glauben der Magaretha Tibaut gefehlt haben, denn nach ihrer Heilung behielt sie noch drei krumme Finger; aber man muß auch zugeben, daß, bei göttlichen Wunderwerken, drei Finger eine Kleinigkeit sind.

Don Alphonso de Palacio, ein Sohn des Ober-Aufsehers über die spanischen Posten, war einer von den berühmtesten unter den durch Wunder Geheilten. Dieser junge Mensch, der im navarrischen Kollegium studirte, war an dem linken Auge blind, und in Gefahr, durch die Folgen eines Streichs mit der Faust, den er von einem Schulkameraden empfangen hatte, auch das rechte Auge zu verlieren. Die, welche sich mit dem Unterrichte dieses jungen Spaniers abgaben, liessen einen Apotheker rufen, welcher ihm warme Aufschläge von Ibisch-Wasser mit Solanumssaft vermischt, auf sein Auge legte. Dies that gute Wirkung; der Apotheker freute sich, das Auge wieder hergestellt zu haben; aber die Jansenisten maßten sich diese Heilung zu, und sagten, daß der Leinwand, dessen er sich bedient hatte, ein Stück von dem Hemde des Diakons Paris gewesen sei. Man ließ Zeugen darüber abhören, und einen Verbal-Prozeß von diesem Wunderwerk aufsetzen.

Die

Die Art, mit welcher man zu Werke gieng, um ein Wunder zu erhalten, verdient bemerkt zu werden. Man sezte den Kranken auf das Grab des Diakons. Tausende von Zuschauern waren in Gebet und religiöser Andacht aufmerksam auf das Werk Gottes. Dieses Werk kündigte sich mit einem leichten Schauer, welchen der Kranke an seinem Leibe fühlte, an. Auf diesen Schauer folgten merklichere gichterische Bewegungen, plözliche und unwillkührliche Erschütterungen. Diese Konvulsionen, womit eine Genesung begleitet war, waren etwas besonders, doch in den Augen der Jansenisten nichts ausserordentliches: nämlich eine Folge des Erschrekkens und der Leiden der Natur, die sich aus ihren allgemeinen Gesetzen gerückt fühlte.

Diese Erschütterungen wurden endlich so weit getrieben, daß der Kranke aufsprang, Luft- und Fechtersprünge that. Die, welche vorgaben, daß man auf dem Grabe des Diakons Paris tanzte, haben nichts anders, als die Wahrheit gesagt; Augenzeugen, wovon einige sogar noch leben, haben dies bestätiget. Diese Zeugen behaupten izt in dem Augenblicke, darinn wir die Geschichte dieser schändlichen Auftritte schreiben, daß sie dieser abgeschmakten Komödie mehreremale beigewohnt, daß sie auf dem Kirchhofe des heiligen Medard nichts, als tausende von Thoren in Bewunderung vertieft, und einige Betrüger, die ihre Rolle gut zu spielen wußten, gesehen haben. Wer sich, setzen diese Zeugen hinzu, unterstanden hätte, diese abscheulichen Ge-

heimnisse, entweder durch ein spöttisches Lachen, oder durch eine verächtliche oder zornige Miene, zu stören, würde Gefahr gelaufen haben, sein Leben zu verlieren.

Ein Vernünftiger mußte unwillig werden, wenn er auf diesem Kirchhofe Parlaments-Räthe, obrigkeitliche Personen, aus allen, auch den höchsten Gerichten, die aus Ehrerbietung gegen den Hochseeligen ihre richterlichen Kleider angezogen hatten, die Weiber dieser Richter, ihre Beichtväter, Redner, Doctoren der Sorbonne, sich unter diese Hefe des Volks mischen, und durch ihre Gegenwart diesen ungereimten Possen Glauben verschaffen sah.

Die Regierung, über die Fortschritte dieses Fanatism erstaunt, ließ den Kirchhof des heiligen Medards verschliessen. Ein witziger Kopf schrieb an die Thüre desselben:

Verbot an Gott, ins Königs Namen,
Kein Wunder mehr hier auszukramen! *)

und die Wunder hörten nicht auf. Der rings um den Kirchhof gesammelte Staub bewirkte zwar nicht so herrliche in die Augen fallende, aber doch eben so reelle Kuren. Das Wasser aus dem Brunnen des Diakons war von bewunderungswürdiger Kraft für Wunden, für die Augen und für die goldene Ader. Man grif alle diejenige, welche sich einstellten, den Paris anzurufen; wer einige Achtung verdiente,

*) De par le Roi, defense à Dieu,
De faire miracle en ce lieu.

wurde in die Bastille gesezt, und der gemeine Pöbel entweder zu dem Zuchthause oder in das Bicêtre verdammt.

Das Grab wurde ohne aufhören von einer Schildwache verwahrt; doch die Fanatiker, welche es nicht wagten, sich demselben zu nahen, versammelten sich in Privathäusern, um miteinander zu beten, und den auserwählten Diakon anzurufen. Nicht zufrieden, nur zu zittern, und sich die Glieder zu verdrehen, ließ man sich sogar, um gesund zu werden, peitschen und schlagen. Vermittelst der Uebung brachten es die, die in Konvulsionen fielen, so weit, daß sie die Feuer- und Kreuzprobe, und Schläge mit Holzscheitern und eisernen Stangen auf den Magen, aushalten konnten. In diesen Synagogen wurden diese Proben das Werk der Konvulsionen oder die Uebung des Feuerboks, des Kieselsteins, des Bratspießes und des Kreuzes genannt. Die Streiche nannte man den Beistand (les sécours) oder das Hauptstück (le capital) des Werks. Junge Mädchen, die man Prophetinnen nannte, wurden zu diesen edlen Uebungen abgerichtet, das heißt, den Beistand der Menschen zu verlangen und auszuhalten, und die Männer unterliessen es nie, sie zu bedienen. Denenjenigen, welche diesen Beistand oder das Hauptstück des Werks ausspendeten, gab man den Namen, Bruder. Wann die Schwestern diese Hilfsmittel begehrten, so konnten sie ihnen die Brüder, ohne eine schröckliche

Sünde gegen die Nächstenliebe zu begehen, nicht verweigern.

Man machte einen Unterschied zwischen den grossen und den kleinen Hilfsmitteln: zu den ersten bediente man sich des Feuerboks, des Holzscheites, des Bratspießes und des Stoks; sie waren wohlthätig und ganz nicht gefährlich. Die Schwester, der man Hilfe leistete, war bei den schreklichen Schlägen, die man ihr gab, nicht nur gefühllos und unverwundbar, sondern sie fühlte noch eine grosse Linderung ihres Schmerzens. Schlagt zu, schlagt zu, mein Bruder! schrie sie aus! um Gotteswillen verdoppelt euern Beistand!

Die Sache nahm immer mehr zu; jeden Tag erfand der Fanatismus grausamere Hilfsmittel. Durch wiederholte Versuche entdekte man, vermittelst einer Pomade, mit der man sich bestrich, das Geheimniß, die Wirkungen des Feuers zu hemmen. Eine Prophetin, die man die Salamander nannte, sezte sich auf glühende Kohlen, und als das Feuer erlosch, so schrie sie: Gersten-Zucker: dies war einer ihrer Ausdrücke. Dieser Gersten-Zucker bestund in einem Stock, der armsdick und an einem Ende zugespizt war. Die Salamandrin krümmte ihren Leib, nachdem sie vom Feuer aufgestanden war, mitten in dem Zimmer in Gestalt eines Bogens, strekte den Bauch in die Höhe, und stüzte die Lenden auf die Spitze des Stoks; in dieser abscheulichen Stellung schrie sie: Biskuit, Biskuit. Dieser Biskuit war ein Stein von fünfzig

Pfunden, der an ein Seil befestigt war, welches durch eine, in der Höhe festgemachte Rolle, durchgezogen wurde. Man ließ diesen Stein mehreremal auf den Magen der Schwester herab fallen. Mit diesem Hilfsmittel wurde so lange fortgefahren, bis die Schwester aufhörte, Gersten-Zucker, (lucre d'orge) zu schreien.

Uebung mit dem Bratspieße.

Die Uebung mit dem Bratspieße war in gewisser Art noch wunderbarer. Man spießte eine ganz nackete Schwester von der Art wie die Salamandrin, ungefehr so an, wie man ein Rippenstück anspießt. Eine Henne wurde an ihre Hüften gebunden, und ein Bruder drehete den Spieß an einem sehr heftigen Feuer herum. Das Bewunderungswürdige dieses Hilfsmittels war die Unfühlbarkeit der angespießten Schwester, ungeachtet die Henne auf ihrem Hintern gebraten wurde.

Uebung mit dem Kreuze.

Wir wollen auch noch die Uebung mit dem Kreuze anführen: dies war eine wahre Kreuzigung. Man nagelte einen Bruder oder eine Schwester an ein Kreuz; diesen gab man nachher mehrere Lanzenstiche; die Zuschauer hatten die Erlaubniß, ihnen Degenstiche zu versetzen. Das Blut lief aus den Händen und Füßen, und aus der Seite der oder des Gekreuzigten. Die Bethörten und die Betrüger schrien Wunder über Wunder. Die Schwester gab ihren Geist auf. Aber ihr Tod war nichts, als ein geheimnißreiches Einschlummern, welches ihre Schmerzen endigte. In kurzem stieg sie wieder ganz freudig von dem Kreuze, ohne daß man

an ihren Händen und Füßen Wunden, noch in ihrer Seite die geringsten Spuren von den empfangenen Lanzenstichen bemerken konnte.

Alle diese Marktschreiereien, deren Wunderbares eben so unglaublich, als barbarisch scheint, endeten sich allezeit mit Verwünschungen der Bulle Unigenitus, um den Triumph der Guade, und den Fall der Jesuiten zu verkündigen. Unschikliche und gotteslästerliche Ausdrücke wurden nicht gespart. Auf diese Weise verfuhren diese Heuboden-Propheten: der ganze Auftritt war mit Gebeten, mit Lobliedern auf den Diakon Paris, und mit Litaneien der heiligen Jansenisten untermischt. Man predigte und las Messe; Bruder Hilarius taufte noch einmal, und diese neue Taufe wurde die Taufe der Vollkommenheit genannt.

Bei der Ausspendung dieser greulichen Hilfsmittel starb nicht ein einziger von diesen durch Wunder Geheilten: etliche wenige wurden verletzet, und eine sehr grosse Anzahl soll von unheilbaren Krankheiten wieder hergestellt worden seyn. Im Jahr 1737 zählte man mehr, als sechshundert Mädchen, welche die Hilfsmittel begehrt, und mehr als sechstausend Brüder, die sie ausgespendet hatten.

Sehr viele Personen, die gegen diese Hilfsmittel, welche man das Werk Gottes nannte, losgezogen hatten, endigten damit, daß sie sie selbst foderten. So gieng es mit der Schwester Cabane: sie hatte ihre Gottlosigkeit so weit getrieben, daß sie sogar über diese heilige Farçen lachte, und Bö-

ses davon redete. Aber sie wurde in kurzem durch die wirkende Gnade überwunden, und eine der berühmtesten Prophetinnen unter den Sekouristen (denen die die Hilfsmittel begehrten): bald ließ sie sich an das Kreuz, bald an den Bratspieß heften; sie weissagte den Jesuiten schröckliche Dinge, die ihnen zum Theil schon wiederfahren sind; auch den Päpsten verkündigte sie grosses Unglück, welches mit der Zeit auch wohl über sie kommen kann.

Der Fanatismus mit den Hilfsmitteln, der unendliche Abwechslungen erfuhr, theilte sich in mehrere Sekten; es gab Augustinisten, Naturalisten oder Figuristen, Vaillantisten, Melangisten und Discernanten.

Augustinisten.

Bruder Augustin, erschröckt über die Heftigkeit der grossen Hilfsmittel, errichtete eine besondere Bande. Seine Anhänger gaben ihm den Namen Vorläufer; aber die übrigen Sekouristen sahen ihn für nichts, als für einen unwürdigen Abtrünnigen von dem Namen Gottes an. Unter seinem Haufen wurden nichts, als die kleinen Hilfsmittel, welche seine Widersacher der Unanständigkeit beschuldigten, dargereicht. Dies, sagten sie, seie nichts als die **Einbildung und Eingebung des Teufels**, der sie begehrte. Wenn etwa die prophezeihte Begebenheit eintraf, so verglich man diese kleine Prophezeihungen mit denen der Eselin des Bileams. Bei alledem mißbilligten die grossen Sekouristen gewisse kleine Hilfsmittel nicht, wenn es der Instinkt einer guten Erschütterung (Konvulsion) erforderte.

Naturalisten oder Figuristen.

Auf dem Heuboden des Bruders Augustin begünstigte man wirklich Ausdrücke, die der Schwelgerei angemessen waren, und Leibesstellungen, die sich mit der Keuschheit ganz nicht vertragen konnten: man wandte vor, daß sie Bilder, Figuren wären. Eine Konvulsionistin entblößte sich ganz, um die Blöße Jesu Christi und die Schönheit seiner Kirche vorzustellen. Man erzählt, daß eine andere auf allen Vieren einhergieng, und zween Priester auf ihrem Rücken trug. Alles dies waren Vorbilder, Sinnbilder und Symbolen, wie man sie in den Propheten findet.

Vaillantisten oder Elisten.

Während Bruder Augustin sich den Vorläufer nannte, und die Schwestern seines Heubodens ihren Hintern wiesen, so verkündigten die Prophetinnen in andern verborgenen Plätzen die Ankunft des Elias. Dieser erwartete Elias war der Abbé Vaillant, der aus la Trappe gejagt, und von der Regierung in die Bastille geworfen worden war. Er hatte sich durch seine Narrheiten und Weissagungen einen grossen Namen unter den Fanatikern der Vorstadt Saint-Marceau gemacht. Gott sollte ihn aus der Bastille durch ein Wunder, wie ehemals den heiligen Peter aus seinem Gefängniß, befreien, der neue Elias mitten in den Lüften erscheinen, und sich ganz Paris zeigen. Das Volk brachte mehrere Sommernächte in Erwartung seiner Ankunft zu. Um die Zusammenrottungen, die deswegen entstunden, zu zerstreuen, war man gezwun-

gen, starke Patrouillen zu machen; und Elias erschien nicht!

Bruder Vaillant hatte, ehe er in die Bastille gesezt ward, die Schwester Magdalenchen angehaucht. Dies trug sich ungefehr zur nämlichen Zeit zu, darinn der Jesuit Girard angeklagt wurde, daß er die schöne Cadiere angehaucht habe. Ich weiß zwar nicht was man unter diesem Hauche des Bruders Vaillant verstehen soll, noch was der Schwester Magdalenchen widerfuhr. Aber in den Denkschriften jener Zeiten findet man, daß sich unter der Bande dieses Vaillants eine kleine Prophetin befand, deren Busen und Leib ungemein zunahm. Erst nach neun Monaten verschwand die Geschwulst; doch dies war ein Vorbild!

Grund der Konvulsionen.

Auch wollte man wissen, welches der Hauptgrund seie, der das Wunderbare der gichterischen Bewegungen bewirkte. Diese, wie man sieht, sehr wichtige Frage wurde lange Zeit in den verschiedenen Synagogen der Sekouristen abgehandelt. Die einen wollten, es seie das Werk des Teufels, die andern behaupteten, ganz allein das Werk Gottes. Mitten unter diesem Gezänke der verschiedenen Meinungen erschienen die Discernanten (Unterscheidende), welche behaupteten, daß jede gichterische Bewegung, die mit Hilfsmitteln begleitet ist, ein vermischtes Werk seie, und daher schlossen sie, daß bei dem Wunderbaren der Konvulsionen ein herrschender und ein beherrschter Teufel zum Grunde liege. Die, welche diese Mei-

Discernanten.

Melangisten. nung annahmen, nannten sich Melangisten (die Vermischenden.) Man sieht daraus, daß der Teufel zur Hälfte mit Gott wirkte. Man hatte auch halbe und fehlende Wunder, die aber nichts destoweniger das Werk Gottes waren.

Die Bischöffe waren in Ansehung dieser Wunder getheilt; mehrere hielten sie für satanische Werke, andere räumten ihnen einen Platz unter den wirklichen Wundern ein. Es wurden bischöfliche Verordnungen für und wider sie herausgegeben. Jede Partei hatte Aerzte, Wundärzte und Apotheker im Solde, um sie entweder zu bezeugen, oder ihnen ihre Kraft zu rauben. Die auſſer Fassung gebrachten Jesuiten schrien heftig gegen diese Wunder; die Philosophen betrugen sich besser dabei, sie brachten sie in Liedchen.

Unterdessen vermehrten sich, des Geschreis der Jesuiten, der Wachtsamkeit der Polizei, und der Spöttereien der Philosophen ungeachtet, die Synagogen der Sekouristen. Nicht in der Vorstadt Saint-Medard allein hatten sie ihre Wohnung aufgeschlagen; sondern sie liessen sich in mehreren Gegenden von Paris nieder. Das Bedaurungswürdigste dabei war, daß dieser finstere Fanatismus, dessen beide Triebfedern Betrügerei und Einbildungskraft waren, und der nur eine Nahrung für den niedrigen Pöbel zu seyn scheint, einen Theil des Parlaments angestekt hatte.

Die Polizei wurde, um die Dachstuben von Paris von diesen niederträchtigen Heerden von Be-

sessenen zu reinigen, gezwungen, auf strenge Mittel zu denken. Die Landesverweisung, die Gefängnisse, die Kerker waren mehrere Jahre, und immer umsonst, gegen sie angewendet worden. Das Bicêtre und Zuchthaus waren gepfropft voll von diesen Elenden. Um Paris von ihnen zu reinigen, wäre es, wie es scheint, genug gewesen, wenn man ihre Wunder in den Puppenspielen und auf Meß-Theatern hätte aufführen lassen. Dahin gieng die Meinung des Herrn von Alembert, welcher schon einer von den denkenden Staatsräthen war. Herr von Argenson, der ihn über diese Abscheulichkeiten befragt hatte, dachte wie er. Es wurde auch in dem geheimen Rathe des Königs in Vorschlag gebracht, aber die Vorurtheile des größten Theils der Glieder, womit damals dieses Conseil besezt war, machten, daß dieses Mittel verworfen wurde, welches einzig im Stande war, das gemeine Volk, welches immer leicht zu verführen ist, wann Spitzbuben und Marktschreier im Namen Gottes zu ihm reden, zu heilen, und ihm seinen Irrthum zu benehmen. Die Eigenliebe kann ihre Rechnung dabei finden, verfolgt zu werden, aber sie wird niemalen ihren Ruhm darein setzen, auf Theatern verächtlich gemacht, und von dem Volke ausgezischt zu werden.

Mitten in der Verfolgung wandten sich die Häupter der Konvulsionisten an das Parlament, wo sie viele Anhänger und Adepten hatten. Sie begehrten, es solle sich rechtlicher Weise nach der Wahrheit ihrer Wunder, und nach der Güte ihrer

Hilfsmittel erkundigen. Die grosse Kammer verweigerte diese Erkundigung, die sie entehrt hätte. Wirklich wäre es auch lächerlich gewesen, Schlüsse und Wunderzeichen zu publiziren. Dennoch aber tadelte man das Parlament, daß es den Konvulsionisten nicht verbot, Versammlungen zu halten, und sich darinn kreuzigen und an den Spieß stecken zu lassen.

Die immer merkwürdige Bekehrung des Carré de Montgeron, eines Parlamentsrathes, ist eine von den wunderbarsten Begebenheiten bei dem Grabe des Diakons Paris. Wir wollen seine eigene Worte anführen. Dieser Juriste war ein wollüstiger, dem Wein ergebener, harter, pralerischer, hiziger und niederträchtiger Mann. Er hatte, sagt er selbst, eine niederträchtige und verächtliche Seele. Die Entehrung von Weibern und Mädchen war der Preis, für welchen er seine Gnadenbezeugungen in Bourges und Limoges, über welche sein Vater nach und nach Intendant gewesen war, verkaufte. In dieser leztern Stadt läugnete er eine Schuld. Der Handwerker, der ihm Geld gelehnt hatte, schlug ihm öffentlich mit der Faust in das Gesichte. Nach der Begebenheit mit diesem Backenstreiche, wurde der Sohn des Herrn Intendanten, Parlamentsrath zu Paris, und ward deswegen weder weiser noch redlicher. Um desto ungebundener mit den Gassen-Mädchen zu leben, wollte er, sagt er, sich weder verheurathen, noch eine Maitresse halten. Mit so vielen Lastern verband er Furcht vor der Hölle.

Auf diese Weise lebte Carré de Montgeron mehrere Jahre in Wollüsten und in Furcht vor dem Teufel.

Die Neugierde führte ihn zu dem Grabe des Diakons Paris. Er wollte sich über die Wunder, die sich daselbst zutrugen, lustig machen; aber hier eben war der Ort, wo ihn Gott erwartete. Ein himmlisches Licht warf ihn zu Boden, dicke Schuppen fielen von seinen Augen; er erkannte Gott und seinen auserwählten Diakon; er wurde der Apostel der Wunderzeichen, die er verschrien hatte, und endigte damit, Martyrer derselben zu werden. Er sammelte in einem ungeheur dicken Bande alle die Heilungen, die Gott durch die Vermittlung seines Dieners Paris bewirkt hatte. Jedes Wunder war durch die Beipflichtung mehrerer Aerzte und Wund-Aerzte, und einer Menge Augenzeugen, welche die Wahrheit desselben bestätigten, unterstützt. Als diese Sammlung geendigt war, so begab sich dieser Fanatiker, in seinen Parlaments-Rock gekleidet, nach Versailles, und legte sie Ludwig XV vor. Dies hieß, sich aufopfern. Er wurde angehalten, und in die Bastille geworfen, da er doch vielmehr in das Narrenhaus gehörte. Sein Prozeß gieng nun das ganze Parlament an. Die Kammern versammelten sich, und schikten Abgeordnete nach Versailles, um ihren Mitbruder, der ein Thor war, und die Unterstützung einer Gesellschaft weiser Männer nicht verdiente, abzufodern.

Unterdessen erlangten die Konvulsionen, die Wunder und die Hilfsmittel immer mehr Glauben.

Dreißig darüber befragte Doctoren der Sorbonne antworteten, daß man diese Heuboden-Wunder der Verachtung Preis geben sollte, daß die Hilfsmittel unanständig, unmenschlich und mörderisch seien, und daß man sich sowohl durch das Fordern, als das Ausspenden derselben, versündige.

Diese Antwort schien eine Mißbilligung mehrerer anderer Doctoren der Sorbonne zu seyn, die diese Abscheulichkeiten unterstützten; dennoch konnten sie nicht verhindern, daß ihnen nicht mehrere Bischöffe den Vorwurf machten, sie hätten Ursache zu den Konvulsionen gegeben, und die Narrheiten von Saint-Medard in Ansehen gebracht.

Der Mangel an Zeit erlaubt uns nicht, Untersuchungen anzustellen, in wie weit diese Vorwürfe gegründet, oder ungültig sind. Wahr ist es, daß der erste Zeuge, den Carré de Montgeron in seiner Geschichte der Konvulsionen aufstellt, ein Doctor der Sorbonne ist. Wollt ihr noch länger diese Doctoren anhören, euch ihnen noch länger anvertrauen? sagte Languet, der Erzbischof von Sens, zu seinen Pfarrkindern. Er verwies diesen Doctoren, daß sie von Fruchtböden zu Fruchtböden stiegen, um die Sprünge, Burzelbäume und die Kreuzigungen einer halb spitzbübischen, halb fanatischen Metze zu bewundern. Wirklich sahe man viele Theologen und obrigkeitliche Personen, sich mit den Brüdern und Schwestern vermischen, und durch ihre Gegenwart sie zu dem Werke der Konvulsionen aufmuntern, ja sogar selbst die grossen Hilfsmittel,

das heißt, Stöße mit dem Spieße und der eisernen Stange auf den geharnischten Magen der kleinen Prophetinnen, die die Jansenisten besoldeten, ausspenden.

Richten wir unsere Blicke nicht länger auf diese Gegenstände der Thorheit und des Betrugs! sie sind zu erniedrigend für die menschliche Vernunft, für die Nation und für das Jahrhundert, worinnen wir leben. Gehen wir zu Begebenheiten über, die der Neugierde eines Lesers, der sich belehren will, würdiger sind. Laßt uns die grossen Männer betrachten, wie sie sich Mühe geben, Frankreich aufzuklären, mittlerweil sich der Fanatismus beschäftigte, es in Irrthum zu führen, und herabzuwürdigen, und die Verfolgungen erzehlen, die sie von der Sorbonne auszustehen hatten, und alle die Gefahren, denen diese grosse Männer in ihren Lebzeiten, weil sie die Wahrheit sagten, ausgesezt waren!

Sieben und sechszigstes Kapitel.

Montesquieu durch die Sorbonne gerichtet. Buffon bedroht. Die Encyclopedie. Deismus in der Sorbonne behauptet.

Noch daurte der Fanatismus mit den Konvulsionen, an welchem so viele obrigkeitliche Personen, und so viele Theologen Theil nahmen. Die Parlamente und die Bischöffe fuhren fort, sich unaufhörlich durch Schlüsse und bischöfliche Verordnungen wegen der Bulle Unigenitus, zu bekriegen. Zwanzigmal, aber immer umsonst, legte sich der König mit seinem Ansehen, mit Edikten und geheimen Rathserklärungen dazwischen: alles war vergebens. Die Bischöffe glaubten, des Königs und der Parlamente ungeachtet, das Recht zu haben, ihre Kirchsprengel zu unterrichten: und die Parlamente ihrer Seits, wider Willen des Königs, bevollmächtigt zu seyn, die bischöflichen Verordnungen im Namen des Königs zu verbrennen.

Um den Frieden wieder herzustellen, mußte man die Franzosen vernünftig machen. Einsichtsvolle Köpfe beschäftigten sich mit diesem grossen Werke. Unter den häßlichen und lächerlichen Zänkereien des Jansenismus, breiteten sie in der Stille die Keime dieser Philosophie aus, die eine zur Vereinigung der Menschen gesittete Religion verehrt, die Vor-

urtheile

urtheile aber verbannt, die nur einen gegenseitigen Haß bewirken, und die Menschen der Gefahr aussetzen, sich untereinander, wegen Armseeligkeiten, zu erwürgen. Montesquieu, dieser wahrhaft grosse Mann, auf dessen Ruhm die Zeit ein unauslöschliches Sigel gedrukt hat, war, nach Voltaire, einer von denen, die am meisten dazu beitrugen, die Keime dieser Philosophie in Frankreich auszubreiten.

Der Geist der Gesetze, eines der schönsten Denkmäler, die man je zum Glücke der Menschheit errichtet hat, kostete ihn ein Drittheil seines Lebens, und verschafte ihm nichts, als den Verlust seiner Ruhe. Damals war es selten, daß, unter den Fesseln des Despotismus, ein gutes Buch eine andere Wirkung hervorbringen konnte. Anfänglich bedrohte man ihn, ihn aus der französischen Akademie hinauszustossen. Dieser Schimpf würde seinen Ruhm nicht geschändet, sondern vielmehr seine Verfolger entehrt haben.

Die Jansenisten, diese gefährlichen Sektirer, deren Konvulsionen und Heuböden-Wunder sie mit Schande bedekten; die Molinisten, diese andern zwar nicht so finstern, aber wirklich weit thätigere, weit heftigere und noch weit gefährlichere Sektirer; gefährlicher, weil sie Beichtväter, Prediger, Gewissensräthe, Höflinge und Zeitungsschreiber waren; alle diese bewafneten sich gegen Montesquieu und gegen sein Buch: sie fiengen damit an, daß sie ihn als einen Atheisten, Deisten und Aufrührer behandelten.

Die Sorbonne fand es nicht rathsam, stille dabei zu seyn; auch sie vereinigte sich mit seinen Verfolgern, und wollte ihn durch eine fürchterliche Verdammung des Geistes der Gesetze zu Grunde richten. Achtzehn Sätze, wovon die meisten heutzutag als Staatswahrheiten erkannt werden, schienen ihr tadelhaft. Die Censur des Geistes der Gesetze kostete die Sorbonne zwei Jahre Arbeit, und nachdem sie geendigt war, unterstund sie sich nicht, dieselbe zu publiziren; ihr Eifer schränkte sich darauf ein, den Montesquieu von Zeit zu Zeit zu bedrohen. Diese Plackereien vergifteten die lezten Jahre seines Lebens, und endigten damit, seine Gesundheit, die ohnedies von Natur schwächlich war, zu untergraben. Der Jesuite Roust rühmte sich, er habe ihn in dem Augenblicke seines Todesschlummers zu einer Widerrufung vermocht, und Roust ward der Lügen überwiesen.

Der Sturm, den die Sorbonne über dem Haupte dieses grossen Mannes zusammen zog, brach bald über Buffon aus, dessen Meinung über die Gestalt und das Alterthum unsers Planeten, sich mit der Erzählung des Moses von der Erschaffung der Erde nicht zu reimen scheint. Er behauptet, sie seie nichts, als ein kleiner von der Masse der Sonne abgesonderter Theil: sie habe sich, nach ihrer Absonderung von der Sonne, und nach dem Zustande der Zerschmelzung, in einen Glasklumpen geformt, der aber so lange nicht bewohnt werden

konnte, bis eine Erkältung der Polen auf seine lange glühende Hitze gefolgt seie.

Die Meinungen Buffons über einige Punkten der Metaphysik, schienen auch nicht mit denen der Theologie übereinzukommen; er versichert, daß die Existenz unserer Seele und wir, nur eines ausmachen; daß die Seele, ihrem Wesen nach, keinem Leiden unterworfen seie. Die Sorbonne verfertigte einen kurzen Auszug aus den Lehrsätzen der Naturgeschichte, die, wie sie sagte, dem Glauben der Kirche zuwider wären. Dieser Auszug wurde dem Buffon überschikt, welcher seine Begriffe erklärte, und gestund, sein Glasklumpen seie nur ein angenommener philosophischer Satz. Diese Antwort, die nichts anders, als eine Niederlage war, und nicht jedem geglükt hätte, half dem Buffon durch. Die Sorbonne stellte sich befriedigt.

Eben in diesen Jahren wurde das ungeheure Magazin aller unserer Kenntnisse, wegen welcher die erstaunte Nachkommenschaft das Jahrhundert, in welchem man die Grundpfeiler derselben errichtete, segnen wird, veranstaltet. Wir reden von der Encyclopädie. Aufgeklärte Männer, grosse Künstler in aller Art, bereiteten, ohne irgend ein Interesse, als das, dem Staate dadurch zu dienen, die Materialien zu diesem unermeßlichen Werke vor. Zwei schon ohnedem berühmte Männer, von Alembert und Duderot, vielleicht die zwei einzigen in Europa, deren Muth vor dieser Unternehmung nicht zurückgeschröckt wurde, brachten diese Materialien in Ord-

nung, und vervollkommneten dieselben. Die Regierung unterstüzte die Arbeit dieser großmüthigen Männer. Dies machte Frankreich Ehre!

Eben diese Feinde, die den Montesquieu und Buffon angegriffen hatten, fielen auch rasend die Encyclopädie an. Man triumphierte bei dem ersten Sturme. Das Ministerium fuhr fort, sie zu beschützen; die Windstille war aber nur ganz kurz. Von Alembert und Diderot weihten sich ganz der Encyclopädie, welche alle ihre Zeit erfoderte, und zu ihrer Vollkommenheit noch mehr erheischt hätte; aber ihre Feinde, die nichts zu thun hatten, wachten, schmiedeten Ränke, verfertigten und breiteten kleine Schriften und Lügen aus: endlich gelang es ihnen soweit, daß sie das Werk einigen in Aemtern stehenden Dummköpfen verdächtig machten, und nach vier ruhigen Jahren fieng die Verfolgung an.

Die Sorbonne, deren scholastische Theologie durch die Encyclopädie herabgewürdigt wurde, vereinigte ihr Geschrei mit der Stimme des konvulsionistischen Pöbels: doch wagte sie es nicht, ein Urtheil über dieses Werk zu fällen; aber sie drohte und schmiedete im Verborgenen bei dem Minister und dem Generalprokurator des Parlaments, Ränke. Sie brachte die Frömmlinge des Hofes in Bewegung. Doch was die Kettenlosigkeit gegen die Encyclopädie insonderheit vermehrte, war der Satz, den Martin de Prades in der Sorbonne behauptete. Dieser junge Backalaur hatte einige Artickel in dieselbe geliefert, und die Verleumder der Encyclopädie fan-

den dadurch einen Vorwand, zu schreien, daß das ganze Werk mit dem Deismus, welchen jener in der Sorbonne in Gegenwart von hundert Doctoren der Theologie behauptet hatte, vergiftet wäre. Sie breiteten aus, daß sein Satz das Werk derjenigen seie, welche die Aufsicht über die Encyclopädie auf sich genommen hatten. Dies war eine Verleumdung. Martin de Prades, hatte nur sich selbst und einige Licenziaten der Sorbonne, deren Freund er war, zu Rathe gezogen.

Dieser junge Abbé war voll Witz und Gelehrsamkeit. Alle Stimmen der Vorsteher vereinigten sich zu Gunsten seiner. Er wurde nicht müde zu studieren: nicht zufrieden, sich auf die Kirchenväter und die Theologie allein einzuschränken, hatte er die Jahrbücher der ganzen Welt durchblättert und durchsucht, und die Mythologie der alten Völker mit der Mythologie der neuern Völker, die Lamische Religion mit dem Japonischen Budso, die heiligen Fabeln des Chinesischen Volks mit den Fabeln der Siamer, die Jüdische Religion mit der Mahomedanischen verglichen: diese Religionen oder religiöse Systemen schienen ihm alle auf die nämlichen Grundpfeiler, auf die Betrügerei und den Unverstand gestüzt. Er sahe alle blinden Sektirer dieser verschiedenen Mythologien, ihren Ursprung, ihre Weissagungen, ihre Menschwerdungen, ihre Wunder, ihre Blutzeugen, ihre Heiligen, ihre gottesdienstliche Gebräuche und das Gesezbuch ihres Glaubens anpreisen.

In dem Laufe seiner historischen Studien fand er bei allen gesitteten Völkern, sowohl bei den alten als neuern, eine Anzahl Menschen, die die Tugend ausübten, ohne an diese mythologischen Armseeligkeiten zu glauben, die Freidenker für eine grobe Speise des Pöbels ansehen, und auch diesem wird sie nur so lange nöthig seyn, als man ihn in der Dummheit erhalten wird.

Die Gelehrsamkeit des Abbé de Prades führte ihn irre; er wurde durch Aehnlichkeiten, die nur scheinbar sind, betrogen; er vermengte das Christenthum mit diesen lächerlichen gottesdienstlichen Gebräuchen, womit die Erde angefüllt ist, und welche alle aus Aehnlichkeiten so zusammengesezt und verwebt sind, daß sie uns, bei jeder Fuge die Hand des Menschen zeigen, der sie zusammengefügt hat.

Da der Abbé de Prades nichts als seine Vernunft anhörte, so machte er das unsinnige Projekt, in der Sorbonne den Deismus, den er eingesogen hatte, zu verfechten. Mehrere Backalauren rotteten sich zu ihm, und munterten ihn zu seinem unklugen Vorhaben auf. Er mußte Männer haben, die ihm beistimmten; und durch List erlangte er alle die, welche er nöthig hatte. Der Syndik der Sorbonne selbst sezte seinen Namen unten an das Programm, welches der Abbé de Prades in ganz Paris ausbreitete. Er mußte einen Präsidenten haben, und der Bischof von Lombés ließ sich dazu gebrauchen; doch da er gezwungen war, sich in sein Kirchspiel zu begeben, so nahm der Doctor Hook,

Professor der Theologie in der Sorbonne, den Platz dieses Bischofs ein, und stund der Behauptung dieses Satzes, den er schon gebilligt hatte, vor.

Der Abbé de Prades, der als Politiker redete, sagte, man müsse die Religion von den Fabeln säubern, die sie entehrt haben; in einem wohlgeordneten Staate könne man alle Religionen dulden; keine Religion seie gefährlich, wenn sie nur nicht verfolgt werde. Diese Grundsätze, die heut zu Tag Staatsgrundsätze sind, mußten damals Tausende gegen ihn bewaffnen. Doch nichts brachte die Theologen mehr gegen ihn auf, als da sie ihn sagen hörten, die Seele seie ein feuriger Geist, mens ignea. Es ist wahr, daß die alten Väter, welche sie körperlich glaubten, sich ungefehr auf diese Art ausgedrükt haben: und nur durch eine metaphysische Klügelei ist sie mit der Zeit ganz geistig geworden.

Was die Schöpfung anbelangt, so verwarf de Prades alle Systeme, und sagte, ohne, wie es seinem Stande zukam, zu versichern, daß Moses der zuverlässigste Theogoniste seie, nur, daß er kühner als alle andere gewesen seie, den Zeitpunkt der Erschaffung der Welt zu bestimmen. Cæteris audentior Moses ausus est determinare epocham mundi.

Die Parallele, welche er zwischen den Wundern Jesu Christi und denen des Aesculaps zog, war einer von den kühnsten Lehrsätzen des Abbé de Prades. Dieser von allen christlichen Gemeinden für gottlos angesehene Lehrsaz, wurde auch der Gegenstand des Streits, und herzhaft und muthig mitten unter

einer Menge von Theologen aus allen religiösen Orden, von Doctoren, Licenziaten, Backalauren, deren mehrere mit einverstanden waren, vertheidiget. Nach dieser überaus grossen Unvorsichtigkeit verließ Martin de Prades Paris, und reisete nach Preußen. Kaum war er ausser der Hauptstadt, so wurde der Befehl gegeben, ihn anzuhalten. Darauf folgten Schlüsse, Edikte, bischöfliche Verordnungen, Censuren der Sorbonne, und hundert kleine Schriften, worinn wenigstens eben so viele Beschimpfungen gegen den Abbé de Prades, als Gründe gegen seine Meinungen, angeführt waren.

Der Ruf, daß der Deismus von beamteten Theologen gebilligt, und mitten in der Sorbonne muthig verfochten worden war, breitete sich in ganz Europa aus. Rom wurde darüber aufgebracht; das Aergerniß war sehr groß, und die Zänkereien, die in der Sorbonne darauf folgten, machten sie zum Gelächter. Die Sitzungen, die daselbst zur Untersuchung und Verdammung der Sätze des Abbé von Prades gehalten wurden, waren sehr stürmisch. Die Doctoren machten sich wechselsweise die größten Vorwürfe. In den Nachrichten jener Zeit findet man, daß ihr Versammlungssaal zu einem Schlachtfelde wurde. Man klagt sie an, daß sie, in ihren Streitigkeiten von Beschimpfungen und Beweisgründen, zu Faustschlägen übergegangen seien: wir wollen nicht für die Wahrheit dieser Faustkämpfe bürgen, ob sie schon durch Doctoren bezeugt wird. Wir wollen keine Zeit mit der Untersuchung ver-

lieren, ob in dem, was man in Ansehung dieser Schlachten gedruckt hat, alles, was den Schein der Unwahrheit hat, auch wirklich nicht wahr ist? es würde uns zu lange aufhalten und unsere Leser nur einschläfern.

Die Unklugheit des Martin de Prades war nicht das einzige Exempel in der Sorbonne. Vierzig Jahre vor ihm behauptete ein junger Licenziat in derselben, daß man nicht beweisen könne, daß die christliche Religion die beste seie. Der Respondent und der Doctor Bidet, der seine Meinung billigte, wurden nicht im mindesten verfolgt; sie durften sich nur erklären, und wurden frei gesprochen. Damals hatte die Philosophie den Fanatismus noch nicht argwöhnisch gemacht.

Acht und sechszigstes Kapitel.

Von Belisar und Hrn. Marmontel, beide durch die Sorbonne verdammt.

Von 1765, bis 1768.

Die Theologen waren dem Belisar niemalen günstig (1); strenge gegen diesen General, haben sie sich immer sehr nachsichtsvoll gegen Justinian, diesen harten, stolzen, geizigen, wollüstigen und unduldsamen Kaiser, erwiesen. Dieser Justinian gab sich mit der Theologie ab, und eben deswegen mußte

er in den Augen derjenigen, deren Meinungen er annahm, ein großer Mann seyn.

Zwo theologische Faktionen, dergleichen es zu allen Zeiten und in alle den Gegenden der Erde, wo man sich nicht die Sittenlehre vorzutragen begnügte, gegeben hat, theilten und verwirrten Konstantinopel. Diese beide Faktionen, wovon die eine die grüne, und die andere die blaue Theologen hieß, verfluchten und verdammten sich wechselsweise, nach Gewohnheit aller der Länder, worinnen Hohlköpfe die Hirngespenste der Metaphysik mit der Einfalt der natürlichen Religion vermischen wollen.

Der Kaiser stund an der Spitze der einen von diesen Faktionen, und der Patriarch von Konstantinopel an der Spitze der andern: Man wollte wissen, ob Jesus Christus während seinem Leben des Essens nöthig gehabt habe? Man kann leicht denken, daß der Patriarch, weil er mit Justinian zankte, Unrecht haben mußte; er wurde auch des Landes verwiesen. Eben dieses Beweisgrundes bediente sich Justinian gegen alle die Bischöffe und Priester, welche auf die Seite des Patriarchen getreten waren, und diß darum, um sie zu überführen, daß ein Kaiser, wie er, immer Recht hat, selbst auch alsdann, wann er von Sachen redet, die er nicht versteht.

Wer nur ein wenig unterrichtet ist, der weiß, daß die verschiedenen Theologien aus unserm Erdballe einen Schauplaz des Mordens gemacht haben: Die Philosophen haben diese Quelle unsers Unglücks

erkannt; und indem sie den religiösen Meinungen die Sittenlehre, die nie die Menschheit entzweit hat, unterschieben wollten, haben sie den Menschen die Vernunft gepredigt, die den Cantabriern, den Castilianern und Lusitaniern zuruft, es seye schändlich für sie, ihre Art zu denken, von einigen geschornen Henkern, die man Inquisitoren nennt, abhängig zu machen; diese Vernunft, die den Franzosen verspricht, das erste Volk der Erde zu werden, wenn sie ihre Gesetze, ihre Geistlichkeit, ihre Vorurtheile, und die ungeheure Mißbräuche ihrer Regierung verbessern.

Mit diesem männlichen und kühnen Tone, womit die Philosophen die Vernunft und ihre Vorzüge verkündigten, verband Herr Marmontel seine sanfte und beredte Stimme: er gab den Roman Belisar heraus; er zeigt uns diesen Helden in den unglücklichen Augenblicken, wo er in sich selbst gekehrt, und als philosophischer Denker, uns alle Fehler ruhig vor Augen mahlt, die eine gute Gesezgebung entstellen. Unter diese Fehler rechnet er die Achtung, welche die Herrscher für Meinungen hegen, die der Weise verachtet, und die Verfolgungen, deren sie sich gegen elende Träumer bedienen, die nur zu beklagen sind, und die immer geheilt werden, wenn die Regierung sich weder mit ihren Narrheiten noch Träumereien abgiebt, oder den Philosophen erlaubt, ihnen passende Hilfsmittel darzureichen.

Belisar wurde als ein, allen Menschen, den Königen sowohl als den Unterthanen, nüzliches Werk

angesehen. So wie man es liest, wird man geneigt, ruhiger, sanfter und muthiger im Unglück zu werden. Ein Fürst, der seine Völker liebt, liebt sie noch weit mehr, wenn er sich mit Belisar unterhalten hat.

Man wird den Rath, welchen er den Königen gibt, diese sogenannte heilige Meinungen, die verursacht haben, daß mehrere Millionen Christen verbannt, gequälet, ja sogar erwürgt wurden, zu verachten, sehr weise finden. Edle Seelen werden ihm insonderheit in demjenigen Beifall geben, was er über Duldung sagt, welche alle diejenigen nöthig haben, die in unbedeutenden Materien nicht unserer Meinung sind.

Der Rath, die Träumereien der Metaphysik zu verachten, brachte alle Theologen auf; sie glaubten, nur deswegen predige Belisar die Verachtung der Schulmeinungen, damit er diejenigen, welche sie lehren, selbst verächtlich mache. Der Rath, diejenigen, welche nicht wie wir denken, zu dulden, wurde noch übler von den beiden Parteien, die damals in der Sorbonne waren, aufgenommen. Diese zwei kleinen, finstern und aufbrausenden Faktionen bließen Lärm gegen den Herrn Marmontel und seinen Belisar; das gemeinschaftliche Interesse vereinigte Jansenisten und Molinisten (das heißt, Leute, die seit hundert Jahren einen unversöhnlichen Haß gegen einander hegten,) gegen das Werk und seinen Verfasser: sie arbeiteten bei einigen Ministern daran, dem einen, wie dem andern, eine Verfolgung zuzuziehen, und da es ihnen am Hofe nicht glücken

wollte, so rotteten sie sich in der Sorbonne gegen sie zusammen.

Herr Marmontel, zu klug, um nicht den Frieden zu wünschen, willigte in Unterhandlungen mit einem Namens Ribalier, damaligen Syndik der Sorbonne. Er bot sich an, Anmerkungen und Erklärungen aller der Stellen von sich zu geben, wodurch er könnte mißverstanden werden. Während diesen Unterhandlungen brachte die Vernunft den Jargon der Schule oft zum Schweigen; der Theologe verschwand vor dem Philosophen; er zeigte nichts als den vernünftigen Mann. Alles ließ eine nahe Aussöhnung vermuthen, als plözlich eine mit Galle und Dummheit geschriebene Schmähschrift erschien. Herr Marmontel wurde in derselben bei den Priestern als ein Ruchloser, und bei Ludwig dem Fünfzehnten als ein Aufrührer angeklagt. Diese Schmähschrift war von einem Schulfuchsen, Namens Cogé: der Syndik hatte sie gebilligt, und man muß gestehen, daß er, durch Billigung dieser Schmähschrift, sein Siegel auf die Lästerungen drückte, welche sie enthielt. Er unterzeichnete also zu der Zeit, worinn er an dem Frieden arbeitete, eine Kriegserklärung.

Diese Niederträchtigkeit brachte alle ehrliche Leute auf, und diese riethen dem Marmontel, seinen Belisar dem Urtheile der Sorbonne zu überlassen; und diese zögerte nicht, sieben und dreißig Sätze öffentlich anzuklagen, deren geringster, wie sie sagte, im Stande wäre, den Thron und den Altar umzustürzen.

Die Philosophen erwiederten diesen feindlichen Angriff dadurch, daß sie die sieben und dreißig Sätze, welche man der Ruchlosigkeit beschuldigte, mit den ihnen entgegengesezten Wahrheiten drucken ließen. — Hier sind einige der gefährlichsten derselben:

Ruchlosigkeiten des Belisars, durch die Sorbonne verdammt.	Wahrheiten, die den Ruchlosigkeiten des Belisars entgegengesezt sind.
XI. Saz.	XI. Saz.
Ist es nöthig, sagt Belisar, daß es so viel verdammte Menschen gibt?	Es ist nothwendig, daß es viele Verdammte gibt.
XII.	XII.
Ihr macht euch eine sehr liebreiche Religion, und diß ist die richtige, erwiedert Belisar: Ihr wollt nicht, daß ich mir Gott, den ich anbeten soll, als einen strengen, traurigen und wilden Tyrannen vorstelle, der nur seine Freude daran hat, wenn er strafen kann.	Eine liebreiche Religion ist nicht gut: warum sollte man sich nicht Gott als einen wilden Wüterich vorstellen, der seine Freude am strafen hat?

XIII.

Ich, sagte Belisar, bin überzeugt, daß Gott nur das straft, was er nicht verzeihen kann; daß das Uebel nicht von ihm herkommt.

XIII.

Es ist nicht erwiesen, daß Gott nur dasjenige straft, was er nicht verzeihen kann; das Uebel kommt von ihm her.

XIV.

Das, was mir die Religion theuer macht, ist, daß ich dadurch besser und menschenfreundlicher werde.

XIV.

Wenn die Religion besser und menschenfreundlicher macht, so ist diß keine Ursache, ihr anzuhangen.

XV.

Gott hat mich schwach erschaffen; Er wird nachsichtsvoll mit mir seyn.

XV.

Ob mich Gott schon schwach geschaffen hat, so wird er doch keine Nachsicht gegen mich haben.

Diese zwo Kolonnen deckten die ungereimten Thorheiten der Sorbonne auf, und man machte sich über sie lustig; sie selbst fühlte ihren Fehler, und glaubte ihn durch eine Censur, die sie zwei Jahre Arbeit kostete, wieder gut zu machen. Als sie diese Censur in Ordnung gebracht hatte, so publicirte sie Ribalier, den man damals schon

den Syndik Ribaudier (Wollüstling) nannte, ohne deswegen die Sorbonne zu Rathe zu ziehen; diß war eine Verlezung ihrer Gesetze, und ein Losungszeichen zum Krieg zwischen den Theologen: sie schikten Abgeordnete zum Könige, und begehrten, daß ihr Syndik abgesezt werden sollte: aber der König, zu weise, diese unnüzen Zänkereien des Müßiggangs anzuhören, schärfte ihnen durch ein königliches Handschreiben ein, ihren Syndik und den Belisar mit Frieden zu lassen.

Während man in der Sorbonne sich mit der Verdammung des Belisars beschäftigte, und nach seiner Verdammung sich zankte, sprach man in Norden von diesem Werke, als von einem Handbuche für die Könige, und einem Katechismus für die Völker. Die Kaiserin von Rußland, Catharina die Zweite, das einzige Weib, das auf dem Throne wahrhaft philosophisch dachte, beschäftigte sich damit, es auf einer Reise nach Asien zu übersetzen. Die Geschichte liefert uns kein Beispiel von nüzlicher und edler zugebrachten Erholungsstunden irgend eines Königs. Neun Prinzen oder große Herren, die diese Herrscherin begleiteten, theilten mit ihr diese Ergözung. Nachdem die Uebersetzung des Belisars geendigt war, so wurde sie zu Casan gedruckt, und dem Erzbischoff von Tweer zugeeignet. Diß geschah ungefähr zu der Zeit, darinn Christoph von Beaumont, Erzbischof von Paris, an der Verdammung dieses Werkes arbeitete. Katharina die Zweite schrieb mit eigener Hand an Herrn Marmontel:

montel: Belisar ist ein Buch, welches in alle Sprachen übersezt zu werden verdient: es bestigt mich in der Meinung, daß es keinen wahren Ruhm gebe, als den, welcher aus den Grundsätzen, die Belisar mit eben so viel Anmuth als Gründlichkeit behauptet, entspringt. 1767, 7. Mai.

Der König von Polen, Stanislaus Poniatovski, welcher die Lust einer philosophischen Nation gewesen wäre, und mit Ruhm über eine freie Nation geherrscht haben würde, schrieb, nach Lesung dieses Werks, dem Autor desselben: Ihnen hat es geglückt, uns in diesem leichtsinnigen Jahrhundert eine sehr ernsthafte moralische Abhandlung in die Hände zu liefern. Möchten doch die beredtesten und gelehrtesten Männer die Apostel der Tugend werden, und die paradoxen Sätze, die den Wissenschaften Schande machen, ihr Ansehen verlieren! 2 August.

Die Königin von Schweden drückt sich eben so freundschaftlich als der König von Polen aus: Der sieben und dreißig Sätze der Sorbonne ungeachtet, schrieb sie mit eigener Hand an Herrn Marmontel, kann ich dem Belisar, den ich mit unendlichem Vergnügen gelesen habe, meine Hochachtung nicht versagen. Diese Lobrede war mit einer goldenen emaillirten Schachtel, auf welcher die interessantesten Gemählde aus Belisar vorgestellt waren, begleitet. 14. Aug. Stockholm.

Wenn die Sorbonne Sie verdammt, berichtete ihn der königliche Prinz aus Schweden, so 2 Juni. Carlsberg.

sind Sie durch die Volksstimme, welche die Sorbonne verdammt, genugsam gerächt. Das Vergnügen, zum Glücke der Menschheit beigetragen zu haben, ist mehr werth, als dasjenige, einige Doktoren der Sorbonne befriedigt zu haben.

Die Beistimmung so vieler gelehrten Herrscher bedeckte den Herrn Marmontel mit Ehre, und entschädigte ihn für das Geschrei einiger Pfarrer, für die Klätschereien der Sorbonne, für das schändliche Verfahren ihres Syndiks Ribalier, und für die übeln Einfälle einiger französischer Zöllner, welche ein Finanzsystem, das hundert Schelmen bereichert, und den Staat zu Grunde gerichtet hätte, den angenehmen und weisen Unterhaltungen des Belisars würden vorgezogen haben.

Als die Sorbonne den Belisar verdammte, so erklärte sie, daß Cato, Titus, Trajan und Mark-Aurel in der Hölle seien. Von Mandrin und Cartouche, von Poltrot, von Barriere, von Chatel, von Ravaillac, von Damiens, von dem Bruder Ridicoux, von dem Bruder Johann le Roi, von dem Bruder Mergy und von dem Bruder Clement, die allesamt Mörder oder Beförderer des Mordes waren, hat sie nie das nemliche ausgesagt.

Die Entscheidung der Sorbonne über Titus und Trajan schien allen gelehrten ehrlichen Leuten ungereimt. Insonderheit glaubten sie, daß sie über die Verdammniß dieser guten Fürsten eben so leichtsinnig entschied, als damals, da sie aussprach, Heinrich

der Dritte wäre nicht mehr König von Frankreich, und der gute Heinrich der Vierte verdiente es nicht zu seyn. Die Sorbonne mag von uns denken was sie will, so sagen wir doch mit Pic de la Mirandole: es ist gottlos, eine Person zu verdammen, wenn man sie retten kann.

Eine sehr merkwürdige Sache, die aber sehr wenige Personen bemerkten, ist, daß Belisar, den die Sorbonne, als ein Lehrbuch der Ruchlosigkeit, verfluchte, durch einen Doktor der Sorbonne gebilligt worden war. Diese Billigung, welche dieses Werk vor allen Verfolgungen in Schuz nehmen sollte, gab gerade Gelegenheit dazu. Der Doktor, der es gebilligt hatte, hieng sich auf keine Partei in der Sorbonne, worinn immer zwo Parteien gegen einander in Waffen stunden. Die Feindseligkeiten unter ihnen hörten auf, und sie vereinigten sich, diesen Weisen, der den Belisar gebilligt hatte, zu unterdrücken. Daher kam der Lärm, das Geschrei, die Schlüsse und Beschimpfungen, wovon sechs Monate hindurch die Mauern der Sorbonne gegen Herrn Marmontel, gegen Belisar und seinen Billiger ertönten.

Noch ehe wir dieses nur schon allzulange Werk schliessen, ist es nöthig, von den Billigungen zu reden.

Neun und sechszigstes Kapitel.

Von den Approbationen der Sorbonne.

Die Römer unternahmen nichts, ohne das Kollegium der Priester zu befragen: niemalen machten sie sich, ehe sie die Priester und die Eßlust der geheiligten Hennen um Rath gefragt hatten, auf den Weg, die Felder ihrer Nachbaren zu verwüsten, ihre Erndten, ihre Heerden und ihre Töchter zu rauben. Dieses Gesez, welches große Anführer oft hintanzusetzen wagten, war zu der Zeit, worinnen Rom noch nichts anders, als ein Hauffen ungesitteter Banditen war, gegeben worden. Dieß sollte ein Zaum seyn, den der weise Numa einer Horde, die nichts als Raub und Plünderung athmete, anlegte. Dieser große Mann wollte die Römer lieber abergläubisch, als zu Strassenräubern machen. Ehe er sie vernünftig sehen konnte, mußte er sie unter das Joch des Aberglaubens beugen. Dieß ist das Schikfal aller Völker, die, noch in den Finsternissen der Dummheit eingehüllt, sich in eine Gesellschaft bilden.

Als die Entwicklung des menschlichen Verstandes aus Rom eine kluge und weise Stadt gemacht hatte, so gab Cicero seine Tusculanen und sein Buch über die Natur der Götter heraus, ohne die Erlaubniß irgend eines Flamen dazu zu begehren. Das Ge-

dicht des Lucrez wurde von allen ehrbaren Leuten, ohne daß es durch irgend einen Theologen des Landes gebilligt war, gelesen, wenn sie nur lesen konnten. Bei den Griechen wurden die Meinungen eines Thales, Anaximanders und Platons niemalen mit der Billigung der Kureten oder mit der, der Priester des Apolls gestempelt. Man liest nirgends, daß ein egyptischer Schoen zu einem gelehrten Manne gesagt hat: Ihr dörft nicht von der Isis, Canope, von der Gottheit unserer Katzen und dem guten Aussehen unsers Gottes Apis sprechen, wenn ich es nicht erlaube.

Wir haben keinen Beweis, daß je ein Chinesischer Bonze seinen Namen über das Buch eines gelehrten Mannes gesezt habe. Ein fanatischer Japonese, dessen Vernunft völlig verschrumpft ist, kann nach Willen von seinem Dairi oder Oberpriester, indem er ihm eine schriftliche Versicherung seiner Vergötterung bezahlt, die Erlaubniß, sich ins Meer zu stürzen, oder sich unter den Rädern des Wagens, worauf ihre Götter geführt werden, die Gebeine zermalmen zu lassen, begehren; aber ein verständiger Mann darf, ohne Furcht verfolgt zu werden, seine Meinung von dem Testamente des Xaxa sagen, (1) und kein Gesez zwingt ihn, ehe er es sagt, sich die Einstimmung der Kuges oder der Goguis, welches die Bischöffe und Theologen der Japonesischen Religion sind, zu verschaffen.

Dem Alterthume und allen gesitteten Völkern ist dieser Gebrauch der Approbationen unbekannt. Auch

für uns ist er ganz neu: Mitten in der Barbarei des vierzehnten Jahrhunderts brachten ihn die Mönche in Italien und Deutschland auf. In Spanien und Portugal kam er mit der Inquisition mehr und mehr auf. In Frankreich wollte man mit diesem Richterstuhle, der die Gedanken der Menschen richtet und mit Feuer bestraft, nichts zu schaffen haben; aber unsere Theologen warfen sich zu Richtern über diejenigen auf, welche ihre Gedanken schriftlich entwarfen. Nach und nach maßten sie sich das Recht an, die Bücher, welche einigen Bezug auf die Religion hatten, zu billigen, und bald darauf wurde alles ihrer Censur unterworfen, weil die Unwissenheit in kurzem die Astronomie, die Chymie, die Metaphysik, die Politik, und selbst die Sprachlehre mit den Sätzen der Religion verbunden hatte. Dann sahe man sie eigenmächtigerweise jedes Werk, welches bei seiner Erscheinung nicht mit der Approbation einiger Geistlichen begleitet war, verdammen, oder als gottlos ausschreien.

Die Abhängigkeit, worinn die Buchhändler von der Universität stunden, begünstigte die Einführung dieses Gebrauchs, der den Fortschritten der menschlichen Kenntnisse so sehr im Wege steht. Um sich vor den Verfolgungen der Universität sicher zu stellen, begehrten die Buchdrucker, daß der Schriftsteller seinem Manuscripte ein durch einige Magister der Theologie unterzeichnetes Zeugniß der Orthodoxie beilege. Izt war der Weise, der die Wahrheit sagen wollte, gezwungen, sie entweder zu entstellen, oder

wenn er sie gesagt hatte, die Flucht zu ergreiffen. Sein Buch wurde sogleich durch einen Schluß der Sorbonne mit Schimpf belegt, und in diesen unglücklichen Zeiten war eine Entscheidung der Theologen eine sehr ernsthafte Sache. Der gelehrte Mann, der das Unglück gehabt hatte, von der Sorbonne verdammt zu werden, wurde am Ende fast immer durch das Parlament verfolgt. So war es damals eingerichtet: und diese Einrichtung war die Fülle der Thorheit!

Unter der Regierung Franz des Ersten erhielt die Sorbonne ein Edikt, wodurch dieser schon eingeführte Gebrauch der Approbationen in ein Gesez verwandelt wurde. Heinrich der Zweite bestätigte dieses Gesez, welches im Jahr 1724 eine neue Stärke durch die Verbannung erhielt, zu welcher alle diejenigen verdammt wurden, welche eine Lehre, die der des Aristotiles und der Schule von Paris nicht entspräche, aufbringen würden. Dieser Schluß war ein Aergerniß für die Vernunft: er wird ewig von der Unwissenheit der damals angestellten Parlamentsräthe zeugen, die sich das Recht anmaßten, dem menschlichen Geiste Schranken zu setzen.

So wurde demnach die Sorbonne durch ein Edikt und einen Parlamentsschluß ein Richter der Bücher, und indem sie diese richtete, auch zugleich ein unumschränkter Herrscher über das Schikfal der Gelehrten. Izt sah man sie die Wahrheit mit eben so viel Wuth verfolgen, als wenn die Wahrheit die

Feindin des menschlichen Geschlechts wäre: und sie ist es doch, nur von den Vorurtheilen desselben.

Die Sorbonne bediente sich auch des Rechts, welches sie hatte, Bücher zu billigen oder zu verdammen, um den Irrthümern Glauben zu verschaffen, die päpstliche Gewalt auszubreiten und zu bevestigen, ja, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Herrschaft des Teufels auf der Erde zu vergrösfern. Sie nährte in dem Volke den doppelten Keim der Sklaverei und der Dummheit, so oft ihre Theologen die Bücher mit ihrer Approbation unterstüzten, welche sowohl die ultramontanischen Anmassungen und Ausschweifungen, als auch die Teufels- und Zaubergeschichten, die bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die ordentliche Lektüre der Handwerker und Landleute waren, in Aufnahme brachten.

Wenn wir alle die Erzählungen, die man unsern Vätern von Gespenstern und Irrwischen, von Hexen und Zaubern, von Alp und Teufelsbeischlafe vorgelogen hat; alle Erzählungen, sage ich, welche die Betrügerei und die Dummheit in den abgeschmakten Sammlungen von Teufelsrasereien zusammengetragen hat, durchblättern, so werden wir sie alle mit der Billigung irgend eines theologischen Lehrers, oder eines Doktors der Sorbonne begleitet, finden. (*)

(*) Siehe die Magischen Untersuchungen des Jesuiten Delrio. — Christliche Lehre. — Die sieben Trompeten. — Die Geschichte der Gespenster. — Der Christliche Pädagoge. — Der Schaz der Seelen in dem Fegfeuer — u. s. w.

Die Theologen von Cracau, von Löwen, von Coimbra und von Salamanka, haben wenigstens eben so viele gebilligt, als die französischen Theologen. Die meisten der Doktoren in der Theologie waren sogar Damonographen, das heißt, Geschichtschreiber des Teufels.

Der Gebrauch, daß die französische Akademie nicht die Freiheit hat, ein Werk, welches in ihre Versammlung geschickt wird, es mag auch so nüzlich seyn als es will, zu krönen, wenn es nicht von zweien Doktoren der Sorbonne unterzeichnet ist, ist lächerlich. Dieses Joch legten sie sich selbst bei der Stiftung ihrer Preise auf, indem sie zu der Zeit, wo sie noch nicht so aufgeklärt war, als sie es seitdem geworden ist, ihre Preise auf nichts anders, als auf Erweiterung einiger unsinniger Texte der Moral sezte.

Gegen das Jahr 1769 weigerten sich die Doktoren der Sorbonne, die Lobrede auf Moliere zu billigen; sie fürchteten, man möchte die Billigung dieser Lobrede für eine Billigung des Komödiantenstandes ansehen, welchen die Sorbonne verwirft, und die Regierung gutheißt.

Dieser Weigerung ungeachtet, krönte die französische Akademie die Lobrede auf Moliere, und zwei Jahre darauf glaubte sie sich bevollmächtigt, der Lobrede auf Fenelon, die durch H. de la Harpe abgefaßt war, den Preis der Beredtsamkeit zuzuerkennen, obschon diese Lobrede nicht mit der Beistimmung der Sorbonne versehen war. Die Gelehrten

glaubten sich nun für immer von dieser Sklaverei, in Ansehung der Theologen, befreit; aber diese Freiheit war nur von kurzer Dauer. Das Ansehen des Erzbischofs von Paris, und die kleinen Ränke des artigen und angenehmen Marschalls von Richelieu bei Ludwig dem Fünfzehnten, machten sie in kurzer Zeit wieder von der Sorbonne abhängig. So wurde also das Urtheil von vierzig Akademisten und die männliche Denkungsart eines Mannes von Kopfe, welche einen großen Mann verewigt, aufs neue den Vorurtheilen zweier Doktoren der Sorbonne unterworfen.

Diese Tollheit hätte von dem Augenblicke des Erwachens der Vernunft verschwinden sollen.

Siebenzigstes Kapitel.

Von den in der Sorbonne angestellten Berathschlagungen. Weise Antwort der Sorbonne an das Parlament. Beschimpfung, welche die Sorbonne dem Andenken des l'Hopital, dem Buffon, dem Raynal und dem Mabli erwiesen hat.

In dem Lande der Blinden ist der Einäugige König. Dieses Sprüchwort schließt einen weitläufigen Sinn in sich: es will sagen, wenn man in Europa keine Philosophen hätte, so sollten die Theo-

logen die Menschen regieren. Sie waren für unsere Väter ungefehr das, was die geheiligten Hühner für die Römer waren. Sie waren etwas weniger unwissend, und weit listiger, als die übrige Gattung von Menschen; es war also ganz natürlich, daß man sie in den verschiedenen Vorfällen des Lebens um Rath fragte; ferner wurden sie angesehen, als besäßen sie die Schlüssel zum Paradieße, und wüßten den Weg in dasselbe. Es ist sich also nicht zu verwundern, daß man sich ihrer als Führer bediente, wenn man an die Pforte desselben gelangen wollte.

Die Könige und die Völker befragten sie oft: die erstern, um mit gutem Gewissen große Ungerechtigkeiten zu begehen, und die leztern, um sich vorzusehen, daß sie sie nicht begehen möchten. Es waren wenige Handwerker, die sie nicht bei der Einrichtung ihres Gewerbs zu Rathe zogen: der geringste Streit, welcher in den Provinzen über die Theilung einiger Aecker entstund, wurde gemeiniglich durch die Sorbonne beigelegt; und vielleicht war es zum Besten der Gesellschaft vortheilhafter, sich in Sachen dieser Art an ein Gewissensgericht zu wenden, als sich mit großen Kosten von einem Landgerichte oder Parlamente, das öfters hundert Meilen von den klagenden Parteien niedergesezt war, richten zu lassen.

Zu Rabelais Zeiten war es sehr gemein, die Sorbonne zu Rathe zu ziehen: ja es muß damit ein sehr großer Mißbrauch vorgegangen seyn, denn

er schickt, um das Lächerliche davon fühlbar zu machen, den Panurge zu dem Theologen Hypodamée, und läßt ihn denselben fragen, ob er sich heurathen, und ob er . . . . . werden wird?

Ungefehr zu der nemlichen Zeit, darinn sich der Pfarrer von Meudon über unsere Sorbonne und ihre Berathschlagungen lustig machte, zog Karl der Fünfte die Theologen von Salamanka zu Rathe; zwar war es nicht der nemliche Gegenstand, über den sich Panurg Raths erholte; aber er wollte doch wissen, ob man, ohne zu sündigen, einen Leichnam zergliedern könne, um die Einrichtung des menschlichen Körpers kennen zu lernen?

Diese anatomische Verrichtung schien ihm kirchenräuberisch und gottlos. Dieser Karl der Fünfte muß also, wie man sieht, ein recht guter Katholike gewesen seyn: doch ist es auch wahr, daß, um aus Italien und Deutschland einen Kirchhof zu machen, er niemand als seinen Ehrgeiz zu Rathe zog.

Pascaro, der seine Armeen in Italien kommandirte, war ein eben so guter Katholike, als er. Er befragte die Theologen, ob ein unmittelbarer Unterthan seinen Herrn gesezmäßig verrathen könne? Die italiänischen Kasuisten waren der Meinung des Pascaro, und dieser verrieth nachher, ihrer Entscheidung ungeachtet, sein Vaterland, nachdem er Karln den Fünften auch verrathen hatte.

Es ist erwiesen, daß, um die französischen Protestanten zu der Verschwörung von Amboise, deren Endzweck war, Franz den Zweiten zu entführen,

und die Guisen gefangen nehmen zu lassen, zu ermuntern, man aus Deutschland eine Entscheidung der protestantischen Theologen kommen ließ.

Man weiß auch, daß Heinrich der Achte, dieses gekrönte Ungeheuer, sich an die Sorbonne wandte, um seine Ehescheidung vor den Augen der Engländer gültig zu machen: unter allen Doktoren, denen er Geld auszahlen ließ, befand sich keiner, der nicht der Meinung war, dieser König könne seine Gemahlin, welcher er schon zwanzig Jahre hindurch beigewohnt hatte, von sich stossen, um die Anna von Boulen, deren Schwester er schon die Blume geraubt hatte, zu heurathen. Thomas Crooke (*) war der Agente dieses Wüterichs, der nach Frankreich kam, die Sorbonne um Rath fragte, und nach empfangener Quittung, den Theologen das Geld einhändigte. Diese Quittungen können noch in London vorgewiesen werden.

Auch unsere Könige riefen bisweilen die Theologen zu Hilfe. Philipp der Schöne fragte sie um Rath, und bediente sich derselben als eines mächtigen Schildes, um der Frechheit Bonifaz des Achten zu widerstehen. Unter dem unglücklichen Karl

---

(*) Wir bemerken hier einen Fehler des Verf. Cr. heißt nicht Thomas, sondern Richard, und dann war's nicht er, der nach Paris geschickt wurde — denn er gieng in dieser Angelegenheit nach Padua — sondern Reginold Polus. S. Rapins Gesch. B. 4. S. 312.

dem Sechsten hatten wir ihrer nöthig, um Frankreich von den Geld-Erpressern des Papstes zu reinigen. Der gute Ludwig der Zwölfte versahe sich, ehe er seine Armeen in Italien eindringen ließ, mit einer Einwilligung der Sorbonne. Er fürchtete, seine Soldaten möchten sich weigern, gegen den unumschränkten Oberpriester zu kriegen. Die Erklärung der Sorbonne verhinderte wirklich, daß manche nicht durchgiengen; aber sie konnte nicht verhindern, daß Ludwig der Zwölfte nicht geschlagen und aus Italien verjagt wurde.

Will sich Ludwig der Vierzehnte den Einfall in Hochburgund, einer Provinz, zu welcher er kein anders Recht hatte, als daß sie ihm wohl gelegen war, erlauben, so darf er sich nur an die Theologen wenden: diese beruhigen sein Gewissen, und die Armeen brechen auf. Will er nach einer fünfzigjährigen Unterdrückung, seine Unterthanen durch eine unglückliche Auflage, Zehnte genannt, vollends zu Grunde richten, so befragt er die Sorbonne, und seine Theologen antworten ihm, daß er, als König, Herr von allen Gütern des Königreichs sei, und folglich auch das Recht habe, den Zehnten zu nehmen.

Es ist etwas schwer, sich von den Gewissensbissen dieses Königs einen Begriff zu machen. Sein Gewissen, welches auflodert, wenn er den Spaniern eine schöne Provinz rauben, oder seine Unterthanen blindern will, bleibt ganz ruhig bei dem Verbrechen, als er die Montespan ihrem Gemahl

raubt, und als er, um den unersättlichen Geiz und den unbändigen Hochmuth dieser Ehebrecherin zu befriedigen, Tausende der Franzosen in das tiefste Elend stürzt.

Das Parlament fragte die Sorbonne im Jahr 1765 über die Inoculation um Rath. Es war die Frage, ob es der Nation zuträglich seie, den Kindern die Blattern einzuimpfen? Die Aerzte stritten sich heftig deswegen. Zwei Drittheile der Franzosen, die gegen jede Neuerung losziehen, und niemalen ihre Vernunft brauchen, behaupteten, daß ein Gebrauch, der in Georgien, mitten in dem Mahometismus aufgekommen, bei den Chinesen, die Abgötter sind, in Ausübung gebracht, und von den Engländern, die Ketzer sind, angenommen worden seie, nicht, ohne Gott zu beleidigen, bei den Katholiken eingeführt werden könne.

Das andere Drittheil der Nation, durch die Philosophen unterrichtet, dachte, es seie keine grössere Sünde, den Kindern eine leichte Krankheit einzupflanzen, um einer schröcklichern und gefährlichern zuvorzukommen, als wenn man die Kinder im Spätjahr purgirt, um ihnen für den Winter eine gute Gesundheit zu verschaffen.

Das Parlament, um den Zwist des Publikums zu heben, befragte die Sorbonne, von welcher es glaubte, daß sie der Einimpfung nicht günstig seie. Es befragte sie nicht, ob ein Nutzen für den Staat aus derselben entspringen könne, sondern, ob Gott dadurch beleidigt würde? Auf die Antwort der

Sorbonne sollte die Einimpfung verboten werden. Man war aufmerksam auf ihre Entscheidung: Was den Menschen nüzlich ist, antwortete sie, kann Gott nicht mißfallen. Philosophen hätten nicht vernünftiger antworten können: Die Frage des Parlaments war kindisch, und die Antwort der Sorbonne war der Götterspruch einer Versammlung von Weisen. Diese Schule gab in diesem Augenblick einen hohen Begriff von dem, was sie in Frankreich hätte werden können, wenn sie immer auf nichts anders, als auf die Vernunft gehört hätte. Aber der Schimpf, welchen sie wenige Jahre nachher dem Andenken des weisen de l'Hopital erweisen wollte, zerstörte diesen Begriff vollkommen.

Ludwig der Sechzehnte hatte ihm eine Bildsäule errichten lassen. Er wollte durch dieses Denkmal für alle das Gute, welches dieser philosophische Kanzler während seines Richteramts den Franzosen erwiesen hatte, erkenntlich seyn. Er wollte ihm dafür danken, daß er die Menschen verhinderte, sich wegen Dummheiten zu erwürgen, daß er sie bereden wollte, als Brüder mit einander zu leben, so verschieden auch ihre Art, Gott anzurufen, wäre.

An eben dem Tage, an welchem die Bildsäule dieses Rechtsgelehrten öffentlich aufgestellt wurde, hielt ihm ein junger Redner, der Abbé Remi, eine Lobrede. Die französische Akademie krönte den jungen Redner in einer feierlichen Versammlung. Die Sorbonne, die sich in den Tagen des Kanzlers von l'Hopital immer seinem Zwecke der Duldung

wider-

widersezt hatte, und immer mit seinen und den Staatsfeinden heimlich verbunden gewesen war, verdammte diese Lobrede durch eine sehr bittere Censur. Dieß hieß soviel, als die Weisheit des l'Hopitals, den jungen Monarchen, der die Errichtung dieser Bildsäule befohlen, den Redner, der ihn öffentlich gepriesen, die französische Akademie, die ihn gekrönt, und die Volksstimme, welche über diese Lobrede, über die Bildsäule, über die Akademie und über Ludwig den Sechzehnten frohlockt hatte, auf einmal verdammen. Nichts gleicht dem Ariman, dem Urstoffe alles Irrthums, so sehr, wenn er wider Oromas, den Urstoff jeder Wahrheit, streitet.

Nach dieser dem Andenken des l'Hopital erwiesenen Beschimpfung, verfiel die Sorbonne in eine gänzliche Vergessenheit. Umsonst wollte sie, um sich aus derselben zu reissen, dem unsterblichen Buffon, dem unsterblichen Raynal, dem unsterblichen Mabli ein Brandmaal aufdrücken. Vergebens censirte sie die Werke dieser großen Männer, auf welche Frankreich ewig stolz seyn wird. Man nahm keine Rücksicht auf ihre Censuren. Von dem Augenblicke an, worinn die Menschen unterrichtet waren, verlor sie allen Einfluß, den sie auf sie gehabt hatte. Die Vernunft, die alle Vorurtheile in Fesseln schlägt, hat die Theologie für immer auf die Bänke der Sorbonne angekettet, und die Lage dieser Schule ist heutzutage so beschaffen, daß sie ihre dunkle Existenz nur so lange behalten kann, als die Nationalversammlung nicht gewahr wird, daß sie noch existirt.

Der Geschichtschreiber Mezerai sagte zu seiner Zeit, daß die Sorbonne die immerwährende Kirchenversammlung der Gallier wäre.

Der Philosoph Descardes sagte im Gegentheil, daß ihm die Sorbonne das allerverächtlichste Korps in Frankreich zu seyn scheine.

Unter diesen zweien Gemählden mögen unsere Leser wählen, und unsere Gesezgeber darüber aussprechen.

Ein und siebenzigstes und leztes Kapitel.

Kurze Uebersicht der Geschichte der Sorbonne.

Wir haben nun die Jahrbücher der Sorbonne kürzlich durchwandert, und aus der Reihe der Begebenheiten, die wir unsern Lesern so eben vor Augen gelegt haben, kann sich ein Bürger einen Begriff von diesem Richterstuhle des Gewissens machen. Die, welche regieren, können nun selbst urtheilen, ob es vortheilhaft ist, denselben beizubehalten, oder ob es nicht für die Nation und den Nutzen der Hauptstadt besser wäre, ein Kollegium von Aerzten und Apothekern, als eine Schule von Zänkern zu haben, die in den Staatsangelegenheiten immer die Parthei der Staatsfeinde ergriffen.

Wir haben schon die vier großen Epochen des Vorfalls der Sorbonne gezeigt, wegen welchem ihr

die Geschichtschreiber die vier schimpfliche Benennungen beigelegt haben, als: Die Burgundische Sorbonne, die Englische Sorbonne, die Guisische und Spanische Sorbonne, und endlich die Ultromontanische Sorbonne. Unter der Regierung Ludwigs XIV und Ludwigs XV war sie wechselsweise bald jansenistisch bald molinistisch; zu jeder Zeit aber nährte sie den Verfolgungsgeist.

Die Verfolgungen, welche wider die Sorbonne zeugen, sind der Scheiterhaufen der Johanna von Arc, die Einkerkerung des Dichters Marot, der Tod des Philosophen Ramus, die Widerrufung des Doctors d'Espence, die Verdammung des weisen Charon, die Absezung des tugendhaften Richer, die Schande, womit sie Arnaud bedekte, ihre Censuren wider Descartes, der lächerliche Proceß, den sie mit den Jesuiten in Ansehung der Chinesen anfieng, endlich die Verfolgungen, die sie in unsern Tagen dem Montesquieu, dem Helvetius, dem Rousseau, dem Buffon und dem Herrn Marmontel erwekte. Fragen wir aber, was verfolgte denn die Sorbonne an diesen gelehrten Männern, wovon der geringste doch einige Funken von Licht in Europa ausgebreitet hat? Den Bürger verfolgten sie, der seine Mitmenschen aufklärt, den Philosophen, der, indem er sie von ihren Vorurtheilen zu befreien sucht, daran arbeitet sie besser zu machen. (1)

Die Franzosen irrten in dicken Finsternissen; die Philosophie hat nach und nach diese Nacht verscheucht; und wenn diese Philosophie Frankreich

nicht zu Hilfe gekommen wäre, so würde man die Kategorien des Aristoteles annoch fußfällig verehren. Noch gienge man nicht zu Bette, ohne sich zu fürchten durch nächtliche Geister erdrosselt zu werden; noch zitterte die gröste Anzahl von Ehemännern, der Teufel möge kommen, und mit ihnen, wie es das Volk zu Anfang dieses Jahrhunderts glaubte, die Umarmungen ihrer Weiber theilen. Dieser religiöse Schrecken wurde bis zur Dummheit getrieben, und die Theologen der Sorbonne ernährten, wie die von Salamanca und Coimbra, diese erniedrigende Furcht in dem Volke dadurch, daß sie die Bücher, welche sie verursachten, billigten.(2)

Es ist wahr, die Zeiten der Teufels-Raserei sind ausser Mode gekommen; aber wem haben wir es zu verdanken? Allein den Philosophen! diese haben dieses Wunder bewirkt, indem sie das entehrende Joch, unter welches alle Franzosen ihren Naken gänzlich gebeugt hatten, zerbrachen, um ihnen kein anderes, als das sanfte, leichte und anbetungswürdige der Religion zu hinterlassen. Sie sind die denkenden Räthe des Staats, und es ist viel daran gelegen, daß in einem Staate viele dieser denkenden Räthe angetroffen werden.

Der unparteiische Leser mag nun urtheilen, was von den Theologen oder Philosophen in Frankreich die öffentliche Hochachtung, und mit ihr den Schuz der Regierung verdient. Das Räthsel wird leicht aufzulösen seyn, wenn man nur auf den Nuzen der einen, und auf das Uebel, welches die andern ge-

stiftet haben, Rükſicht nimmt. Der Ruhm einer Nation kömmt nicht von denen, die die Gedanken und die Vernunft in Ketten ſchmieden, ſondern von der weit kleinern Anzahl derer, die ſie anbauen; wenn es anders wäre, ſo würde Spanien und Portugall, dieſe, durch ihre Dummheit, worein ſie die Vorurtheile geſtürzt haben, zwo lezten Nationen in Europa, die zwo erſten, in Rükſicht der Ehre und des Ruhms ſeyn; denn in keiner Gegend gibt es ſo viele Theologen, ſo viele Inquiſitoren und ſo wenige Philoſophen.

Betrachtet man aber die Theologen in Rükſicht der Geſellſchaft, ſo muß man geſtehen, daß ſie durch ihre Zwiſtigkeiten eine Art von Mordgeſindel ausmachen. Man findet keine Gegend in Europa, die ſie nicht durch ihre Spaltungen verwirrt und zerrüttet, ja manche derſelben mit Blut bedekt haben. Während dieſen Religionskriegen ſprachen die Philoſophen bald mit erhabener, bald mit gedämmter Stimme: „Brüder, laßt uns friedlich mit einander „leben; es iſt thöricht, ſich wegen eines leinenen „Chorhemds zu würgen, und ſich wegen der unbe„ſtändigen Gnade und der Bulle Unigenitus herum„zubalgen. Gott, deſſen Kinder ihr alle ſeyd, be„kümmert ſich wenig darum, ob ihr ſein Wort un„ter einer oder zweien Geſtalten eſſet; ob ihr, „wenn ihr vom Bette aufſteht, ihm lateiniſch oder „franzöſiſch dankt; ob ihr ihm die Ehrerbietung mit „dem rechten oder linken Fuße erweißt.“ Durch öftere Wiederholung dieſer Wahrheiten machten die

Philosophen, daß man auf sie hörte; und kaum hatte man auf sie gehört, so errötheten die Völker, sich wegen närrischen Vorspieglungen erwürgt zu haben.

Betrachtet man endlich die Theologen in Ansehung der Religion, so wird man sehen, daß sie es sind, die unsere Geheimnisse in Ursachen zum Zank und eines unendlichen Hasses verwandelt haben. Die Philosophen im Gegentheil haben daraus Gegenstände der Ehrerbietung und des Stillschweigens gemacht. „Laßt uns: sagten sie, das, was die schwa„che menschliche Einsichten nicht begreifen können, „anbeten, und nicht darüber streiten; denn jeder „Zank gibt Ursache zu Beleidigungen, und vertilgt „die Liebe.“

Wirklich kann man durch Zanken und wechselseitige Beschimpfungen wegen der Gnade, womit man sich so lange Zeit abgegeben hat, Gott unmöglich gefallen. Der Philosophe, welcher sich, wenn er diesen guten und gerechten Gott anbetet, gänzlich verläugnet, ist Gott weit angenehmer, als alle diese Mailändische, Kastilianische, Lusitanische, Batavische, Gallische Hierophanten, welche aus Schlüssen ergründen wollen, wer er ist, wie er ist, und die in der Tollheit ihrer Schlüsse sowohl die Art, wie er seine Gaben austheilt, zu ergründen, als auch seiner Allgütigkeit enge Grenzen zu sezen, wagen.

Ende der Geschichte der Sorbonne.

Anmerkungen zum zweiten Bande.

Kap. 38. (1) Seite 2–3. Mezerai sagt: „Das gemeine „Volk, welches sich, je unwissender es ist, um so viel mehr „in Religionssachen mischen will, war schon von sich selbst „hizig genug. Die Beichtväter und Gewissensräthe hezten „die Bürger, die einfältig und leichtglaubig waren, ver„mittelst der Beicht und durch die Ueberredung ihrer Wei„ber noch mehr auf, und unterhielten sie durch Kongrega„tionen, Brüderschaften, durch Altäre oder Kapellen, die „sie mit silbernen Gefäßen, mit Bildern und Agnus Dei „ausschmükten, und durch Prozessionen, die sie von Brie, „aus Champagne und der Picardie kommen ließen, in ih„rem Wahnsinne. Die Personen, die mit diesen Prozessio„nen giengen, waren alle weiß gekleidet, wann sie in Paris „eintraten; daher bekam dieses Jahr den Namen: **Jahr „der weissen Prozessionen.**

Kap. 44. (1) Seite 62. Einige Schriftsteller haben behauptet, daß Doctor Guerin derjenige ist, der zum Texte seiner Predigt das Wort guerra wählte, und daß er es dreimal wiederholte; wir haben nicht Zeit, diese That, welche, wie jeder selbst urtheilen kann, eine der wichtigsten aus der Geschichte der Franciskaner ist, zu beleuchten; wir unterwerfen sie, wie billig, dem Urtheile der Gelehrten dieses Ordens; unterdessen kann man sicher behaupten, daß der Doctor Guarinus seinem Mitbruder, dem Doctor Pignarol, im Fanatismus nichts nachgab; wir wollen nur noch hinzusezen, daß sie beide Savoyer, und ihres Handwerks Prediger, Mönche und Theologen waren.

Kap. 46. (1) Seite 72. Vor den Berathschlagungen der Sorbonne wurde gemeiniglich ein Schmauß gehalten. Wenn nun die Köpfe der Doctoren erhizt waren, so faßten sie ihre Decrete ab; daher jene Sprüchwörter, die lange gebräuchlich waren: **Sorbonnisch trinken**, statt

zu sagen: sich berauschen. **Sorbonnischer Wein**, statt schlechter Wein; **nach dem Trinken entscheiden**, statt zu sagen: der Sorbonne nachahmen.

In dem Antichopinus, welches eine drollichte Schrift dieser unglüklichen Zeiten ist, findet man: Chopinare est unus gradus ad magistrum nostrandum in Sorbona. Schöppeln ist der erste Grad, um Magister noster in der Sorbonne zu werden.

Kap. 68. (1) Seite 297. In den Augen der Theologen besteht das Verbrechen des Belisars darinn, daß er den Pabst Sylverius des Priesterroks beraubet, ihn in einen Reitknechts-Sak gestekt, in einen tiefen Graben gestürzt, und die päbstliche Würde dem Unterdiakon Vigilius für vierhundert Mark Goldes verkauft habe.

Man wird über die Wahrheit dieser dem Belisar vorgeworfenen Thatsachen keine Untersuchungen anstellen; doch muß man bemerken, daß dieser General in dem Pabste Sylverius einen Verräther strafte, der mit den Feinden einverstanden war, und daß das Gold des Unterdiakons Vigilius nüzlich zur Besoldung der Armeen angewendet wurde, die die Barbaren, welche in ihrer ungestümmen Wuth das Reich und das Priesterthum umzustürzen drohten, im Zaume hielten.

Kap. 69. (1) Seite 309. Xaka war in Japon das, was Laokium in China, was Foe in Thibet, und was zwei tausend Jahre nachher Mahomet in Arabien war. Ein Gesandter Gottes in den Augen des unwissenden Pöbels, und ein berüchtigter Marktschreier vor den Augen der Philosophen.

Kap. 71. (1) Seite 323. Nicht nur in den zwei lezten Jahrhunderten hat die Sorbonne die Gelehrten verfolgt; Sleidan sagt: „Die Theologen der vergangenen „Zeiten waren immer geneigt, die Gelehrten zu bekriegen, „und dies darum, weil sie ihre grobe Dummheiten durch „sie entdekt und verachtet sehen: est hoc omnino inscitum

ſuperioris ætatis theologis, ut viros doctos exagitent. Hujus autem rei cauſa eſt, quod inſcitiam ſuam vident eſſe deſpectam. Lib. V. p. 84.

Und an einem andern Orte: „Niemalen fand ſich ein „rechtſchaffener und geſchikter Mann, der nicht durch ſie „gequält worden wäre.“ Omnes omnium temporum viros bonos & eruditos ab iplis perpetuo fuiſſe devexatos. Id. lib. 2. p. 27 An. 1720.

Woher dieſer lange Zank zwiſchen den Philoſophen und Theologen? daher: die Weiſen und Gelehrten aller Länder haben zu den Sorbonniſchen Gelehrten und zu allen Theologen der Erde geſagt: redet deutlich, redet vernünftig, und wir wollen euch glauben. „Die Vernunft „kommt hier nicht in Betrcht, haben die Theologen im„mer geantwortet; auch iſt die Frage nicht, ob man das „verſteht, was wir lehren; ſondern nur davon iſt die Rede, „daß man das glaube, was wir ſagen, und inſonderheit, „daß man nicht darüber nachgrüble.“

Ungefehr eben dies ſagte im Jahr 1663 der gute Godeau, der Biſchof von Vence, in einem zur Ehre der Sorbonne verfaßten Gedichte; er ſagt nemlich von der Religion:

Erſtaunet euch nur nicht, auch Dornen drinn zu finden,
Und nehmet euch nicht vor, das Dunkle zu ergründen,
Bewundert doch vielmehr das Finſtre dieſer Nacht,
Und aus der Dunkelheit ſchließt ihres Lichtes Pracht. *)

Ebendaſ. Kap. (2) Seite 324. Wirklich iſt das ein ſehr elendes Land, worinn das Volk der Mönche und Theologen nicht denken und reden kann. Dieſe Völker, wird man mir ſagen, ſind ja glüklich? Wie! ſollte das Glük darinn beſtehen, daß man ſeine Herabwürdigung nicht

*) Ne vous étonnez pas d'y trouver des épines,
Ne penſez pas percer les ténèbres divines,
Admirez de la nuit l'obſcure profondeur,
Par ſon obſcurité jugez de ſa ſplendeur.

fühlt? Dies wäre das Glük der Sklaverei. Wir können noch mehr sagen, dies wäre das Glük des Lastthiers, welches zufrieden in seinen Stall zurük zu kehren, wann es einige Disteln in seinem Freßtroge sieht, so wohl die drükende Last, welcher es fast unterlegen wäre, und die rauhen Pfade, welche es überschritten, als auch die Stokschläge, mit denen man ihm, um es in Gang zu bringen, zugesezt hat, vergißt. Der Mensch ist nur dann wahrer Mensch, wenn er seine Gedanken anwendet und seine Geisteskräfte entwikelt.

Wie lasterhaft sind sie also! wie sehr sind sie zu fürchten, diese Marktschreier, die die Menschengattung so sehr herabgewürdiget haben! sie haben die Menschen ungefehr so behandelt, wie die Landstreicher auf Messen eine Heerde Affen behandeln, die, wann sie denselben einen Maulkorb angelegt haben, sie mit Peitschenschlägen niederzuknien, die Hände zusammen zu legen, und einige Worte, die sie nicht verstehen, zwischen den Zähnen herzumurmeln, zwingen. Der Philosophen Pflicht ist es, die Affen, ihre Kameraden, des Geschreis der Priester und der Unwissenheit ungeachtet, zu der Würde der Menschen zurüke zu rufen, und sie in den Zustand des Denkens zu versezen.

Doch so eben fällt mir, in Ansehung dessen, was ich von den Landstreichern gesagt habe, ein, daß ich ziemlich entehrend von den Portugiesen und Spaniern geredet habe, ich bitte deswegen meine Leser um Verzeihung. Ich gestehe, daß man sie unter die Nationen, welche singen, welche tanzen, welche verdauen, welche sich herumschlagen, und welche die Kunst zu lieben aus dem Grunde verstehen, zählen kann. Aber kann man sie auch, der Wahrheit gemäß, unter die kleine Anzahl der europäischen Nationen sezen, welche ihr Gedächtniß anbauen, und mit jedem Tage dem äußersten Grade der Aufklärung, daß heißt: der Freiheit um einen Schritt näher kommen? Dies ist der einzige Zwek der Fortschritte der menschlichen Kenntnisse.

Gedult! der Spanier Zeit wird auch kommen; die Vernunft, welche auf der Post aus Frankreich in alle Gegenden Europens reiset, machte sich vor etlichen Monaten auch auf den Weg nach Spanien; als sie auf die Grenzen gekommen war, blieb sie plözlich über das Geheul, welches zwei scheusliche Ungeheuer, der Aberglauben und der Despotismus, aus Furcht vertilgt zu werden, anstimmten, etwas betroffen stehen. Die Vernunft wagte es nicht, in Spanien einzudringen; sie befürchtete, die Wuth dieser beiden Ungeheuer noch mehr zu reizen; aber ich sahe sie die Pyreneen hinaufklimmen, und auf den höchsten ihrer Berge ein Panier aufpflanzen, an dessen Spize sie die Kokarde der Freiheit aufstekte.

Zur nemlichen Zeit sah ich die braven Catalonier, Murcier, Navarrer, Andalusier, Cantabrier und Castilianer diese Kokarde mit Verwunderung betrachten, und hörte sie sagen: **bei meiner Treue, sie ist sehr schön!** weil sie denn so schön ist, sagte ein kühner Catalonier: **warum nehmen wir sie nicht?** und alle andern schrien zur Wette mit einander: warum nehmen wir sie nicht!

Nach diesem ersten Schwung der Seele, welche zu denken und sich ihrer Sklaverei zu schämen anfängt, sahe ich sie den schimpflichen Knebel, womit ehrlose Inquisitoren seit dreien Jahrhunderten ihren Mund verschlossen hielten, weit von sich werfen.

Was ich aber in Ansehung der Spanier am meisten befürchte, ist, daß sie, wenn sie sich von ihrem Knebel befreien, den Zügel zwischen die Zähne nehmen möchten.

Ende der Anmerkungen zu dem zweiten Bande.

Innhalt des zweiten Bandes.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Die Sorbonne sezt Heinrich den Dritten ab. Ausschweifung der Pariser. Gefangennehmung des Parlaments. Peinliches Verfahren gegen Heinrich den Dritten. Ausgelassenheit der Prediger. Vermahnung an die Pariser. 1

39tes Kapitel. Neuer Schluß der Sorbonne gegen Heinrich den Dritten. Sixtus der Fünfte thut ihn in den Bann. Rede an die Sorbonne. 16

40tes Kap. Heinrich der Dritte durch einen Dominikanermönch ermordet. 24

41tes Kap. Schluß der Sorbonne gegen Heinrich den Vierten. Königliche Würde des Kardinals von Bourbon. Beicht des Givri. 31

42tes Kap. Neuer Schluß der Sorbonne gegen Heinrich den Vierten. Blockirung der Stadt Paris. Hungersnoth. Abscheulichkeiten. Musterung der Waffenträger der streitenden Kirche. Doktor Rose. 37

43tes Kap. Heinrich der Vierte wird von neuem in den Bann gethan. Die Liguisten und die Sorbonne bieten Philipp dem Zweiten die Krone von Frankreich an. 46

44tes Kap. Gondi, Bischoff von Paris, weigert sich, den Schluß der Sorbonne zu unterzeichnen. Parlamentsglieder gehenkt. Bittschrift der Sorbonne an Mayenne. 54

45tes Kap. Stände von Paris. 62

46tes Kap. Die Revolution wird in Frankreich durch gelehrte Leute vorbereitet. Fragment aus der Satyre Menipée. 69

47tes Kap. Censur der Sorbonne. Abschwörung Heinrichs des Vierten. Brief eines Doktors der Sorbonne. 99

48tes Kap. Teufelslehre der Sorbonne. Barriere wird vervierttheilt. 111

49tes Kap. Arbeiten gelehrter Männer, das Volk aufzuklären, und Heinrich dem Vierten zu dienen. Die Liguisten, das Parlament und Mayenne erstaunt. Prozeßion nach St. Genovefa. Einzug Heinrichs des Vierten in Paris. Wuth eines Predigers. 120

50tes Kap. Zerstreuung und Strafe der Fanatiker. Prozeß gegen die Jesuiten. Sonderbarer Schluß der Sorbonne. Heinrich dem Vierten wird meuchelmörderischer Weise nachgestellt. Die Jesuiten werden verjagt. 128

51tes Kap. Drohungen, ein Patriarchat in Frankreich zu errichten. Heinrich der Vierte in Rom absolvirt. Aufrührische Sätze in der Sorbonne.

Doktor Rose wird verurtheilt, öffentliche Abbitte zu thun. 141

52tes Kap. Die Statthalter sind Miethlinge. Die Jesuiten werden wieder hergestellt. Von dem Doktor Bratenwender. Der Sorbonne wird aufs neue durch das Parlament ein Verweis gegeben. 150

53tes Kap. Von dem Philosophen Charron, dem Jesuiten Mariana, und dem Ravaillac, dem Mörder Heinrichs des Vierten. 154

54tes Kap. Von Richer, dem Syndik der Sorbonne, und den Verfolgungen, welche dieser tugendhafte Bürger erdulden mußte. Von einem Karmeliten, einem Wunderthäter. 163

55tes Kap. Abscheuliche That des Pater Josephs, eines Kapuziners. Unsinniger Schluß der Sorbonne. Schwachheit und Tod des Richer. 178

56tes Kap. Vanini in der Sorbonne verdammt, und zu Touluse verbrannt. Drei Chymisten in der Sorbonne verdammt, und durch das Parlament von Paris verbannt. 183

57tes Kap. Der Abbé von St. Cyran wird eingethürmt. Arnaud aus der Sorbonne gestossen, und durch Pascal gerochen. Thorheit des Formulars. 190

58tes Kap. Alexander der Siebente verdammt die Sorbonne. Das Parlament verdammt Alexander den Siebenten. 208

59tes Kap. Zank des Hauses der Sorbonne mit den Schauspielern. 213

60tes Kap. Von Descartes und der Verdammung seiner Lehre in der Sorbonne. 215

61tes Kap. Von Maria Agreda und ihren durch die Sorbonne verdammten Erscheinungen. 218

62tes Kap. Die Franziskaner und die Huronen vor dem Richterstuhle der Sorbonne. 224

63tes Kap. Die Jesuiten und die Chinesen durch die Sorbonne verdammt. 230

64tes Kap. Von der Bulle Unigenitus in Frankreich; sie wird durch die Sorbonne bald angenommen, bald verworfen. Von dem Doktor Grand-Colas. 239

65tes Kap. Der Czar Peter der Erste in der Sorbonne. Von den Abgeordneten der Sorbonne nach Rußland. 257

66tes Kap. Von dem Diakonus Paris; von den Wunderwerken, die er auf einem Kirchhofe und auf den Fruchtböden verrichtete. Wunderbare Bekehrung eines Parlamentsrathes. 268

67tes Kap. Montesquieu durch die Sorbonne gerichtet. Buffon bedroht. Die Encyclopädie. Deismus in der Sorbonne behauptet. 288

68tes Kap. Von Belisar und dem H. Marmontel, beide durch die Sorbonne verdammt. 297

69tes Kap. Von den Billigungen (Approbationen) der Sorbonne. 308

70tes Kap. Von den in der Sorbonne angestellten Berathschlagungen. Weise Antwort der Sorbonne an das Parlament. Beschimpfung, welche die Sorbonne dem Andenken des l'Hopital, dem Buffon, dem Raynal und dem Mabli erwiesen hat. 314

71tes und leztes Kapitel. Kurze Uebersicht der Geschichte der Sorbonne. 322

Anmerkungen zum zweiten Bande. 327

Ende des Innhalts vom zweiten Bande.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duvernet, Théophile Imarigeon, 1734-1796

J. Duvernets Geschichte der Sorbonne in welcher der Einfluß der Theologie auf den Staat gezeigt wird

Bd.: 2

Straßburg (1792)
H.lit.p. 102 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10731969-0
VD18 80269737-001